

Adolf Cheer gemalt. *Gedrukt J. Kaufmann.* *Stahlst. v. F. Zastiera.*

THALIA

Taschenbuch

für das Jahr

1845.

Zwei und Dreifsigster Jahrgang.

Herausgegeben

von

Johann Nep. Vogl.

WIEN

in Commifsion bei Jacob Dirnböck.

THALIA.

Taschenbuch

für

1845.

Herausgegeben
von
Joh. Nep. Vogl.

Mit fünf Stahlstichen und einer Musikbeilage.

Wien.
In Commission bei Jacob Dirnböck.

Zum Besten der Witwe des Schauspielers

Ziegelhauser.

Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Ihro Königlichen Hoheit

der

durchlauchtigsten Frau

Prinzessin

Amalie Marie Carolina

von Schweden rc. rc.

in tiefster Ehrfurcht gewidmet.

Widmung.

All' was der nüchterne Verstand
Ins wirre Leben hat gerufen,
Was eine kunstgeübte Hand
Und Wasser, Erd' und Feuer schufen —
Der Winkelzug — des Kreises Rund,
Die vielen tausend steten Formen,
Das Wie am Ding — sein inn'rer Grund,
Wozu es ist — nach welchen Normen
Was Geistesschärfe hat gebaut
Und wiederum der Witz vernichtet,
Was man begreift und hört und schaut
Und nach Gesetzen mißt und richtet —
Das findet offen tausend Hallen
Und Mäcenate hier und dort,
Nicht darf es ängstlich suchend wallen,
Denn wo geboren — lebt es fort.

Doch was von Munde geht zu Mund,
Ein Sang begeisternd, hell,
Was in des Inn'ren tiefstem Grund
Entspringt ein frischer Quell —

Was von der Geister Lust und Weh
Die Sage forterzählt,
Und wie von Elf' und Gnom und Fee
Jedwedes Blatt beseelt —
Das Lied von Herzens Qual und Noth,
Vom Auge, das sich blind geweint,
Von Gattentreu' bis in den Tod,
Und wie's das Mutterherz gemeint —
Der Hirtenpfeife leisen Schall,
Der Blumen stillen Traum,
Und wieder, wie des Sturmes Schwall
Entlaubt den grünen Baum —
Den Schmerz auch, der im Stillen brennt
Und langsam tödtend, frißt,
Den Niemand sah und Niemand nennt,
Weil er zu schrecklich ist —
Jedwede Lust und jede Pein,
Sie faßt ein Frauenherz allein!

So nimm auch Du Thalien auf
Mit fürstlich hoher Milde,
Sie zeigt Dir dieses Daseins Lauf
Im Liede nur, im Bilde.
Schließ' in Dein zart gebildet Herz
Die fremde Lust, die fremden Weh'n,
Denn schöner als auf Stein und Erz,
Sie in dem Frauenherzen steh'n!



Naielwander del. M. Hofmann sc.

Das Tscherkessenmädchen.



Die Blumenhexe von Riegersburg.


Mezler I.B del. Krepp I. sculp.

Ada.



Mathilde ?

Erklärung der Kupfer.

Welche?

Novelle.

Von

Mathilde Felbern-Rolf.

„Aber so erzählen Sie uns doch Etwas!“ — rief die blühende Ida ihrem Vetter zu, einem jungen Diplomaten, welcher auf einige Zeit in den Kreis seiner Familie zurückgekehrt war, und eben in einer nachdenkenden Stellung in seinem Armstuhl lehnte. — Seine junge Schwägerin die Frau seines älteren Bruders wiederholte diese Worte, und fügte noch schalkhaft bei:

„Ich staune, lieber Marent, einen jungen Diplomaten nach einem Aufenthalt von mehreren Monaten in Neapel, zwei Jahren in London, vier Jahren in Paris, so wortkarg zu finden. Sie sollen keinen Augenblick schweigen, denn wem die Gabe eigen, so angenehm zu erzählen wie Sie, begeht ein Verbrechen an der Gesellschaft, wenn er das Stocken der Conversation nicht verhindert.“

„Sehr gütig, theure Aurelia,“ entgegnete der Aufgeforderte sich flüchtig verneigend, „ein Theil unserer Weisheit besteht im Schweigen — schweigend beobachten wir. — Kommt ein Diplomat einmal in das Reden, dann wehe dem, der nicht Langmuth und Geduld besitzt.“

„Nun denn! ich hoffe mon cher, Sie werden uns nicht von der belgisch-holländischen Frage, den Tractaten der vier Mächte, oder der Befestigung von Paris erzählen?!“ rief entsetzt eine alte Tante von dem Canape herüber, und Aurelia unterbrach das Lachen der Übrigen, indem sie sich abermals an ihren Schwager wandte.

„Eben recht, da wir von Beobachten sprechen, und ich früher von London, Paris und Neapel, so gestehen Sie uns aufrichtig, lieber Marent, wo gefielen Ihnen die Frauen am besten, in Italien, England oder Frankreich?“

„Ach! das ist eine herrliche Idee von dir, Aurelia,“ jubelte eine muthwillige Blondine, „wir wollen doch sehen, ob wir mit dieser Frage deinen Herrn Schwager nicht ein Bischen in die Enge treiben können.“

„Ja vortrefflich!“ riefen zugleich ein halbes Dutzend jugendlicher Frauenstimmen unter Gelächter. „Er soll bekennen, in welcher Nation er die Damen am liebenswürdigsten fand.“

Unser junger Diplomat blieb wie ganz natürlich dem Anscheine nach sehr ruhig in seiner behaglichen Stellung sitzen, jedoch wurde ihm in Geheim etwas unwohl zu Muthe, und er sprach nach einem kurzen Nachsinnen:

„Also in Erwägung, daß —“

„Ach fort da mit dem langweiligen Protokollston!“ rief Ida und hielt ihre kleine Hand dem Vetter auf den Mund, und ein älteres Fräulein der Gesellschaft sprach:

„Weder eine Italienerin, eine Französin noch eine Engländerin ist gegenwärtig. — Also **sans façons** aufrichtig gesprochen.“

„Aber bedenken Sie, meine Hochverehrtesten, vor einem Kreis von Damen soll ich ein Urtheil über Frauen fällen und noch dazu bin ich ganz allein. — Wenn Sie mir nicht den abhandelnden radificirenden Ton erlauben wollen, so bewilligen Sie mir wenigstens, daß ich mein Urtheil in die Form einer Erzählung einkleide.“

Marent richtete bei diesen Worten einen halb listigen, halb fragenden Blick auf eine junge Dame in Halbtrauer, welche die ganze Zeit über, weder durch Worte noch durch Mienenspiel Theil an der Unterhaltung nahm, sondern in ihren **Fauteuil** nachlässig zurückgelehnt, gleichgiltig die zierlichen Stahlstiche des elegant gebundenen **The keepsake** betrachtet hatte; selbst jetzt schien sie auf die zum Theil auch an sie gerichtete Frage nicht zu achten, und als dem jungen Diplomaten, von den Damen ein einstimmiges — „Gut! das erlauben wir;“ — zugerufen wurde, klappte sie langsam das Buch zu, schob es vor sich auf den Tisch hin und blickte ernst und schweigend, gegenüber durch die hohen Glasthüren hinaus auf den, von den buntfarbigsten und würzigsten Blumen bekränzten **pleasure-ground.**

„Nun denn, es sei!“ nahm Marent wieder das Wort, „jedoch es ließe sich weit besser erzählen, wenn hier im

Salon ein Kamin wäre, worin ein Feuer loderte, wenn ein Theekessel auf dem Tisch stände.«

»O! es ist gar nichts schon so sehr verbraucht und abgenützt als dieser Anfang,« unterbrach die Blondine. »Wenigstens 300 Novellen beginnen damit: die Gesellschaft saß am Theetisch versammelt, draußen heulte der Sturm, im Kamin loderte eine helle Flamme, und alles rückte näher an den Erzähler. — Fürwahr, Marent, das ist von sehr schlechtem Geschmacke.«

»Den Theekessel wollen wir Ihnen noch allenfalls erlauben,« rief Aurelia, zog die Handschuhe ab, und schickte sich an, den Thee zu bereiten, denn die Bedienten hatten so eben die Brote mit allen den vielen, zu einem eleganten Frühstück unentbehrlichen Entbehrlichkeiten gebracht.

»Die lodernde Flamme im Kamin müssen wir uns aber durchaus verbieten,« sprach die Tante, und fächelte sich Luft zu, »denn es scheint heute ein ziemlich warmer Juliusmorgen zu werden.«

»Den Sturm ebenfalls,« fügte eine schlankgebaute Brünette hinzu, »denn wir beschlossen für den Abend eine Cavalcade.«

»Das neugierige Näherrücken an den Erzähler wollen wir aber zugeben, lieber Vetter, und auch sogleich ausführen,« scherzte eine kleine sechzehnjährige Cousine und im nächsten Augenblick saß sie dicht neben Marent und nahm eine aufhorchende Stellung an. — Der junge Diplomat lächelte und sprach:

»Ich war zu lange Zeit in London, um nicht das Vor-

treffliche einer englischen Sitte einzusehen, nämlich niemals Personen bei ihren Familiennamen zu nennen. — Erlauben Sie mir, daß ich diesen Gebrauch für meine Erzählungen beibehalte. Sodann muß ich Ihnen, meine Damen, die Versicherung geben, daß ich nur Ihren Wünschen auf ausdrücklichen Befehl gehorche, und bitte mich daher nicht vorschnell für einen eitlen Gecken zu halten, der sich mit Verhältnissen rühmt; ich denke, der Schluß wird Sie eines Besseren überzeugen.«

Aurelia nickte ihrem Schwager freundlich lächelnd zu, Marert fuhr fort:

»Ich lernte in London, in dem Hause eines Gesandten, Lady Arabella, die Gemahlin eines der heftigsten Tory's kennen, sie war eine Frau von seltener Schönheit, groß und schlank, bleich und blond, trug ihre Physiognomie und Gestalt, ganz den Typus ihrer Nationalität. — In ihrer Miene sprach sich ein Ernst, ein edler Stolz aus; ihr Benehmen war von einer Ruhe, einer Würde, daß es meine Bewunderung erregte, mir für dieses Wesen das höchste Interesse einflößte. — Es war einer jener Abende en petit comité, welche in Paris und Wien so schnell verfliegen, die in London aber sich so steif und langweilig abhaspeln; einer jener Abende, an welchen einige nebelrauhe Stimmen die Lieder Mendelssohn-Bartholdy's, Halevy's, Paer's oder Donizetti's — der Lieblinge der Londoner Salons — mit obligatem Beifall ableiern, an welchen einige Quadrillen, schottische Reels gegangen, und ein Straußischer Walzer gehopset wird.«

„Die Frau vom Hause forderte mich auf, mit einer etwas brünetten Irländerin ein Duett zu singen, ich gehorchte dem Befehl, und da der junge Mann, welcher am Piano saß, meines Erachtens gar zu unbarmherzig und tactlos darauf herum hämmerte, nahm ich seinen Platz ein, und war bald durch Spiel und Gesang zu sehr beschäftiget, um auf das, was rings um mich herum vorging, achten zu können. Wir sangen Blangini's „**Care pupille**;“ man war mit uns sehr nachsichtsvoll, denn am Schlusse gab es Lob und Bewunderung im Überfluß; ich wollte so eben das Piano verlassen, als Lady Arabella auf den Arm des Herrn vom Hause gestützt, sich mir nahte und mich bat, ein deutsches Lied zu singen. — Ich läugne nicht, daß diese Bitte mich aus dem Munde einer Engländerin überraschte und erfreute; ich fragte sie, ob sie mehrere deutsche Lieder kenne, vielleicht selbst deutsch spreche. Sie erröthete, wenn man diesen flüchtigen Anhauch von Farbe, welcher die Wangen einer Engländerin überfliegt, Erröthen nennen kann —“

„Da haben Sie ganz recht,“ unterbrach hier Aurelia ihren Schwager, „ich finde, die meisten Engländerinnen gleichen einer **Rosa theca flaveszens.**“

„Allerdings, schöne Aurelia,“ sprach Marent verbindlich, „denn alle jungen Mädchen und Frauen werden mit Rosen verglichen, mit weißen und rothen.“

„Ich finde Aureliens Vergleich ganz vorzüglich treffend,“ bestätigte die alte Tante, „denn alle Brittinnen haben ein bleiches und kränkelndes Aussehen. Man muß zwar

die Schönheit einer **Theea** bewundern, doch wird uns die einfachste Heckenrose mehr entzücken.«

»Schön! liebes Tantchen, helfen Sie mir,« jubelte Aurelia, »hier zum Lohne reiche ich Ihnen die duftendste Tasse Thee, welche je diesseits des Canals getrunken wurde. — Doch, Marent, Sie kommen von Ihrer Erzählung ab.«

»Mylady nannte mir deutsch einige Lieder, und nur mit Mühe konnte ich bei der fremdartigen Aussprache darunter Schubert's Erlkönig unterscheiden. Ich nahm meinen früheren Platz wieder ein, sang und spielte ohne Noten, konnte daher die Gesellschaft beobachten. — Die jungen Lady's blickten mich scheu an, denn trotz dem, daß die Meisten die Worte nicht verstanden, so erregte ihnen das Sturmgebrause der Musik ein Grauen, ohne sich selbst davon Rechenschaft geben zu können. — Die Herrn streckten ihre Hälse, sahen mit ihren Gläsern nach dem Flügel, dessen Besaitung zitterte und bebte, und aus ihren leisen Fragen bemerkte ich, daß sie zweifelhaft waren, ob die Composition von Gluck, Mozart oder Beethoven sei. Armer Landsmann, du bist in London viel zu wenig gekannt! — Mylady dankte mir durch ein mehr huldvolles als verbindliches Lächeln, das Eintreten eines gefürchteten Mitgliedes der Oppositionspartei machte dem flüchtigen Beifall schnell ein Ende, eine Stunde später verließ Mylady den Salon, ich that wie zufällig dasselbe, um noch im Vorsaal einen Blick von ihr zu erhaschen.«

»Von diesem Tage an war ich nicht mehr Herr meiner

Zeit, denn alle Stunden, welche mir meine Geschäfte fre ließen, erhielten schon am Morgen ihre Bestimmung. Mein Kammerdiener nämlich wußte sich die genauesten Nachrichten aus dem Hause des Lords zu verschaffen. Ich fehlte weder des Morgens in der Hannover-Square, um zu sehen, wie Mylady federleicht über dem geöffneten Wagenschlag herabschwebte und mit zierlichen Schritten die bedeckten Glasgänge der St. Georgskirche durcheilte, noch fehlte ich des Mittags in der Regentstreet, um von ihr ein flüchtiges Kopfnicken zu erhaschen, wenn sie von Boutique zu Boutique fuhr, um Stoffe, Spitzen und Bänder zu wählen, ich drängte mich oft auf der Straße unter einen Haufen **tag-rag-and-bobtail**,*) um sie unbemerkt in ihrem Wagen oder in einem Mode-Magazin beobachten zu können. Des Abends eilte ich ins Drury-Lane, in das Queens-Theater, oder in den Salon, wo ich sie zu sehen hoffte. Doch wozu diese näheren Details, ich will Sie, meine Damen, nicht länger damit langweilen, muß Sie aber auch versichern, daß ich mit Mylord auf dem trefflichsten Fuße stand.

„Ich war entzückt über seine letzte Rede im Hause der Lords, und beklagte nur, daß ich kein Stenograph sei. — Ich ließ mir ein Tilbury nach dem seinen machen, und überließ ihm meinen kleinen Tigne, welchen er so sehr lobte. Ich zeichnete ihm eine Karrikatur seines Gegners, im Hause der

*) The tag-rag-and-bobtail (zusammengelaufenes Gesindel) ein verächtlicher Modeausdruck für den Londoner Pöbel.

Gemeinen, dem ehrenwerthen Mitglied für Northampton, und bat ihn mir einige Rathschläge zu geben, auf welche Art man ein Pferd am besten in Training setze. Ich disputirte alle Tage mit ihm über die Artikel der Times, des Globe und des Standard, und ließ mir mehrere Mal erklären, daß der Morning-Advertiser ein mehr ministerielles als radicales Blatt sei. — So kam es, daß ich mit Mylord beinahe in einem besseren Verhältnisse stand als mit Mylady, denn je freundlicher Mylord wurde, desto ernster wurde Mylady, und je zutraulicher und gesprächiger Se. Herrlichkeit sich bezeugte, desto mißtrauischer und wortkarger benahm sich Mylady. Der Blick ihrer veilchenblauen Augen ruhte immer ernster und forschender auf mir, die schmalen zarten Lippen wurden stets kälter zusammengepreßt und spöttischer verzogen. Ich mußte nun auf der Promenade oft minutenlang nach dem Moment haschen, ihrem Blick zu begegnen, um sodann ihr kaum merkliches Nicken erspähend, sie grüßen zu dürfen. — Man muß diese Insulanerinnen kennen, um ihren Stolz zu ermessen. Liebe und Eigensinn spornten mich an, um jeden Preis Arabellens Gunst zu erwerben, und ich verfolgte mein Ziel.«

»Ergänzen Sie den Satz, Marent, Eigensinn und Eitelkeit,« unterbrach Aurelie ihren Schwager. Der Erzähler lächelte so unentschieden und nichtssagend, wie es einem Diplomaten ziemt, und fuhr fort:

»Eines Abends kam ich aus dem Haymarket-Theater nach Hause, ich hatte so eben Sheridan Knowles **the Bridal** zum dritten Male gesehen, leider aber nicht sie, welche ich

eigentlich zu sehen gehofft hatte, übellaunig warf ich mich in den Fauteuil an meinen Schreibtisch, da fiel mir ein Billet in die Augen, welches durch seine zierliche Form, durch die netten kleinen Schriftzüge von Damenhand zu kommen schien. Ich ergriff es hastig, es duftete nach **Extrait de miel d'Angleterre.** Ach! es ist nichts einschmeichelnder, als wenn Personen, welche man liebt, ihre eigenthümlichen Parfume haben, dieser leichte Duft sich über alles verbreitet, was von ihnen kömmt; ich öffnete, es standen nur die wenigen Worte darin:

„Morgen Vormittags um 5 Uhr.“

Keine Unterschrift, keine Sylbe mehr, und doch, ich wußte von wem diese Zeilen kamen, — ich war glücklich. Am andern Tag zur bestimmten Stunde erschien ich bei Mylady, — ich betrat den kleinen Salon. — Niemand war noch da, ich lehnte mich mit dem Rücken gegen ein Fenster und ließ meine Blicke an den Wänden herumschweifen; — man prägt sich so gerne die Gegenstände in das Gedächtniß ein, welche ein geliebtes Wesen umgeben. Meine Augen blieben gegenüber an der Bronzuhr haften, es fehlten noch 3 Minuten auf 5 Uhr, ich konnte mich überzeugt halten, daß im ganzen Hause von der großen Wanduhr unten in der Küche, bis zur kleinen Breguet in der oberen Etage auf Miladys Toilette, auf allen Uhren noch 3 Minuten von der Stunde fehlten, denn die Ordnung ist eine Eigenthümlichkeit der englischen Haushaltnng. Ich hatte also durch meinen Eifer getrieben, eine Unart begangen. Ich setzte mich einsam und allein auf eine Causeuse, langte nach dem nächsten besten

Buch und blätterte darin. Über the Beandy's herrliche Frauenköpfe vergaß ich einige Augenblicke die Zeit, — ich hörte hinter mir die Parketten knistern, sah mich rasch um, und Arabella stand vor mir; — ich sprang auf und eilte ihr entgegen. — Ach! nie erblickte ich sie schöner. — Meine Bewegung mochte etwas zu hastig und leidenschaftlich gewesen sein, und sie vielleicht besorgen, ich werde ihr zu Füßen stürzen, denn sie trat rasch einen Schritt zurück."

„Milady!" rief ich, „verstoßen Sie nicht den Unglücklichsten, — zürnen Sie mir nicht."

„Sie lieben mich?" fragte sie ruhig.

„Arabella! o nicht diesen kalten Ton, nicht diesen strengen Blick, sprechen Sie dieses Wort aus: ja ich liebe Sie, aber —"

„Beweisen Sie mir diese Liebe dadurch, daß Sie in einigen Tagen London verlassen."

„Wie?"

„Wer wahrhaft liebt, wünschet den Gegenstand glücklich zu wissen, und nur Ruhe gibt Glück."

„Und sind Sie nicht glücklich, Arabella?"

„Noch bin ich es, doch ich fürchte dieses Glück zu verlieren, und faßte daher einen Entschluß, welcher es mir unfehlbar sichert."

„Wirklich?!"

„Wenn Sie meine Bitten erfüllen, werden Sie mich niemals wieder sehen, ich Sie jedoch stets achten — lieben," setzte sie leise hinzu. „Wenn Sie bleiben, werden Sie mich zwar täglich sehen, ich Sie jedoch verachten, hassen."

„Mylady!“ rief ich gereizt, sie aber fuhr unbeirret fort: „Dieses Opfer würde ich Ihnen nicht aufbürden, könnte ich es bringen, jedoch ich kann London nicht verlassen, mich bindet die Pflicht. Auch haben Sie nicht das Recht von mir ein Opfer zu fordern, denn ich habe nicht absichtlich Ihre Verhältnisse gestört — Sie aber haben muthwillig meinen Ruf, mein Glück, meine Ruhe, auf das Spiel gesetzt.“

„Tief erschütterten mich die Worte und der Ton aus dem Munde dieser herrlichen Frau, was Trotz, Hohn, Stolz, Strenge nicht vermocht hätte, das erreichte das kaum merkliche Beben dieser sonst so hellen glockenreinen Stimme. Tiefgebeugt stand ich vor ihr und flüsterte beschämt: „ich reise!“ Arabella reichte mir ihre Hand, ich bedeckte ihre Rechte mit Küssen — sie bog sich etwas vor, ich drückte von Schmerz überwältiget meine Lippen auf die schöne bleiche Stirne, ihre Hand bebte in der meinen, rasch zog sie sich zurück, nickte mir dann wie gewöhnlich kalt und stolz zu, und während ich mich bückte, um den Handschuh aufzuheben, welcher ihr entfiel, war sie verschwunden. Ich verließ das Haus, London, England, und sah Arabella niemals wieder.“

Marent schwieg, seine kleine Nachbarin Sidonie trocknete sich eine Thräne. Ida ließ ihren Witz in einem englischen Wortspiel glänzen, die Tante warf gleichgiltig Zucker in ihre Tasse. Aurelia schien bewegt, die übrigen Damen brachen theils in Bemerkungen über das Benehmen der Engländerin, theils in Sentenzen über Pflicht und Schuldigkeit aus, nur die junge Witwe in Halbtrauer blieb stumm, und zerpflückte gedankenvoll das vor ihr im Schooße lie-

gende Bouquet. Marent machte eine kleine Pause und fuhr dann fort:

„An einem der herrlichsten Sommerabende ritt ich mit einem meiner Freunde, von dem Platze Capuana in Neapel, hinaus nach der am Meeresstrande gelegenen Vorstadt Chiaja, wir hofften in den glänzenden Equipagen, welche sich bei eintretender Kühle dort gewöhnlich einfinden, viele Bekannte zu treffen, und ritten unter sorglosem Geschwätze die breite Straße entlang. Die Palläste und die rechter Hand am Hügel befindlichen Gärten haben eine so angenehme reizende Lage; die Fernsicht über das Meer, der mit einer schwachen Rauchsäule gekrönte Vesuv, der dunkelblaue wolkenlose Himmel gaben ein so entzückendes Bild, daß wir unwillkürlich unsere Pferde anhielten, um uns einige Augenblicke länger dem Genusse hingeben zu können. Den Weg von Puzzuolo her kam singend eine Schaar trunkener Lazzaroni's. Das Pferd meines Grooms wurde scheu, und bäumte sich; der übermüthige Haufe brach in ein tolles Gelächter aus. John brachte nur mit Mühe das Pferd wieder zur Ruhe, und mein Freund Carlo donnerte dem Gesindel einige Schimpfworte zu. Das Geschrei und Gespötte der Lazzaroni's wurde nun immer ärger; John sprengte unter den Haufen und hieb einen der Frechsten mit der Gerte über die Schulter, und im nächsten Augenblick lag der arme Junge schon am Boden, und zwanzig Fäuste ballten sich, um ihm den Schlag zehnfach zurückzugeben. Ja, die Lazzaroni's hätten den unbesonnenen Burschen vielleicht erdrosselt, hätten wir uns nicht ins Mittel geschlagen. Ich riß John eben

vom Boden empor, als ich gerade noch ersah, wie einer der Trunkensten ein Beil nach Carlo schleudern wollte; augenblicklich ließ ich John los, welcher schon wieder auf den Füßen stand, und erfaßte von rückwärts den Arm des Lazzaroni; im Wurf gehemmt, sank das Beil zurück, und fiel mir so heftig auf den Kopf, daß ich besinnungslos zu Boden stürzte.«

»Als ich zu mir kam, lag ich auf einem eleganten Ruhebett, Orangenbäume wölbten von der einen Seite darüber ihre duftenden Zweige, auf der anderen Seite stand ein bejahrter Mann, dessen Aussehen und Kleidung, mehr aber noch seine Beschäftigung, mich ihn sogleich als Arzt erkennen ließ, denn er hielt noch die Lanzette in der Hand, und ein Glasbecken neben mir überzeugte mich, daß man mir zur Ader gelassen. Kaum schlug ich meine Augen auf, als der Kreis von Dienstfertigen sich neben mir öffnete, dadurch gewann ich freie Aussicht und bemerkte nun, daß ich mich auf einer jener breiten italienischen Terrassen befinde, welche mit Blumen, Stühlen und Tischen besetzt, eine Art von Salon der neapolitanischen Haushaltung bilden. Über einen kleinen gebirgreichen, sich sanft gegen das Gestade senkenden Vorgarten sah ich hinab auf das Meer, in welchem sich der Vollmond spiegelte, der einstweilen heraufgezogen war, und drüben stieg der nun leicht geröthete Rauch aus dem Krater des Vesuvs empor, und schwebte gleich einer Opfersäule auf dem azurblauen Grund des sternenbesäten Nachthimmels. Ein kleines Männlein, Carlo an der Hand führend, näherte sich mir, und gab sich unter vielen

Worten und lächerlichen Verbeugungen, als den Herrn des Hauses zu erkennen. Ich fühlte mich leider zu matt, um ihm gebührend alle seine Artigkeiten erwiedern zu können, und nicht unlieb kam mir der Befehl des Doctors mich ruhig zu verhalten. Ich befand mich ziemlich wohl, sah, daß Carlo unbeschädigt geblieben, war daher beruhigt, und fühlte mich zu behaglich unter den blühenden Bäumen, auf den weich gepolsterten Kissen, als daß ich mich nicht ohne Widerrede in alle Verfügungen ergeben hätte. Es wurde verabredet, daß Freund Carlo sich nach der Stadt zurück begeben werde, um alle nöthigen Anstalten zu treffen, daß der Arzt und John bei mir bleibe, und der Herr des Hauses versprach für mich wie für seinen eigenen Sohn zu sorgen; man gab mir Eisumschläge auf den Kopf, und ich verfiel in einen leichten Schlaf. Nach einigen Stunden erwachte ich, und vernahm so süße Klänge, eine so zaubervolle Stimme, daß ich mich erst einige Augenblicke überzeugen mußte, ob ich wirklich wache oder noch träume. John stand am Ende des Ruhebettes, ich winkte ihm und frug ihn leise, in wessen Haus ich mich befinde, wie ich in dasselbe gekommen sei, und wer so lieblich singe. John erzählte mir so leise als ihm möglich, daß, als ich auf der Straße zusammenstürzte, gegenüber aus dem Hause ein gellender Schrei erscholl; kurz darauf habe sich das Thor geöffnet, und mehrere Bedienten mit Stöcken, ja der Eine sogar mit einem Besen bewaffnet seien erschienen, worauf die Lazzaroni's, die Überzahl erkennend, eiligst die Flucht ergriffen hatten, mich aber habe man vorsichtig in das Haus getragen, hierauf sei das

kleine Männchen, der Herr des Hauses, mit seiner Tochter erschienen, die Signora habe sich sehr ängstlich erkundiget, ob keine Gefahr, und habe sich erst dann zurückgezogen, als der Doctor sie beruhiget, und mir seine Pflege habe angedeihen lassen. Ich läugne nicht, daß mich die Theilnahme der Unbekannten interessirte, und als ich meine Frage nach dem Namen meines jetzigen Wirthes wiederholte, nannte mir John mit lächerlicher Grimasse, denn für seine englische Zunge waren die Sylben beinahe unaussprechbar, den Namen eines der ersten Kaufleute von Neapel. Ich frug nun John, ob er glaube, daß die Signora jenen verhängnißvollen Schrei ausgestoßen habe, und als er mich versicherte, daß der Schrei und der eben wieder beginnende Gesang gewiß aus einer und derselben Kehle komme, gebot ich ihm zu schweigen und horchte den schmelzenden Tönen. — Ich muß Ihnen bekennen, meine Damen, daß meine Phantasie die verborgene Sängerin mit allen weiblichen Reizen schmückte. Besonders da ich mich nun entsinne, daß Carlo mir schon zuweilen den Namen des reichen Kaufmanns genannt, und stets hinzugefügt hatte, daß dieser Crösus nicht nur Gold, Schätze und Palläste, sondern auch eine sehr schöne Tochter besitze. Nach zwei Tagen war ich genesen, ich vernahm, mein jetziger Wirth sei in dem Garten, ich ging hinab, um ihm für seine sorgsame Pflege zu danken, und fand ihn unter einer schlankästigen Virgilia lutea ihre Blüthenbüschel betrachtend, neben an, halb von einem Jasminstrauch verborgen, saß seine Tochter. Sie war entzückend schön, — wir plauderten, lachten, scherzten, zu-

sammen, waren bald vertraut, als ob wir uns schon Jahre lang kennen würden, und als Carlo erschien, und mich drängte mit ihm nach Neapel zurückzukehren, schied ich mit dem Versprechen bald wieder nach der Villa zu kommen.«

»Ich hielt Wort, ich kam gerne, da Giulietta eines der schönsten Mädchen von ganz Neapel war. Der Vater sah es gerne, daß ich kam, weil er eitel und ein kluger Speculant war, — Giulietten war es lieb, weil — doch ich will dem brillanten Schluß meiner Erzählung nicht vorgreifen und mich kurz fassen. Meinen Freund Carlo sah ich seit einiger Zeit seltener, er hatte viele Geschäfte, und da ich nun alle meinen freien Stunden auf der Villa zubrachte, vermißte ich ihn weniger. Giulietten sagte ich tausend schöne Dinge, sie hörte sie lachend an, sie sang mir zu gefallen manches Liedchen, pflückte mir manche duftende Rose, ich dachte nicht an die Zukunft, und gab mich sorglos der reizenden Gegenwart hin. Die Liebe macht blind. Einige Monate nach jenem Spazierritt gab eine nahe Verwandte Giuliettens auf ihrer bei Neapel liegenden Villa ein glänzendes Fest, und ich als beinahe täglicher Gast in dem Hause ihres Oheims wurde von der jungen Frau ebenfalls dazu geladen. Alles was Geschmack und Verschwendung nur ersinnen kann, war aufgeboten worden, und die Gäste schwelgten unter den Säulengängen, in den hellerleuchteten Sälen, in den Lauben und Bosketten des weitläufigen Gartens in den Genüssen und Freuden des zaubervollen Festes.«

»Zwei Masken hatten sich meiner bemächtiget, und lock-

ten mich unter schelmischem Necken und witzvollen Scherzen in einen Tempel der Diana. Dort wußten sie mir so viele geistreiche Dinge, so viele treffende Wahrheiten zu sagen, daß ich vergebens rieth, wer diese beiden interessanten Dominos sein könnten. Über ihr heiteres Geplauder vergaß ich den Anfang des Pollero, dessen feurige Weise mir nur aus der Ferne, gleich einem Träumenden an das Ohr schlug; plötzlich bemerkte ich im Mondlicht eine weiße schlanke Gestalt zwischen den Säulen. Es war Giulietta-Norma, welche mir selbst vor wenigen Tagen, in einer traulichen Stunde ihre Maske verrathen hatte. Sie schlang einen Arm um eine Säule und blieb in dieser einer Norma würdigen Stellung regungslos lehnen; doch durch die Larve sah ich das Blitzen ihrer dunklen Augen, und ich bekenne, daß ich so schnell als möglich die beiden Dominos zu entfernen suchte, welche laut auflachend in dem nächsten Gebüsch verschwanden. Giulietta! rief ich leise, und wollte sanft ihren Arm von der Marmorsäule lösen, doch sie stieß mich mit Heftigkeit zurück, und sprach mit einem Ton, welcher mir, da ihre Züge verhüllt waren, ihre innere Aufregung verkündete.«

»Meine Cousine Beatrice erwartet Sie seit einer halben Stunde vergebens im Saal. Der Pollero hat begonnen, und sie tanzet nun mit dem Conte Luigi.«

»Mag sie immerhin mit ihm tanzen,« flüsterte ich, »weit mehr beglückt es mich jetzt, holde Norma, hier als Sever zu deinen Füßen zu liegen.«

»Als Sever!« rief Giulietta höhnisch, »vergesse

nicht, daß Norma einen Dolch trägt, und bei Gott!" fuhr sie drohend fort, „sehen Sie Marent, es ist kein gewöhnlicher elender Theaterdolch, sondern ein scharfes zweischneidiges Stiletto."

„Um der Wahrheit treu zu bleiben, muß ich bekennen, daß ich rasch emporfuhr, denn Giulietta ließ den Dolch im Mondenlicht blinken, und sah mit geisterhaft starrem Blicke auf mich."

„Nimm deine Maske ab," bat ich schmeichelnd, entwand ihr den Dolch, steckte ihn zu mir und löste ihr langsam die Larve ab. — Kaum fächelte die kühle Nachtluft über ihre Wangen, als das Mädchen wie eines bösen Zaubers frei, auf die Steinbank sank und in Thränen ausbrach. Jetzt war sie nicht mehr die rachedrohende Norma, nein es war Giulietta, reizender als je. — Des andern Tags gegen Abend kam ich wieder nach der Villa von Giulietten's Vater. Die Dienerschaft kannte mich, manche unter ihnen glaubten vielleicht in mir ihren künftigen Herrn zu sehen, man beeilte sich daher mir bei dem Absteigen vom Pferde zu dienen, ließ mich aber in dem Vorsaal angelangt, die hohen luftigen Gemächer durchschreiten, ohne mich ferner mit lästigem Diensteifer zu quälen. Ich hatte gehört, daß der Signore nicht zu Hause sei, ein desto süßeres Stündchen hoffte ich mit Giulietten zu verplaudern; ich suchte sie überall in allen Zimmern, wo ich sie zu finden hoffte, doch erblickte ich sie nirgends. Endlich glaubte ich ihre Stimme, ihr Lachen zu vernehmen, ja ihr Lachen, nach der Scene von Gestern? Es kam aus dem Garten herauf, ich

stutzte, ich trat an das Fenster, bog mich hinaus, sah Giulietta und — Carlo zu ihren Füßen. — Meine Damen, ich gestehe, daß ich nun Dinge hörte, welche meiner Eitelkeit nicht sonderlich schmeichelten; ich zog mich zurück, durchschritt leiser und verstimmter die Marmorsäle, als ich sie betreten hatte, verließ empört, aber gänzlich geheilt die reizende Villa.«

»Noch am selben Abend machte ich die nöthigen Schritte, um für Carlo die Stelle zu erhalten, deren Erlangung ihn in den Stand setzte, um Giulietten bei ihrem Vater anzuhalten. — Acht Tage später, es war Giuliettens Geburtstag, hatte ich das Vergnügen, ihr Carlos Anstellungsdecret und etwas boshaft einige getrocknete Blumen, mehrere andere Souvenirs und jenen Dolch in einem Packet zu überschicken.«

»Und jener Angstschrei?« frug die Tante.

»Hatte damals gewiß nicht mir, sondern Carlo gegolten.«

»O gewiß nicht!« rief die kleine Cousine, »hat sich Giulietta nicht gerechtfertiget?«

Die junge Dame in Trauer wandte sich langsam gegen die Sprechende und ein seltsames Lächeln glitt über ihre Lippen. Marent erwiederte rasch: »Durchaus nicht, liebe Sidonie, es wäre auch unmöglich gewesen, denn ich reiste vierzehn Tage später, ohne sie wieder gesehen zu haben, nach Paris.«

»Und in Frankreich, und in Frankreich!« sang scherzend Ida.

»Oh mit Paris sind wir schnell zu Ende, ich fand eine

kleine Tänzerin allerliebst, sie schien mir auch graziöser als auf der Bühne, wenn wir ganz traulich zusammen in ihrem rosa Cabinet in der **rue des Filles-Saint Thomas** plauderten. Sie war nie witziger, als wenn sie aus der Probe heimkam, und nie kokètter, als wenn sie den Abend vorher ein **Pas de deux** mit der Grahn oder unserer Landsmännin Elßler getanzt hatte. — Phöbe war die anmuthigste, die unwiderstehlichste Pariser Kokette, aber auch die tollköpfigste und launenhafteste Tänzerin der großen Oper. Von ihrer Liebe und Treue hielt ich mich vollkommen überzeugt, beurtheilen Sie daher mein Staunen, als ich eines Morgens ungefähr folgendes Billet empfing:

„Theurer Marent!

Ich liebe Sie treu bis in den Tod, mein Herz bleibt Ihnen ewig, jedoch mein Contract mit der Direction geht zu Ende, und mein Verstand rieth mir, mich von Lord Edward, gestern Abend nach der Vorstellung der **fille de Danube**, entführen zu lassen.

Ewig Ihre

Phöbe.“

Die Damen brachen in ein lautes Lachen aus, und die schlanke Brünette rief spöttisch:

„Mein Freund, es scheint beinahe, daß die Kleine kurze Zeit früher Shakespeare's Lancelot Gobo sah.“

„Nun kommt die Deutsche an die Reihe,“ sprach das ältliche Fräulein, und lehnte sich behaglich zurück.

„Ich glaube, es wurde von dem Erzähler nur ein Urtheil, oder vielmehr eine Charakter-Skizze von einer Eng-

länderin, Italienerin und Französin gefordert, ich denke, er habe seine Aufgabe gelöst und genung gethan," sprach kalt die junge Witwe, und schob etwas rasch ihren Fauteuil zurück, um aufzustehen.

„Meine letzte Erzählung müßte auch sehr kurz sein," entgegnete Marent, sich leicht gegen jene Dame verneigend, „denn leider fehlt es mir dazu an Stoff."

Das schöne Antlitz der sonst so bleichen Frau überzog ein flüchtiges Roth, und sie ließ sich langsam wieder in den Armstuhl sinken. — Aurelia warf wechselweise bald auf ihren Schwager bald auf die Dame in Halbtrauer einen forschenden Blick, während die Übrigen sich geräuschvoll erhoben, dem Erzähler scherzend und lachend dankten, und über das fröhliche Necken, das Suchen ihrer Mantillen und Shwals und Sonnenschirme den Zweck der Erzählung, das beabsichtigte Urtheil vergaßen. — Marent hatte für Beifall und Scherz ein stummes Lächeln; jenes verbindliche nichtssagende Lächeln, welches den Albernen verwirrt und den Klügeren ärgert. — Endlich verließen alle Damen den Salon, um die neu angekommenen schwarzen Schwäne zu füttern; nur Aurelia, die junge Witwe und Marent blieben am Theetisch zurück.

„Sie gaben uns zwar Scenen, ich möchte beinahe sagen, kleine Genrebilder zum Besten, lieber Schwager, jedoch ich vermisse noch immer Ihr Urtheil," unterbrach Aurelia das etwas drückende Schweigen. „Die Engländerin ist überspannt, die Italienerin leidenschaftlich, die Französin leicht-

sinnig. Liebenswürdiger Schmeichler! Mir ahnet, Sie wollen uns deutschen Frauen den Parisapfel reichen.«

„So ist es," sprach Marent, „urtheilen Sie selbst. Ich lernte eine deutsche Frau kennen, die den edlen Stolz der Engländerin mit der Schönheit der Italienerin und der Anmuth der Französin vereint. Jene deutsche Frau sog gleichsam das Honig aus den Charakteren der Engländerin, Italienerin und Französin, denn sie ist anstands- und würdevoll ohne lächerliche Zurückgezogenheit, geistreich ohne Leichtsinn, schön ohne Kokketterie. Leider aber steht jene Frau, die ich ewig bewundern werde, mir ferne, denn sie ist eine jener Sylphiden-Erscheinungen, welche entschlüpft, wenn man sie zu haschen glaubt — eines jener Wesen, das zu irdisch schön, um es gleich einer Heiligen anzubeten, zu überirdisch rein, um es gleich einem Erdenweib zu lieben — eine jener Frauen, wie sie die Sänger begeisterten, eine jener Frauen, welche die Könige bewundern, der Bettler anstaunen muß — eine Frau, welche so zu sagen die Repräsentantin des germanischen Frauencharakters, die in der Vorzeit der Stolz der Nation gewesen wäre; die in der Gegenwart das Entzücken ihrer Freunde ist.«

Die Dame in Halbtrauer erhob sich bei diesen Worten geräuschlos, trat durch die offene Glasthüre des Salons hinaus auf die Terrasse und stützte sich mit dem rechten Arm auf das zierliche Steingeländer, während sie durch die langen schmalen Finger ihrer linken Hand gedankenvoll die saftigen Blätter eines sich emporrankenden Schlingkrautes gleiten ließ.

Aurelia blickte ihr nach, verzog dann ihre blühenden Lippen zu einem schelmischen Lächeln und sprach: „Ei fürwahr, ich glaubte beinahe schon, Sie hätten mir eine Liebeserklärung gemacht, doch eben noch zur rechter Zeit bin ich im Klaren," und dann mit dem Köpfchen leicht gegen die Glasthüre winkend, fuhr sie fort, indem sie von der neben ihr stehenden Etage ein Packet Zeitschriften nahm und darin blätterte: „Sehen Sie doch, lieber Schwager, Albertine ließ ihre Tanlatan-Scharpe dort über den Stuhl hängen, es zieht ganz schaudervoll auf der Terrasse. — Ich lese hier einstweilen dieses mehrere Jahr alte Journalblatt. Es ist Saphir's köstliche Elephanten-Abhandlung."

Marent sprang auf, küßte lachend die dargereichte Hand seiner jungen Schwägerin, ergriff den leichten Shwal und flog damit hinaus auf die Terrasse. — Aurelia blickte über das Blatt hin nach der Glasthüre, sie sah, wie Marent der jungen Witwe sorgsam die Scharpe über die Schultern hing, lächelte, blickte wieder auf das Blatt und las: „„Ein guter Elephant ꝛc.""

Mißbrauchte Kunst.

Novelle.

Von

Ludwig Scheyrer.

1.

In dem königlichen Palaste der Hauptstadt Italiens wogte ein bedeutendes Gedränge hin und wieder. Ein großes Freudenfest wurde daselbst gefeiert, denn der König hatte mit seinem Heere die französischen Truppen aus Rom vertrieben und den päpstlichen Stuhl wieder an die Stelle der römischen Republik gesetzt. Durch ganz Italien und Sicilien ertönte diese freudige Kunde, und erfüllte Hohe und Niedere mit Entzücken und Frohsinn. So sah man auch hier in den hellerleuchteten Gemächern das Wogen froher Lust von Masken, Tänzern, Sängern, Possenreißern und Improvisatoren, so wie auch Herren und Damen in gewöhnlicher jedoch prächtiger Kleidung. Harlekine trieben sich mit ihren Pritschen umher und Mancher mußte, um beißenden Stichreden oder

unsanften Schlägen zu entgehen, eine Fußgelenkigkeit und Springfertigkeit entwickeln, die er sich vielleicht selbst nicht zugetraut hatte. Die fernsten und fremdesten Nationen waren in den weiten Räumen gleichsam unter einem Dache versammelt und schienen vertraut mit einander zu sprechen; denn hier konnte man vernehmen, wie eine Tirolerin einem Äthiopier mit verstellter Stimme die geheimsten Angelegenheiten seines Herzens vorhielt, — dort, wie eine Grönländerin mit einem Türken über eine Begebenheit sich scherzhaft stritt, welche vielleicht für einen jeden Andern dieser Nationen ein ewiges Geheimniß sein mochte. Es war eine Lustigkeit und ein Vergessen aller Weltereignisse in dem Genusse der Freude, wie er so ganz die Bevölkerung Neapels bezeichnet; und es schien, als ob ein gewisses Gefühl der Sicherheit, mit welchem irgend ein böser oder guter Dämon die geistigen Augen der Schwelgenden verblendete, Jeden dazu treibe, sich recht fest an den Busen der Fröhlichkeit anzupressen.

Nur ein Mann schien die allgemeine Lust nicht zu theilen. Es war eine große imponirende Gestalt, und das bleiche, finstere Gesicht, welches von keiner Larve bedeckt war, wurde durch das schwarze Gewand noch markirter und düsterer. Unter dem Hute drängten sich schwarze Locken dicht und wirr hervor, und das dunkle Auge blitzte nah' und fern umher, mit unverhehltem Ärger nach jenem Gegenstande suchend, der gerade sein Inneres so sehr aufregte. Wohl drängten sich zeitweise viele an ihn und priesen das Genie des ersten königlichen Hofcapellmeisters (denn

das war dieser Mann), aber er nahm, gewöhnt an die Huldigungen seiner Umgebung, den Weihrauch nur mit halbgnädigem Lächeln hin, und ließ das stets umherschweifende Auge selten herabsinken zu seinen Lobrednern. Da erhielt er einen leichten Fächerschlag auf seine Achsel, während eine liebliche Frauenstimme rief: »Giovanni.« Als er sich umwendete, stand eine verlarvte, schlanke Frauengestalt vor ihm, die reizenden Formen in polnische Nationaltracht gehüllt. »Ach Donna Fiametta,« sagte der Angeredete und über das ernste Gesicht flog der Schimmer der Freude und der heiteren Galanterie eines Weltmannes.

»Still!« versetzte die Maske, »mich kennt noch Niemand als Ihr, Signor Paisiello, und Ihr wißt, daß ganz Neapel neugierig sein wird, bald zu erfahren, wer die Kühnheit haben konnte, den großen Compositore der Molinara auf die Achsel zu schlagen, ohne von ihm über die Achsel angesehen zu werden.«

»Ach, böse Donna, wie könnte ich gegen Euch den mindesten Stolz hegen?«

»Ach Gott, Ihr nehmt es nicht so genau, besonders da Ihr nach dem glücklichen Erfolge Eurer neuen Oper gleichsam das glänzendste Gestirn dieser Versammlung seid.«

»O, wäre ich auch das einzige Gestirn hier,« gab Paisiello mißmuthig zur Antwort, »aber ich weiß, daß der verwünschte Piccini und der Cimorosa hieher kommen werden; und ich spähe schon überall nach ihnen, deren Nähe mich mit bitterem Unmuth erfüllt.«

»Beim Vesuv!« erwiederte die Maske, »Giovanni,

Ihr könnt Eure Augen leicht entbehren, denn sie thun Euch schlechte Dienste; Eure Freunde sind längst hier: Cimarosa so wie Piccini, welcher nach vierjährigem Hausarrest die Nachsicht des Königs benützt, und sich noch das muntere Treiben seiner Mitbürger besieht, bevor er nach Paris reiset.«

»Tod und Hölle!« sagte Paisiello, »ich müßte sie doch gesehen haben; oder hat sich der alte Piccini mit seinen weißen Haaren gar in eine Maske gesteckt?«

»So ist es, Signor,« lachte Fiametta; »Cimarosa geht ebenfalls als Ausländer in dem Palaste seiner Vaterstadt herum.«

»Wo sind sie? Geschwind, schönste Donna, zeigt sie mir!«

»Gemach, Signor Maestro,« antwortete die Maske, indem sie den fortstürmenden Paisiello zurückhielt, »früher muß ich Euch mit einigen Herren bekannt machen, die das Glück Eurer Bekanntschaft schon lange wünschen. Dabei kommt Ihr zugleich aus dem Bereiche Eurer Gegner, die sich nicht weit von uns befinden. Folgt mir nach.« Mit diesem Worte faßte die Polin Paisiello's Hand und zog ihn mit sich fort, obgleich er den durchbringenden Blick nach jener Seite des Saales sendete, wo er die beiden von ihm gehaßten und gefürchteten Männer zu sehen glaubte.

Donna Fiametta führte ihn weiter durch mehrere Gemächer, indem sich auf ihrem Antlitz ein muthwilliges Lächeln spiegelte, bis sie endlich vor der zugemachten Thüre eines abseits gelegenen Cabinettes hielt.

„Hier belieben der Signor hineinzuspazieren,“ hob sie an, indem sie mit einer kurzen Verbeugung dahin wies, „Sie werden schon mit Sehnsucht erwartet.“

Paisiello trat rasch in das kleine Zimmer, wo bereits zwei Masken, die eine in grünem, die andere in rothem Anzuge saßen, jede aber stumm vor sich hinblickend und nur zuweilen einen forschenden Seitenblick auf einander werfend. Als Paisiello eintrat, bemerkte man an den beiden Masken ein plötzliches Emporfahren, und die Überraschung entriß Jedem zu gleicher Zeit den Ausruf: „Paisiello?!“

„Ja, der bin ich, meine hochgeehrten Herren,“ sprach Paisiello, erfreut durch den imposanten Eindruck, den sein Erscheinen gemacht hatte, und den ihm so geläufigen Ton des Hofmannes einstimmend, „darf ich nun auch bitten, mich erfahren zu lassen, mit wem mich das Glück zusammenführte?“

Nach einigem Zögern warfen die Masken ihre Larven ab, und ein unbeschreiblicher Ausdruck von Staunen und Unwillen malte sich auf jeglichem Antlitz.

Die grüne Maske starrte die rothgekleidete an, und rief: „Wie Piccini?“ während der letztere eben so verwundert aussprach: „Wie Cimarosa?“

„Pest und Tod!“ donnerte Paisiello, in dessen Gesicht alle frühere Freundlichkeit erlosch, und die Adern zu schwellen begannen. „Was soll das? Piccini? Cimarosa?“

Fiametta, welche durch die halbgeöffnete Thür die ganze Scene beobachtet hatte, rief herein: „Ja Signor

Giovanni!« und eilte davon, indem sie die Thür hinter sich zuwarf.

„Das dank Euch der Geier!« schrie ihr der erboßte Paisiello nach.

„Was wollen Sie von mir, meine Herren?« fuhr er dann grollend fort. „Ärgert es Sie vielleicht, daß meine neue Oper dem entzückten Publicum gezeigt hat, was Paisiello's Genius vermag im Vergleich zu Andern, die mit ihm rivalisiren wollen? — Ihr, Piccini, seid zu alt, um mit meinem jugendlichen Geiste den Wettkampf wagen zu dürfen; und Ihr, Cimarosa, dürft Euch nicht des Dünkels freuen, daß Ihr mit Paisiello auf derselben Stufe stehet, wenn Euch auch des Königs große Gnade zum zweiten Maestro an diesem Hofe ernannt hat. — Den Paisiello wird Niemand verdunkeln. Seht, die langweiligen Deutschen heben Mozart und Haydn in die Wolken hinauf und preisen sie als Genies, welche der Himmel nur alle Jahrtausende zum Heil und Segen der Menschheit auf die Erde sendet, — nun, sind sie im Stande, dem Ruhme Paisiello's eine Beeinträchtigung zuzufügen? Haben ihre Compositionen bisher einen Anklang vor dem weltberühmten Richterstuhle Neapels gefunden?«

„Signor Maestro," versetzte Piccini mit gemäßigter Stimme, „ereifert Euch nicht so sehr für Euren Ruhm durch Schmähungen auf Andere. Mißgönnt Ihr mir auch den Erfolg meiner Werke, sowohl in Neapel als auch in andern Ländern, so denkt darum nicht, daß mich dieses in meinem Streben muthlos und wankend machen wird, den Beifall

Neapels mir fortan festzuhalten, den es mir bereits seit einer Reihe von vierzig Jahren schenkte.«

»Ha! Ha!« lachte höhnisch Paisiello, »wäre ich nicht der Abgott von Jedem in Neapel, der Musik liebt und treibt.«

»Signor Paisiello, vergeßt nicht, daß Domenico Cimarosa bei Euch steht,« fiel dieser erbittert ein, »der auch noch einen guten Theil der neapolitanischen Musikkenner und Freunde für sich hat. Ihr dürft nicht zu sehr auf Euer Glück pochen, und ich versichere Euch, Einer, der wie Ihr Mozart und Haydn verachtet, hat nie den wahren himmlischen Funken gefühlt, der den Compositeur durchglühen muß, wenn seine Werke echtes, gediegenes Gold sein sollen.«

»Armseliger Schwärmer,« sagte Paisiello mit spöttischer Miene, »Ihr seid noch immer so wie in Eurer Jugend, Signor Domenico, wo Ihr auf dem Posilippo umherschwärmtet, und Eure butterweichen Empfindungen in simple Melodien gesteckt habt.«

»Und doch haben die Melodien überall gefallen,« gab Cimarosa zur Antwort.

»In Paris haben sie freilich die Piccinischen Klänge verdrängt,« äußerte Paisiello mit einem schadenfrohen Blick auf Piccini.

Piccini's ernstes Gesicht verfinsterte sich bei dieser Rede, und er wollte schon mit einer Schmährede losbrechen, aber dennoch hielt der von Kränkungen aller Art gedrückte Greis, dessen Haupt und Stimme zitterte, den Aus-

bruch seines jahrelangen Grolles gegen den glücklichen Nebuhler zurück.

So waren diese drei Männer gegen einander gesinnt, welche gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts in der herrlichen Stadt Neapel als ein Dreigestirn seltener Art am musikalischen Horizonte glänzten. Gleichwie einst jenes weltberühmte Triumvirat die politische Welt in seinen Fesseln hielt, so waren es auch zu jener Zeit diese drei Compositeurs, welche bei ihren Lebzeiten die musikalische Welt Italiens, ja man darf sagen, fast ganz Europas beherrschten. War doch eines Jeden Ruhm in den fernsten Norden unseres Welttheiles gedrungen, und hatten ja Könige und Kaiser Jeden von Ihnen auf besondere Weise geehrt und ausgezeichnet.

Wohl hatten alle drei unter dem warmen tiefblauen Himmel des Königreiches Neapel das Licht der Welt erblickt und zugleich die Flügel ihres Genius geregt, aber sie waren hinausgezogen in fremde Länder, und kehrten erst in spätern Jahren zurück in die Hauptstadt beider Sicilien, mit ihren Compositionen sie verherrlichend. Unter einander lebten sie jedoch im gräulichen Zwiespalt und fast kindischer Eifersucht.

In allen dreien leuchtete die hellflammende Fackel eines großen Talentes und Einer war des Andern würdiger Rivale in jedem Fache der Composition, und Einer hätte ruhig neben dem Andern die Früchte seiner Muse genießen können, ohne eine unedle Erbitterung, einen hämischen Neid auf die Erfolge des Andern hegen zu dürfen.

So fanden die komischen und ernsten Opern des Maestro

Piccini in Neapel, Rom, Florenz und Paris einen Beifall, wie er nur selten einem Compositeur zu Theil wurde.

Giovanni Paisiello, welchen Italien den Göttlichen nannte, war durch zwölf Jahre Capellmeister am kaiserlichen Hofe zu Petersburg gewesen, und seine Rückreise nach Neapel, gleichsam in immerwährenden Triumphen, machte ihn berauscht und übermüthig dadurch.

Auf gleiche Weise sammelte sich Domenico Cimarosa reichliche Lorbern in Petersburg und Wien, durch seine heroischen und komischen Opern, welche sich besonders durch große Gedankenfülle auszeichneten. Er wurde bei seiner Rückkehr nach Neapel zum großen Ärger Paisiello's zweiter Capellmeister am königlichen Hofe.

Aber in Einem Puncte waren diese drei sich gegenseitig anfeindenden Geister in Übereinstimmung, nämlich über die damaligen politischen Verhältnisse Europa's. Von der Kühnheit und dem überschwenglichen Glücke des corsicanischen Usurpators, der sich mit eiserner Beharrlichkeit an die Spitze der französischen Nation emporgearbeitet hatte, waren auch sie verblendet und hingerissen worden. Der Freiheitstaumel, von welchem zu jener Zeit ganz Frankreich vergiftet worden war, hatte nebst so vielen andern exaltirten Italienern auch diese drei Künstler ergriffen und ihre Anhänglichkeit an die Monarchie, unter deren Schutze sie bisher ein sicheres und sorgenloses Leben führten, erschüttert.

Eben wollte der Greis Piccini, um ferneren unangenehmen Auftritten zu entgehen, das Gemach verlassen, als ein schwarzer Domino mit eilfertigen Schritten herein-

kam, die Thür hinter sich abschloß und mit keuchendem Athem flüsternd verkündete: „Freunde, der Tag der Republik in Neapel ist nahe, so eben habe ich Nachrichten erhalten, daß unsere Truppen an den Grenzen dieses Königreiches stehen."

„Ist es möglich?" riefen alle drei mit Einem Munde, aber gleich darauf suchte Jeder den freudigen Eindruck zu verbergen, den diese Kunde auf ihn geäußert hatte.

„Es ist in der That so, verehrte Maestri," fuhr die Dominomaske fort, „aber stille wie das Grab; keine Seele in Neapel weiß es noch. Die Menge oben schwelgt ihn ahnungsloser Lust, und ich eile zu den andern Anhängern unserer großen Nation, um sie vorzubereiten. Adieu, treue Freunde der Freiheit!" Hierauf verneigte sich die Maske gegen alle, indem sie leicht die Larve lüftete und ein Antlitz sehen ließ, welches den drei Tonkünstlern aus verschiedenen geheimen Unterredungen wohl bekannt war; dann trat sie wieder näher und sprach mit Bedeutung: „Maestri, aus Liebe zur Freiheit legt Eurem unedlen Künstlerneid Zügel an! Aller Haß muß verschwinden, um das große Werk zu fördern!"

Als der Redner das Zimmer verlassen hatte, so schwiegen die Zurückbleibenden eine geraume Zeit und man konnte es Jedem ansehen, daß er großen Unwillen darüber empfand, durch die List der französischen Werbungspartei zu einer so unverhofften und vertraulichen Zusammenkunft mit seinen persönlichen Feinden gerathen zu sein. Stumm sahen sie einander an, mit mißtrauischen Blicken, als wollte Einer

in des Andern Inneres hineinschauen, um zu wissen, ob dieser nicht hingehe, und ihn des Hochverrathes anklagen und so sich auf immer die Verdunkler seines Ruhmes aus dem Wege räume. Statt aber sich gegenseitig zu nähern und den eingewurzelten Haß ihrem gemeinschaftlichen Treiben aufzuopfern, erblickte vielmehr Jeder in dem Andern noch einen neuen Feind, den Feind seiner eigenen Freiheit und seines Lebens; denn das ist ja der Fluch des Frevels, daß er nicht Vertrauen zu den Mitgenossen, sondern Mißtrauen und marternden Verdacht gegen den Verbündeten erregt.

Endlich brach der alte, schwächliche Piccini die peinliche Pause, indem er anhob: „Meine Herren, fürchtet nicht, daß ich Euch verrathe! Sind wir auch einander so abhold, wie ich an Euren Mienen sehe, daß selbst jene Ansichten, die wir in dem politischen Umschwunge Europas uns eigen gemacht haben, keine engere Verbindung zwischen uns gründen können, so habe ich doch schon bewiesen, daß es mir Ernst ist mit der Sache, für welche ich vier Jahre in dumpfiger Stube eingekerkert gewesen bin. Ich habe den Freipaß des französischen Gesandten Lacombe in der Tasche. Nach wenigen Tagen verlaß ich Neapel, und gehe wieder nach meinem lieben Paris, das den Piccini verehren und ernähren wird. — Paisiello! Cimarosa!“ fuhr der Greis fort, indem seine unansehnliche Gestalt eine kräftigere Haltung annahm, und seine zitternde Stimme sich mit immer festerem Klange erhob, „Ihr hasset mich, aber bedenkt es wohl, daß, wenn ich auch eingeschlossen und außer

aller Berührung war mit der Bevölkerung dieser Hauptstadt, wenn mich auch tausend Zungen Verräther nannten: Neapel dennoch nicht den Piccini vergessen habe, und daß meine Töne noch immer glücklich mit den Eurigen kämpfen werden. Zwar bin ich schon alt und schwach; mein Kopf schwankt, meine Hände zittern und versagen mir beinahe den Dienst, das zu Papier zu bringen, was melodisch durch mein Inneres zieht: aber in Paris werde ich wieder jung und stark werden, eine neue Kraft wird in mich dringen, und was Neapel in mir getödtet hat, das wird Paris wieder zu herrlichem Leben auferwecken!«

Piccini wollte sich nach diesen Worten entfernen, aber zu sehr hatten ihn die ihn durchwogenden Empfindungen erschöpft; er wankte und hielt sich nur mit Mühe an einem Stuhle aufrecht. Dennoch ermannte er sich gleich wieder und ging festen Schrittes zur Thür hinaus.

Nun trat Cimarosa dicht vor Paisiello hin und sagte, indem er ihn durchdringend anblickte, und mit dem Finger drohte: „Signor primo Maestro di capella aulica! Warm sitzt Ihr in der Gunst des Hofes und genießt des Königs freundschaftliche Zuneigung, denn Ihr habt über Eure Gesinnungen bisher mich und Jeden durch Verstellungskunst in Täuschung erhalten; aber das sage ich Euch: wenn Ihr ferner noch wagt, dem zweiten Capellmeister am königlichen Hofe Cabalen zu spielen, so sollt Ihr Cimarosa's Rache in vollem Maße erfahren!«

»Ha! Ha!« entgegnete Paisiello mit verächtlichem Lachen, »glaubet mir, Cimarosa, Ihr werdet eben

so wenig in der Politik wie in der Kunst der Composition mich bemeistern."

Dergestalt trennten sich die drei größten Tonkünstler Italiens, erbitterter und feindseliger denn früher gegen einander, und verloren sich in das Gewühl der Festsäle.

Piccini war durch mehrere Gänge, welche zum Ausgange des Palastes führten, langsam hingeschritten, als ein schwarzer Domino ihm entgegen trat, und ihn mit den Worten anhielt: „Maestro Piccini, ein Wort im Vertrauen!"

„Ach, Excellenza, vortrefflichster Herr!" sagte Piccini, „mein Retter! mein Wohlthäter! Noch habe ich nicht Gelegenheit gehabt, mein dankerfülltes Herz vor Euch auszuschütten."

„Laßt das," versetzte der Angeredete, „die Republik kennt nur Bürger, und steh' ich auch durch die Gunst des Directoriums auf einem hohen Posten, so nennt mich darum doch nur Bürger Lacombe. Benützt aber bald den Freipaß und eilt nach Paris, wo alle Vorurtheile zu Boden getreten sind, und Freiheit und Gleichheit ihre hellstrahlende Fackel schwingen!"

„Seid versichert, edler Herr, ich sehne mich nach Paris."

„So laßt uns jetzt von etwas Anderem sprechen," fuhr der französische Gesandte und Agent Lacombe fort. „Ich habe Euch im Namen unseres großen Consuls aufzutragen, einen imposanten Triumphmarsch zu componiren und zwar noch bevor Ihr Neapel verlasset, denn er soll bei dem baldigen Einzuge der Franzosen in Neapel aufgeführt werden. Dieser Triumphmarsch, wenn er dem Helden von Corsica

gefällt, bringt Euch für Euer ganzes Leben Ehre, Ruhm und Geld, und gibt Euch das Bürgerrecht in der französischen Republik!«

Piccini's Auge glänzte freudetrunken, als er Lacombe's Rede vernahm. »Berichtet dem Alexander der neuesten Zeit,« sprach er gerührt, indem er die Hand des Gesandten an seine Brust drückte, »berichtet ihm, daß Piccini durch diesen Auftrag der glücklichste Mensch geworden sei, und daß es den größten Stolz seines Lebens ausmachen werde, Beifall zu finden vor seiner Herrlichkeit! — O Gott, so wäre nun alles Elend vorüber!«

»Ja verlaßt Euch darauf,« schloß der Franzose die Unterredung, »was Neapel Euch nahm, das gibt Euch Frankreich zehnfach wieder!« Hierauf entfernte sich Lacombe mit zufriedener Miene und Piccini verfolgte seinen Weg weiter fort; da tönte aus der dunklen Ecke eines schmalen Ganges eine klagende Stimme hervor: »Wehe, wehe dir, Maestro Piccini, auch fern von der Heimat wird sich die Verrätherei des Vaterlandes schwer an dir rächen!«

Piccini schauderte anfangs zusammen, dann aber stierte er nach der Gegend hin, woher die Stimme ihm zugerufen hatte, denn er glaubte die Stimme eines Freundes gehört zu haben; aber er konnte Niemand erblicken und eilte, so schnell es ihm seine schlotternden Gebeine ererlaubten, in das Freie hinaus und nach Hause.

Auch zu Paisiello, der in dem großen Saale, wo noch wie früher das fröhliche Getümmel hin und wieder

rauschte, an einem Fenster lehnte, kam der schwarze Domino und knüpfte ein Gespräch an.

„Monsieur Lacombe,“ fuhr Paisiello im Verlaufe des Gespräches fort. „Ihr habt mir einen schlechten Dienst erwiesen, daß Ihr meine beiden Rivalen zu Mitwissern meiner Denkungsart gemacht habt. Ihr habt falsch gerechnet, uns auf eine so gewaltsame Weise in ein freundschaftliches Einvernehmen zu bringen.“

„Ihr irrt Euch, hochgeehrter Maestro,“ gab der Gesandte halb verlegen zur Antwort, „es war mehr ein Zufall oder ein muthwilliger Streich, wie deren meine übermüthige Nichte hundert des Jahres ausführt.“

„Mag sein,“ sprach Paisiello, „aber aufrichtig gesagt, meinen Nebenbuhlern zum Trotz könnte ich wieder gut königlich gesinnt werden. Auf jeden Fall unterlaßt es gütigst für die Zukunft, Bürger Lacombe, mich zu solchen offenen Demonstrationen zu zwingen.“

„Beruhigt Euch, Signor; ich hoffe Euch wieder in gute Stimmung zu bringen, wenn ich Euch offenbare, wie sehr Frankreichs erster Consul Euch und Euer Talent hochschätzt. Er hat mir den Auftrag gegeben, Euch, den berühmtesten jetzt lebenden Componisten, zu ersuchen, ihm einen Triumphmarsch zu componiren, der seine Siege in Italien feiern soll. Keinen Würdigeren weiß der General als Euch, und ich hoffe, daß Ihr begeistert von seiner Größe seinem Wunsche nicht entgegen sein werdet.“

„Ja,“ erwiederte Paisiello, sichtlich geschmeichelt und befriedigt, „o ich fühle mich geehrt, daß seine Wahl

auf mich fiel, doch,« setzte er nach kurzem Sinnen hinzu, »Ihr wisset, ich bin erster Maestro an unsers Königs Hofe, und werde daher erst dessen Erlaubniß ansuchen, um keine Verantwortlichkeit auf mich zu laden.«

»Das überlaß ich Eurem Gutdünken,« antwortete Lacombe und empfahl sich dem stolzen Componisten.

2.

Zur selben Zeit saß Cimarosa in einer Laube des Gartens an der Seite Fiametta's. Sie hatte die Larve herabgenommen und ihr funkelndes Auge strahlte mit unwiderstehlicher Gluth heiße Liebe in das Herz des schwärmerischen Maestro. Es war eine wunderbare, herrliche Nacht, der Vollmond leuchtete hell herab und sein mild glänzender Schein schien anzudeuten, daß er sein Licht von der glühenden Sonne erborgt habe, um Versöhnlichkeit in das Herz der Liebenden zu senken, welche gerade in einem jener Streite begriffen waren, wie sie unter allen Zeiten gang und gäbe waren. »Lasset mich,« sagte Cimarosa mit halb weggewendetem Antlitz, »Ihr seid doppelzüngig! Nicht umsonst seid Ihr zweier Sprachen mächtig. Neapolitanische Gluth und französische Geschmeidigkeit wißt Ihr auf unübertreffliche Weise in Einklang zu bringen.«

»Du bist abscheulich, Domenico,« sprach Fiametta, indem sie Cimarosa's widerstrebende Hand zu sich zog. »Glaubst du, wenn ich den übermüthigen, ehrsüchtigen Paisiello freundlich behandle und mit ihm Possen treibe,

daß ich etwas für ihn in meinem Herzen fühle? Schlecht kennst du Fiametta! Nur der ausdrückliche Befehl meines Oheims ist es, der mich zu dieser Rolle treibt, um den Stolzen fester an unsere Sache zu knüpfen.«

»Fiametta lernt dabei Gewandtheit in der Verstellungskunst und Cimarosa ist der Betrogene.«

»Domenico,« erwiederte Fiametta im Tone der Kränkung, »wenn ich dich nicht so sehr liebte, ich würde dich augenblicklich verlassen, und kein Wort der Liebe mehr mit dir wechseln, aber ich will dir deine Härte verzeihen, denn ich weiß, du bittest mir alle Unbilden ab, wenn du wieder ruhiger bist. O wenn du wüßtest, wie gezwungen meine Freundlichkeit für Paisiello ist; aber es ist das einzige Mittel, das scharfe Auge meines Oheims zu hindern, in mein Herz zu sehen, denn seine kalte überlegende Politik würde es nicht dulden, daß seine Nichte eine heiße, treue Liebe für einen Einzigen in ihrem Busen hegt.«

»Hat mich die Eifersucht wieder zu weit geführt? — Ach verzeiht, Fiametta! Muß ich nicht immer fürchten, ein solches Kleinod, wie Ihr seid, zu verlieren, oder wenigstens seinen Glanz erblinden zu sehen, durch fremde unsanfte Berührung? O, daß dieser Paisiello mir in allen meinen Freuden feindlich in den Weg tritt! Aber wenn du mich liebst, Fiametta, will ich in deine Liebe allen Haß hinabtauchen.«

»Sieh dorthin Domenico,« erhob Fiametta ihre Stimme, »nach dem Vesuv, der nie der Gluth entbehrt; so ist meine Liebe zu dir! und so wie seine Flammen durch

das Dunkel aufsteigen und es erleuchten, so möchte auch ich mit dem Feuer meiner Liebe dein Inneres erhellen und entflammen!«

„Ach Fiametta!« rief Cimarosa überselig, indem er die Aufgeregte an sich schloß, und mit einem Blicke unaussprechlicher Sehnsucht in ihr großes Auge blickte, das von Liebesbegeisterung erglänzte und einen langen, heißen Kuß auf ihre Rosenlippen drückte.

„Fürwahr Ihr küßt ganz charmant,« ließ sich in demselben Momente eine Stimme dicht bei der Laube hören. Als sich die beiden Liebenden erschrocken umwendeten, stand der Franzose Lacombe im schwarzen Domino vor ihnen.

„Beunruhigt Euch nicht,« waren seine weiteren Worte, „und denkt nicht, daß es mir unerwartet oder als eine unangenehme Entdeckung kommt, Euch im trauten Kosen mit meiner Nichte zu finden. Möge nur bald jener Tag über Neapel aufgehen, dann ist Fiametta die Eurige für immer! Doch auch Ehre, Ruhm und Reichthum harren Eurer, denn der große Bonaparte ist entzückt von Eurem hohen Talente und beehrt Euch durch mich mit dem Auftrage, zur Gründung der französischen Herrschaft in Italiens weiten Landen einen Triumphmarsch zu componiren.«

„Mich hätte der siegreiche Held dazu erwählt? mich dem Paisiello und Piccini vorgezogen?« fragte in stolzer Freude der Maestro. „O Wonne! O Glück! Ha wie werden die beiden Neider meines Ruhmes vor Galle und Verdruß fast bersten!«

„Ja, gedenkt dieser ehrenden Auszeichnung und laßt Euch dadurch zu dem Herrlichsten begeistern! Du aber, Fiametta, folge mir! Mitternacht ist längst vorüber, und die Zeiten sind zu inhaltschwer, als daß selbst ein Mädchen im Taumel der Liebe vergessen dürfte, daß sie als Hebel höherer Pläne und Ereignisse dienen müsse."

Fiametta sprang auf, faßte den vor sich hinblickenden Cimarosa bei dem Kinne und drückte einen heißen Kuß auf seinen Mund; dann nahm sie den dargebotenen Arm ihres Oheims und entfernte sich mit ihm.

Cimarosa blickte den Forteilenden nach, uneins mit sich selbst, was er denken sollte von dem seltsamen Mädchen, das fast mit seinen Empfindungen ein loses Spiel zu treiben schien. Er stand tiefseufzend auf und schritt durch die duftenden Gesträuche, welche den Weg einsäumten, einer Pforte zu, die nach der Straße an dem Meere führte. Hell beschien der Mond das ausdrucksvolle Gesicht Cimarosa's, um dessen Mund ein Zug von Gutmüthigkeit spielte, der nur dann verschwand, wenn sein allzugroßer Ehrgeiz ihn heftig erfaßte. Seine Gestalt, das Ebenmaß mittleren Wuchses haltend, stand in der vollen Blüthe der Mannskraft. Die kühle Seeluft, welche ihn beim Hinaustreten anblies, durchschauerte den aufgeregten Maestro und er drückte seine Mütze fester auf den heißen Kopf, indem er den Weg längs des Meeres einschlug.

Aber nicht unentdeckt war Cimarosa's Treiben geblieben. In geringer Entfernung von der Thür, durch die er herausgekommen, standen verhüllt von dem Schatten einer

hohen Mauer, zwei dunkle Männergestalten. Groß und gebietend war das Äußere des Einen; der Andere war ein kleines aber wohlbeleibtes Männchen, dessen winzige Äuglein unruhig hin und wieder blinzelten, wie hüpfende Irrlichter. Die schlechte Kleidung und das lebhafte Geberdenspiel ließen in ihm einen Italiener aus der niedersten Volksclasse erkennen.

„Schaut nur hin, herrlichster Maestro," flüsterte in absichtlicher Hast der Kleine zu dem Großen mit der finsteren Miene hinauf, und deutete nach Cimarosa hin; „da geht er fort. Habe ich Euch nun wahr oder falsch berichtet?"

„Tod und Hölle!" knirschte der Angesprochene und seine Gestalt hob sich riesenmäßig empor, und die Hand streckte sich drohend geballt nach dem Gegenstande seines Grimmes aus.

„Ja vortrefflichster Signor," sprach der Kleine, „Ihr habt Ursache den Maestro Cimarosa zu hassen, denn er steht Euch überall im Wege. Er hat Euch um Fiametta's Liebe gebracht, und wie lange wird es dauern, so ist auch ganz Neapel durch seine süßen Töne von Euch abwendig gemacht worden. Ich selbst war einmal Enthusiast für seine Musik; doch einst sang ich auf dem Molo lustwandelnd eine Arie von ihm; da kam er auf mich zu und stieß mich an, indem er sagte, ich solle mich schämen, als ein geborner Calabrese so falsch zu singen. Seitdem kann ich den exaltirten Maestro und seine Melodien nicht ausstehen, und es thut mir leid, wenn Ihr, der unvergleichliche **primo Maestro**, dem Stümper dort das Feld einst räumen müßt."

„Hör auf, Giacomo!“ keuchte Paisiello, indem er bei seinem ausbrechenden Ärger nur mühsam die Stimme unterdrückte, „hör auf oder ich erwürge dich, daß dir deine giftigen Worte im Halse stecken bleiben!“

„Ach, edelster Maestro,“ versetzte Giacomo zurückweichend vor dem nach ihm langenden Arme Paisiello's, „was nützt es Euch, mich kalt gemacht zu haben? Ich schade weder Eurem Ruhme, noch Eurem Glücke bei der schönen Donna!“

„Du hast Recht,“ sagte Paisiello, und ließ ihn los, „der dort ist es, welcher wie ein böser Geist unter die Freuden meines Lebens tritt.“

„Guter Signor, schafft Euch Ruhe! Ich will Euch gerne beistehen!“

„Wie meinst du das?“ fragte der Maestro, indem er den Lazzarone mit durchdringenden Blicken ansah.

„Ein Stoß,“ war die Erwiderung Giacomo's, während seine Hand nach einem Dolche an der Seite griff, „und Cimarosa componirt und — küßt nicht mehr! — Ich bin gleich wieder bei Euch.“ Hiemit eilte der Verruchte dem dahinwandelnden Cimarosa nach.

Paisiello war unfähig eine Antwort zu geben; der Gedanke an Mord erschütterte allgewaltig und grausenhaft sein Inneres und schnürte ihm die Kehle zu. Hatte er auch bisher mit aller Cabale und Bosheit den Cimarosa angefeindet; hatte er auch Leute aus der mindesten Volksclasse in seinem Solde, welche ihm als Spione und Vollführer niedriger und kleinlicher Rachepläne dienten, so war er dar-

um doch nicht so sehr verhärtet, daß er zum Meuchelmörder eines seiner Feinde hätte werden können.

Wäre seine Neigung zu Fiametten von der Art gewesen, daß er sich durch ihren Verlust unglücklich gefühlt hätte, oder wäre er mit ihr in einem näheren Liebesverhältnisse gestanden, so möchte Paisiello allenfalls schnell und dem Rathe des Banditen entsprechend geantwortet haben, um so mehr, da es ringsum öde und leer war, kein Menschenauge die grausame That sehen konnte. Paisiello sah zwar den forteilenden Mörder, aber gelähmt war all seine Kraft. Der starke Mann, der gewandte Hoffmann lehnte ohnmächtig hingesunken an der Mauer und schaute wie im Starrkrampfe auf den sorglos in der Ferne fortschreitenden Kunstgenossen. Schon näherte sich der rachsüchtige Bandit seinem Opfer, da fühlte Paisiello einen heftigen Stich in die Hand, welcher ihm die Besinnung wieder gab. Er ermannte sich und schrie: »Zurück, Giacomo, oder ich morde dich!« Der Lazzarone drehte sich überrascht um und kehrte, als er des Maestro heftige Gesten sah, zu demselben zurück.

»Schnell Giacomo,« sagte der Componist, als der Calabrese in der Nähe war. »Hilf mir, ein verdammter Scorpion hat mich in die Hand gestochen, vielleicht erhaschest du ihn noch.«

»Den Einen hätt' ich jetzt schon,« antwortete mürrisch der Bösewicht, nach Cimarosa hindeutend.

3.

Am nächsten Tage in der Abenddämmerung stand Cimarosa auf der Terrasse seines Wohnhauses, von deren Höhe herab man einen weiten Überblick über die herrliche Stadt und das Meer genießen konnte, welches wie ein dichter ungeheurer Teppich den Zugang zur Stadt gleichsam bedeckte und ebnete. Er schaute mit ernsten Gedanken nach dem Hafen, der die Flaggen verbündeter und feindseliger Nationen vereinte, und nach welchen die französische Herrschaft ihre gierige Hand schon lange und unter verschiedenen Vorwänden ausstreckte. Domenico Cimarosa war versunken in dem prächtigen Anblicke, der sich seinen Augen darstellte. Vor ihm erglänzte das von der eintretenden Fluth bewegte Meer, dessen blaugrüne Wellen, das Gold der sinkenden Sonne abwechselnd wiederstrahlten oder verschlangen; der bewegliche Mastenwald der Schiffe, die bunten Segel und Flaggen bekamen eine wunderbare Färbung im Abendschein. Auf dem Molo herrschte lautes Getümmel der verschiedensten Menschenclassen. Geschäftsleute schrien ihren Arbeitern und Trägern am Gestade zu, und von den Schiffen schallte das Pfeifen des Hochbootsmannes und manch' kräftiges Commandowort herüber. An dem Gestade hörte man durch das Getümmel der Spaziergänger das Quitschen der an verschiedenen Standpuncten sich producirenden Pulcinelli, das forcirte Geschrei öffentlicher Sänger und die Stentorstimmen der unermüdlichen Improvisatoren. Dazwischen lie-

ßen die stets gutgelaunten Lazzaroni, welche überall in dichten Massen sich hindrängten, wo es für einige Paoli etwas zu gaffen und zu hören gab, ihr lautes Gelächter erschallen, wenn einem kühnen Pulcinello ein Salto oder Basso mißlungen war, oder ein ausgesungener Tenor in hoher Stimmlage ohrenzerreißend quickte, oder ein allzuhochtrabender Improvisatore in eine unliebsame Stockung gerathen war. Dagegen lohnte aber auch dieselben freien Künstler das unmäßige Beifallsgeschrei der Menge, wenn solche Klippen glücklich umschifft waren, und der neuerwachte Muth und die Keckheit des Darstellenden einige unfehlbare Knalleffecte auftischten. Zur Seite zog sich der Posilippo hin mit seinen Hainen und Wäldern, in deren Dunkel Domenico als Knabe so selig gewesen war, — wo er herunterschauend in die zauberische Landschaft von Campanien, auf die Inselgruppen und die endlose Meeresfläche, Virgils Äneide in der Hand, den Genius des Dichters aufgenommen in sein Herz und sein Gemüth. Weiter hin stand der Vesuv; so fürchterlich er sich auch schon in seinem Wüthen gezeigt hatte, dennoch die höchste Zierde und der Stolz der Umgegend; immer unerschöpflich an Rauch und Flammen, wie einst Hannibal's Haß gegen die längst von der Erde geschwundene Herrschaft der alten Römer; und wie nun des kampfwüthigen Bonaparte's Ingrimm gegen Alle, welche nach alter Sitte und dem von der Religion so wie von den Völkern geheiligten Rechte den Namen »König« oder »Fürst« trugen. Cimarosa glaubte reines Hochentzücken zu fühlen, unzählige Male hatte er diesen Anblick schon ge-

nossen, aber heute war eine seltsame feierliche Stimmung in sein Inneres gezogen. »Frieden,« rief er bewegt aus, »komme bald über dich, du herrliches Land. Auf, auf ihr Töne!« fuhr er nach einer Pause fort, indem er eine Feder ergriff, um an einer angefangenen Partitur weiter zu schreiben, »ihr sollt erschallen, wenn die siegreichen Schaaren Frankreichs in die beglückte Hauptstadt einziehen!«

»Bravo, Maestro!« erklang auf einmal die Stimme des die Treppe heraufeilenden Paisiello, welcher die letzten Worte gehört hatte.

Cimarosa, höchlich überrascht durch diesen unerwarteten Besuch, schaute mit finsterem Angesichte empor, entrüstet, daß sein Nebenbuhler ihn belauscht habe. Allein Paisiello, welcher dies merkte, sagte alsogleich: »Theurer College, zieht kein böses Gesicht auf mich; und wenn ich etwas von Eurem Selbstgespräche gehört habe, so bin nicht ich, sondern die allzugroße Lebhaftigkeit Eurer Stimmung daran schuld. Darum warne ich Euch zugleich, denn die herumschleichenden Spione haben ein feines Gehör. Denkt an Piccini's Schicksal und seid vorsichtig!«

Cimarosa wußte nicht, wie er sich diese freundschaftlichen Äußerungen seines Gegners deuten sollte und dankte ihm für den guten Rath. Unterdessen trat Paisiello näher, zu des Maestro großer Verlegenheit, welcher seine Partitur zu verdecken suchte.

Paisiello sprach jedoch, als er des Componisten Absicht bemerkte: »Lieber Maestro, macht Euch keine Mühe meinetwegen; ich habe es gewußt, bevor ich zu Euch kam,

daß Ihr einen Triumphmarsch für das französische Heer schreibt.«

„In der That?« entgegnete Cimarosa, während sein Antlitz von Schamröthe übergossen wurde.

„Ja, und Ihr dürft nicht glauben, daß Euch allein die Ehre dieses Auftrages zu Theil wurde. Auch Piccini so wie meine geringe Person wurden insgeheim zu derselben Composition aufgefordert. Der fränkische Feldherr will uns wahrscheinlich alle Drei in Thätigkeit setzen, um nach seinem Geschmacke wählen zu können, indem er auf jeden Einzelnen von uns kein unbedingtes Vertrauen zu haben scheint.«

„So?« erwiederte Domenico, dessen Eigenliebe und Stolz durch diese Nachricht nicht wenig beleidigt war. „Nun gut, so ist meine Arbeit unnütz.« Nach diesen Worten nahm er die Partitur vom Tische, und wollte sie zerreißen, doch Paisiello entwand sie ihm und sprach: „Was beginnt Ihr Maestro? Niemand als Ihr darf und soll den Triumphmarsch componiren. Piccini componirt ihn nicht, wie ich erfahren habe, weil er es nicht wagt, mit Euch und mit mir in die Schranken zu treten; ich lehne diese Anforderung gleichfalls von mir ab, weil es mich ärgert, daß Piccini denselben ehrenvollen Auftrag erhielt, und weil ich Euch gerne zurückstehe.«

Domenico Cimarosa fand eine große Genugthuung in dieser freundschaftlichen und schmeichelhaften Äußerung seines berühmten Kunstgenossen: „Vielen Dank, mein theurer Maestro,« hub er an, „ich bin Euch für diese

Gesinnung sehr verbunden und weiß wahrhaftig nicht, woher es kommt, daß Ihr mit einem Male Euren langjährigen Haß gegen so milde Empfindungen vertauscht habet.«

»Cimarosa,« erwiederte sichtlich ergriffen Paisiello, »es gibt Momente im menschlichen Leben, wo es wie Schuppen von unserm geistigen Auge fällt, wo uns ein plötzlicher Schauder vor einer bösen That übermannt und uns zurückführt auf die Bahn des Edleren und Besseren. Einen solchen Moment habe ich gestern erlebt, als ich von dem Feste nach Hause ging. Wer weiß, zu welchen abscheulichen Handlungen uns noch der eingewurzelte Ruhmneid führen könnte!« Hierauf nahm er Cimarosa's Hand mit Wärme und redete weiter: »Sei mein Freund, Domenico, und wie unsere politischen Ansichten harmonisch zusammenklingen, so wollen wir auch künftighin in jeder andern Beziehung eines Herzens und eines Sinnes sein!«

»Gern, gern, guter Maestro,« antwortete treuherzig der gefühlvolle und leicht versöhnliche Cimarosa, welchen nur sein übermäßiger Ehrgeiz bisher rauh und unfreundlich gestimmt hatte. Sein Auge glänzte von Thränen der Freude und Rührung und er schloß seinen neugewonnenen Freund voll Innigkeit in die Arme.

Doppelt werth mußte in jenen verhängnißvollen Tagen Jedem die Freundschaft des Andern sein, und vielfach war Paisiello mit seiner Behutsamkeit und Vorsicht dem minder achtsamen Cimarosa nützlich.

4.

Das neapolitanische Königreich glich damals einem sturmbewegten Meere. Die französischen Truppen waren auf einer Seite bereits daselbst eingedrungen, während König Ferdinand in Rom noch seiner Siege sich freute. Allenthalben wurde Alles zu den Waffen aufgerufen, um den siegtrunkenen Franzosen Trotz zu bieten. Aber die Umtriebe der feindlichen Agenten hatten in Neapel eine große Gährung der Gemüther hervorgebracht. Viele aus höheren Ständen, Männer voll Geist und Herz, tapfere Krieger, gediegene Gelehrte ließen sich blenden von dem aufflackernden Meteor, und sahen es für eine Sonne an, welche erleuchtet und erwärmt; nicht ahnend, daß es nur zu bald erlöschen müsse, und eine unheilschwangere Nacht voll Schmach und Reue ihren Untergang drohen würde. Viele ließen sich durch Vorspiegelungen und schöne Träume hinreißen, den Truppen der sogenannten großen Nation durch Verrätherei den Weg in das Herz ihres eigenen Vaterlandes zu bahnen.

Unter Anführung des General Championnet drang eine französische Heeresabtheilung über Capua nach Neapel vor. Jetzt traten die Agenten der Republik und ihre Anhänger in Neapel offener auf und suchten das Volk für die „Überbringer der Freiheit,“ wie sich das französische Heer in ekler Prahlerei nannte, zu gewinnen. Aber das Volk, begabt mit gesundem Verstande und Unterthanentreue,

welche auf die Sophismen und die gleißnerische Philosophie der Ausländer nicht achtete, sondern dem königlichen Hause der Bourbonen anhänglich blieb, wurde mit Wuth erfüllt, und begann mit der bei solchen Ereignissen eigenthümlichen, fanatischen Heftigkeit gegen die verrätherischen Neuerer zu verfahren. Als General Championnet, in Folge eines mit den Unzufriedenen der Hauptstadt abgeschlossenen Vertrages wegen Übergabe Neapels und Einsetzung einer neuen Regierungsform, vor Allen für die dem Volke und Reiche zu Theil werdende Wohlthat und die Hoffnung eines neuen nach fränkischer Großsprecherei niegeahnten Glückes zehn Millionen Franken zur Zahlung verlangte, da brach der Ingrimm gegen die fremden Usurpatoren und die Verräther des Vaterlandes furchtbar los. Allenthalben bewaffneten sich die Lazzaroni, um den Franzosen Widerstand zu leisten, durchzogen die Straßen Neapels mit drohendem Geschrei, und verschonten Keinen, der ihnen verdächtig schien. Wo sich französische Soldaten festgesetzt hatten, wurden sie von dem erbitterten Volke mit blutigen Waffen vertrieben, und aller Orten gab es Gemetzel und Blutscenen.

Dem irregeleiteten Domenico Cimarosa brach fast das Herz bei diesen Gräueln. Schwelgend in Träumen einer romanenhaften Glückseligkeit, welche niemals die Frucht verbrecherischer Umwälzungen sein konnte, verließ er auf den Rath seines Freundes nur selten sein Haus, oder lud Paisiello und mehrere verblendete Männer zu sich, um ihren thörichten Schwärmereien nachzuhängen.

Eines Abends stand er wieder auf seinem Lieblingsplatze, auf der Terrasse seines Hauses, und schaute wieder hinaus auf das Meer, und die Umgegend. Wie war jetzt alles so ganz anders als vor wenigen Tagen! Verschwunden war das buntfreudige Gemisch der farbigen Flaggen und Wimpel; der Hafen war leer und unbelebt. Am Molo trieb statt des lustigen Gedränges bewaffnetes Volk sich umher. Flamme und Rauch blitzte bald da, bald dort auf, dem der Donner des Geschützes und Flintenknall folgte, und der Lärmen von Stimmen schlug von allen Seiten an sein Ohr. Der Maestro war tief gebeugt von dem Eindrucke, den dieses traurige Bild auf ihn machte, als ein furchtbares Geschrei ihn aufschreckte, welches die Straße heraufzukommen schien. Cimarosa blickte nach jener Richtung hin und sah einen großen Schwarm von Lazzaroni heranstürmen, welche in ihrer Mitte einen Verräther, ein dem Tode geweihtes Opfer hatten. Ein Mann von würdigem Äußern war es, welcher in dem Kreise des ihn umdrängenden Schwarmes unter Kolbenstößen und Faustschlägen fortgeschleppt wurde. Die Menge heulte wie eine wüthige Wolfsheerde um den Mißhandelten herum, jauchzte aus voller Kehle und schrie abwechselnd: »Nieder mit dem französischen Schurken! Tödtet ihn!«

»Nagelt ihn dort an das Hausthor,« riefen einzelne Stimmen, »nein, stecht ihn lieber nieder,« tobten andere dazwischen. So stritten sich die Erbitterten um die Weise, wie der Gefangene gemordet werden sollte. In geringer Entfernung vor dem zügellosen Haufen lief händeringend ein

junges Frauenzimmer, all ihre Kraft aufbietend, indem zwei Lazzaroni sie verfolgten. Cimarosa erkannte in ihr mit gräßlichem Schrecken die schöne Fiametta. Sie winkte herauf zu ihm, und schrie mit einer von der fürchterlichsten Angst kreischenden Stimme ihm zu: „Um des Himmels Willen, Domenico, helft, rettet!“ Cimarosa stürzte die Treppe hinab, aber schon kam ihm die von der Höllenqual des Augenblickes getriebene Geliebte entgegen und stöhnte: „Sie ermorden meinen Oheim, Domenico rette ihn!“ Cimarosa rief nach den Hausleuten, welche wie es in jenen verhängnißvollen Tagen erforderlich war, bewaffnet herauskamen und beschwor sie, mit ihm den Gesandten Lacombe zu befreien. Allein es wäre wahrscheinlich schon zu spät gewesen, würde nicht auf andere Art Rettung für den Franzosen gekommen sein. Mehrere Bürger Neapels hatten das Schicksal des Gesandten gesehen und mischten sich unter die tobende Menge, zum Scheine auch den Ausländer beschimpfend. So gelang es diesen gemäßigten Neapolitanern, sich Lacombe zu nähern und einen Kreis um ihn zu schließen, daß er vor den Mißhandlungen geschützt, und zum Theile selbst den Blicken des tumultarischen Haufens entzogen wurde. Der Zug schob sich indeß weiter bis zu Cimarosa's Haus, welcher gerade mit den Seinen die Thüre öffnete. Die Bürger benützten diesen Moment, und ließen dem Gemißhandelten Raum, um unbemerkt in das Haus zu schlüpfen, wo er in die Arme seiner zitternden Nichte sank. Nach und nach verlor sich das wilde Geschrei des Volkes und Cimarosa führte seine Schützlinge in die Woh-

nung hinauf, daß sie sich erholen und pflegen könnten. Lacombe blieb mehrere Tage in Cimarosa's Haus verborgen, indem er eine sichere Gelegenheit erwartete, in das Lager Championnet's zu gelangen.

Durch Paisiello's Einwirken, welcher von dem ganzen Vorfalle wußte und die Gefahr sah, in welcher Domenico im Falle einer Entdeckung schwebte, fand sich endlich eine günstige Stunde, und Lacombe begab sich am dritten Tage mit seiner Nichte unter dem Schutze der Nacht und mehrerer Freunde in das französische Lager.

„Ich schulde Euch unendlichen Dank," sagte der Gesandte beim Abschiede, „theurer Maestro, mein und meiner Nichte Leben habt Ihr beschützt, und nie werd' ich es Euren Mitbürgern vergessen, daß sie mich aus den Händen des wahnsinnigen Volkes befreit haben. Aber nur eines flehe ich Euch an, Signor Cimarosa, kommt mit mir und sichert Euer Leben, denn die argwöhnischen Lazzaroni umschleichen jedes Haus. Kommt mit mir, wackerer Maestro, nehmt die Waffen zur Hand und seid mit den andern Gleichgesinnten thätig, die beglückende Herrschaft Napoleons in der Hauptstadt des Königreiches bald zu begründen."

„Monsieur," entgegnete Cimarosa, „Ihr wißt, wie sehr ich Euren Ansichten beistimme, aber ich bleibe, wo ich bin, und werde mein Haus unter keinem Verhältnisse verlassen; und fern sei es von mir, in das Blut meiner Landsleute, meiner Mitbürger den Mordstahl zu tauchen, oder die zerfleischende Kugel abzusenden. Meine Waffen sind die Töne; nur mit ihnen will ich kämpfen und siegen.

Nehmt diese Papierrole und übergebt sie Eurem Feldherrn. Es ist das Werk, welches ich auf die Aufforderung des großen Generals Bonaparte componirte. Möge es bald in den Mauern meiner Vaterstadt ausgeführt werden. Dies ist mein wärmster Wunsch.«

»Ihr seid ein weichherziger, aber edelmüthiger Neapolitaner,« schloß Lacombe das Gespräch, indem er Cimarosa's Rechte schüttelte, und Fiametta gerührt die Hand des Geliebten an ihr Herz drückte. »Ich werde Euer Werk an seinen Bestimmungsort abliefern, und ich scheide mit der sichern Hoffnung, daß wir uns bald in glücklicheren Umständen wiedersehen. Lebt wohl, guter Cimarosa! Komm, Fiametta!«

»Leb' wohl, Domenico!« schluchzte Fiametta, und hielt sich fest an seinem Halse und hing an seinem einige Küsse auf sie niederströmenden Munde.

Man hörte Händeklatschen von der Straße her; der französische Gesandte horchte auf, riß seine Nichte mit sich fort, und Cimarosa war wieder allein in seinen Gemächern. Wohl tauchte in ihm mancher quälende Gedanke auf, und aus seinem tiefsten Innern klang hohl das Wort: »Vaterlandsverräther« herauf, aber die Erinnerung an Fiametta und an den wachsenden Ruhm seiner Kunst beschwichtigte wieder den nagenden Wurm des bösen Gewissens.

5.

Die Schrecken des Krieges und der Haß des Volkes gegen die Franzosen und Alles, was auf Neuerungen abzielte, stieg mit jedem Tage. Endlich zog sogar die ungestüme und wenig kriegserfahrene Menge verlockt durch treulos falsches Gerede, daß die Franzosen leicht aus der ganzen Gegend vertrieben werden könnten, gegen dieselben nach Art eines förmlichen Kreuzzuges aus. Bei Capua trafen die beiden feindlichen Heere zusammen, und es entspann sich ein fürchterlicher Kampf. Hatten die Fränkischen bessere Waffen und eine gute Kriegsordnung, so waren die Neapolitaner bei Weitem zahlreicher, wuthentbrannter. Drei Tage dauerte das Würgen und Schlachten, indem der Sieg bald auf die eine, bald auf die andere Seite schwankte. Die wohlbestellten französischen Geschütze brachten Tod und Verwüstung in die dichten Feindesreihen und rissen ganze Haufen nieder. Die Schaaren der Neapolitaner ordneten sich jedesmal wieder und griffen wüthender als früher an.

Die Artillerie der Franzosen zerschmetterte die Streiter für ihren heimathlichen Herd in der Ferne, die Bajonette verwundeten sie in der Nähe; doch der Tod machte sie nicht furchtsam, sondern vielmehr kühner, kräftiger und verwegener. Selbst Priester waren in den Reihen, wenig achtend der sie umsausenden Feindeskugeln, und feuerten mit dem Crucifix in der Hand die Schaaren an. Endlich behielt die Klugheit und Geschicklichkeit der französischen Anführer die

Oberhand, und erschöpft von der fast übermenschlichen Anstrengung zogen sich die übergebliebenen Kämpfer nach Neapel zurück, indeß eine ungeheure Anzahl ihrer Mitbrüder als Leichen auf dem Schlachtfelde zurückblieben.

Während diesem hartnäckigen Streite des Volkes für seinen König und seine Hauptstadt hatten sich die Anhänger des Feindes einiger Castelle bemächtigt und daselbst die dreifärbige Fahne aufgesteckt. Als die in die Stadt zurückkehrenden Lazzaroni dieses sahen, geriethen sie trotz ihrer Erschöpfung aufs Neue in Wuth, und das Schlachten und Morden nahm nun in den Straßen der Hauptstadt seinen Anfang, denn überall hatten sich schon französische Truppen mit den Unzufriedenen und Neuerungssüchtigen vereinigt. Demungeachtet stürmten die Lazzaroni die Castelle, verrammelten die Straßen, vertheidigten und befestigten einzelne Häuser mit unglaublicher und unerhörter Ausdauer und Anstrengung, aber vergebens. Der vereinten Gewalt verrätherischer Meuterer und der französischen Soldaten mußten sie endlich unterliegen, und nachdem achtzig tausend Lazzaroni kämpfend für ihr Vaterland dem Tode freudig anheim gefallen waren, wurde General Championnet Herr von Neapel.

General Championnet war ein kluger Feldherr, welcher das neapolitanische Volk gut kannte. Er hielt seine erbitterten Truppen nach Besetzung der Hauptstadt von Gewaltthätigkeit ab und erließ ein Manifest, worin er Frieden, Freiheit, Gnade, Milde und alle möglichen Erleichterungen versprach. Dann wußte er noch den Religionseifer

und den Aberglauben der Menge geschickt zu benützen und in Kurzem hatte er Neapel völlig umgewandelt und alle Gemüther für den Augenblick besänftigt.

Da ließ er die Feier seines Sieges proclamiren, die in der San Lorenzokirche gehalten werden sollte, und den Tag verkünden, an dem das Königreich Neapel seine Umgestaltung erhalten sollte. Schon am frühen Morgen dieses Tages war theils auf Befehl der Feinde, theils aus Furcht vor ihm, theils aus Anhänglichkeit zu ihm der Platz vor der Kirche mit Gras und Blumen bestreut, die Häuser daselbst festlich geschmückt, und die Fenster, Balcone und Terrassen mit Zuschauern angefüllt. Freiheitsbäume prangten in der Mitte des Platzes und auf denselben wallten die dreifarbigen Fahnen, leicht bewegt von dem kühlenden Winde, welcher vom Hafen herwehte. Die französischen Truppen zogen in Parade auf, und die Musikbanden und Musikchöre ließen ihre begeisternden Klänge erschallen. Froh und lustbewegt durch das neue, prächtige Schauspiel wogte das eingeschüchterte Volk dazwischen und stimmte in die Liederweisen ein, wenn es auch nichts von dem Gesange der fremden Krieger verstand. Die S. Lorenzokirche konnte nicht den hundertsten Theil der Menge fassen, die sich hineindrängen wollte, um den pompösen Ceremonien beizuwohnen. Nach Beendigung derselben trat Championnet aus der Kirche heraus, bestieg sein hohes Schlachtroß und winkte mit seinem Degen. Eine Todtenstille verbreitete sich an der Stelle des bisherigen Lärmes und Tumultes, und alle Augen hafteten auf dem General. Da erklangen plötzlich die mächtigen Töne

der Militär-Musikbanden, und Alle wurden von einem gähen Schauer ergriffen. Gewaltige, erschütternde Accorde erdröhnten und drangen wie Befehle und Machtworte eines Siegers in die Seele der tiefergriffenen Zuhörer. Es war Cimarosa's Composition. Der Eindruck, den das großartige Tonstück auf die lautlos horchende Menge übte, war ungeheuer. Augenblicklich war es bekannt geworden, daß Cimarosa der Compositeur sei, und ein Jauchzen, das die Gebäude erzittern machte, schallte zum Himmel empor. „Bravo Maestro! Es lebe Cimarosa!“ riefen viele tausend Stimmen mit allem Kraftaufwande, und der französische General winkte dem Compositeur seinen Dank und seine Anerkennung zu. Cimarosa war entzückt vor Freude; verklärt blickte sein Auge zum blauen reinen Äther hinauf, der sich über die große Versammlung wölbte, und er sagte gerührt: „Dies ist mein schönster Tag!“

Aber mitten durch den Freudenlärm drang dicht unter seinem Fenster, von welchem er das Schauspiel überblickte, eine gellende Stimme zu ihm herauf: „Fluch, Schmach und Schande über dich, du meineidiger Verräther deines Vaterlandes! die Hölle verschlinge dich und deine schändlichen Melodien! der Tag der Rache wird kommen, und ich werde der Bluträcher sein!“ Cimarosan befiel ein Schwindel bei diesen schrecklichen Worten, mit stieren Augen suchte er nach dem Eigner des unheimlichen Sprachorgans. Er konnte ihn zwar nicht aus der Menge herausfinden, aber wie Dolche war die Rede in sein Inneres gedrungen. Mühsam rang er

nach Fassung und schützte auf Fiametta's besorgliches Fragen ein vorübergehendes Unwohlsein vor.

Unterdessen hatte man unter das, wie alle Italiener, für Musik und Gesang gleichsam geborne Volk eine Hymne in dem Neapolitaner Volksdialecte, von einem gewissen Rossi verfaßt, ausgetheilt; und als auf ein gegebenes Zeichen der Triumphmarsch von Neuem begann; so verstärkte tausendfacher Gesang die ergreifenden Tonmassen, und nach jeder Strophe erhob sich ein Freudengeschrei und lärmendes Händeklatschen. Nachdem der Gesang zu Ende war und der Tumult allmälig sich gelegt hatte, wurde die Proclamation vorgelesen, welche Neapel zur parthenopeischen Republik erklärte, Freiheit und Unabhängigkeit, Verminderung der Steuern und Abgaben u. dgl. in hochtrabenden Worten versprach, die Stimmung des Volkes mit Schlauheit benutzend, dafür aber eine Kriegscontribution von fünf und siebenzig Millionen Franken auferlegte, welche sich über alle Provinzen erstreckte. Dies letztere schwächte den Enthusiasmus des Volkes bedeutend, aber dennoch murrte es nicht, und die ganze Verhandlung wurde ohne Störung zu Ende gebracht. Die blinden Anhänger der Feinde feierten mit Gelagen und frohen Versammlungen diesen Tag des Glückes und glaubten in ihrem Wahne, aus dem sie später mit Schrecken erwachten, das goldene Zeitalter werde über Neapel und seine Bewohner herabkommen.

6.

Die mit so großem Pompe und mit einer ungeheuern Brandschatzung eingeführte Regierungsform erfreute sich nur eines kurzen Gedeihens, da die gemachten Hoffnungen und Versprechungen nicht erfüllt wurden, im Gegentheil der Druck der Abhängigkeit unleidlich war und von den vorgespiegelten Wohlthaten keine ins Leben trat. Überdies gaben noch die Zügellosigkeit und der Übermuth der französischen Truppen, so wie die Exaltationen eifriger Agenten gerechten Anlaß zu Unwillen und Unruhen von Seiten des Volkes. Auch loderte in den Provinzen die Flamme des Bürgerkrieges mit großer Wuth und Erbitterung auf, und als der Cardinal Ruffo mit königlichen Truppen bei Reggio gelandet war, so hatte er doch, trotz dem bewaffneten Widerstande und Ränken der Franzosen, bald wieder mehrere Provinzen für den rechtmäßigen Herrn und König genommen.

In Kurzem rückte der Cardinal mit den braven königlichen Soldaten und den bewaffneten treuen Anhängern des Herrscherhauses der Hauptstadt nahe. Schrecken und Furcht herrschte in Neapel unter den Vaterlandsverräthern, denn das Volk erregte Aufstände in der Stadt zu Gunsten ihres fürstlichen Oberhauptes und gab neuerdings ein nachahmungswürdiges Beispiel der Liebe und Ergebenheit zu ihrem gesalbten Herrn und Könige. Während dem gelang es dem Cardinal und Reichsvicar Ruffo sich einen Eingang in die Stadt zu erstürmen und nun begann in den Straßen und

auf den Plätzen ein gräßliches unbarmherziges Gemetzel. Kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand, keine Würde fand Schonung, das Wort „Republik," der Name „Republikaner" waren hinreichend, einen schmählichen Tod zu bereiten. Hie und da brannten Scheiterhaufen, in welche man die Menschen warf und von den Flammen verzehren ließ. Vergebens war des Cardinals Bemühen, dem Wüthen des Volkes Einhalt zu thun; es suchte die Schuldigen auf, und nur derjenige, welcher durchaus mit den Feinden keine Gemeinschaft gehabt hatte, entging einem sichern Tode. Der grausame Pöbel rannte durch die Straßen, brach in die Häuser ein und holte sich seine Opfer heraus! Das Volk gedachte der achtzigtausend seiner gefallenen Mitbrüder, es gedachte, wie die Falschheit mehrerer Mitbürger an der um sich greifenden Macht der hinterlistigen, geldbürstigen Franken Schuld gewesen war, und kannte nun keine Mäßigung bei dem Gedanken an verdiente Strafe; dieser entsetzliche Zustand der Stadt dauerte durch zwei Tage.

Während dieser Zeit war Cimarosa nicht aus seinem Hause gekommen, aber in fürchterlicher Angst hatte er den ersten Tag und die Nacht zugebracht, indem er oft bis an das Innerste erbebte, wenn das Getümmel der racheschnaubenden Lazzaroni an sein Ohr dröhnte. Mit Schaudern erinnerte er sich des Tages, wo sein Triumphmarsch auf der Piazza vor der San Lorenzokirche von den Feinden des Königreiches aufgeführt worden war, und er fürchtete die Rache des empörten Volkes. Doch auch der zweite Tag ging gefahrlos vorüber und Domenico wollte eben mit einem

heißen Dankgebete zum Himmel sich auf das Lager werfen, als ihn ein gräßlicher Lärmen unter seinen Fenstern emporscheuchte, und Steine auf sein Fenster heraufflogen. „Dort oben wohnt der verruchte Maestro, der uns zum Spotte Siegesmärsche componirt; auf, auf! lasset uns seine schändlichen Noten vertilgen!“ krächzte eine widerliche Stimme, welcher ein tosendes Beifallsgeschrei folgte. Als Cimarosa das Toben der Lazzaroni und die heisere Stimme, welche vom San-Lorenzo-Platze her in seine Ohren tönte, hörte, wachte sein Gewissen auf, welches falsche Ruhmsucht schon lange in schwerem Schlummer gehalten hatte. Er fühlte, wie sehr diese gemeinen und rohen Leute ihn an Treue und Aufrichtigkeit für ihr Vaterland überträfen, und der Stachel des schlechten Bewußtseins und der Scham drang blutig in sein Herz. Diese wilde Volksmenge, welche nun in seiner Rachbegierde keine Schranken beobachtete, hatte doch vor Kurzem für das Vaterland Leben und Blut freudig hingeopfert, hatte, obwohl durch List und Übermacht beschwichtigt und überwältigt, das unedle Joch des Feindes wieder abgeschüttelt, — und was hatte er gethan?

Schon fiel die Pforte seines Hauses von den Stößen der Wüthenden krachend ein und das Getümmel kam die Treppe herauf. Cimarosa horchte mit steigender Angst. „Du bist ein Verräther deines Königs,“ schrie der Teufel in seiner Brust, „du hast dein Vaterland gedemüthiget gesehen, und du hast das Talent, welches Gott dir gab, in schmählicher Bereitwilligkeit dargeboten, um die Erniedri-

gung deines Vaterlandes zu feiern. Die Stunde der verdienten Strafe, der blutigen Rache naht!«

Cimarosa verlor bei diesen peinigenden Gedanken alle Besonnenheit; er suchte nach Rettung, er wollte sich verbergen, entfliehen, aber nun war auch die verschlossene Thür seines Gemaches dem Drängen der Anstürmenden gewichen, und ein Schwarm wildaussehender Leute, an deren Spitze Giacomo, überschwemmte sein Gemach. Wie ein blutdürstiger Tieger stürzte der kleine aber muskulöse Giacomo auf den Maestro los und riß ihn zu Boden, indem er ein blutiges Messer über ihn zückte. »Ha, feinhöriger Maestro, wie gefällt Euch jetzt mein Gesang?« höhnte er mit gellendem Lachen und wollte den Todesstoß auf seine Beute führen, als ihm ein Anderer die Hand auffing und sagte: »Nicht jetzt Giacomo; er muß öffentlich auf dem Platze vor San Lorenzo sterben!« Hierauf wurden dem wenig widerstrebenden Cimarosa die Hände gebunden, und er blieb auf dem Boden liegen, während die Erbitterten in dem Gemache herumrannten, Alles was sie an Noten vorfanden, aufhäuften und anzündeten. Als nun die wundervollen Melodien, die selbst das Herz der Wüthenden noch vor Kurzem gerührt und erfreut hatten, lichterloh aufflammten, erhob die Schaar ein Freudengeschrei, klatschte mit den Händen und tanzte jubelnd um die Flamme. Darauf schlugen sie unter Fluchen und Gelächter die Möbel zusammen und ergriffen endlich das Clavier, dem der geknebelte Maestro in bessern Zeiten so liebliche Töne entlockt hatte. Einige öffneten die Fenster, die andern hoben das Instru-

ment empor und warfen es auf die Straße hinab, wo es unter einem herzzerreißenden Schrillen der Saiten auf dem Pflaster zerschmetterte. Ein neues Gejauchze begleitete diese That. Als für ihre Zerstörungslust nichts mehr vorhanden war, stürmten sie hinaus, indem Giacomo den machtlosen Cimarosa fortschleppte, und ihn unter den Schimpfreden seiner Genossen dem Gefängnisse für die Hochverräther überlieferte. Die verworrene Lage der Hauptstadt wurde übrigens durch die Ankunft eines russischen Hilfsheeres bald gehoben. Vier Monate schmachtete der Maestro in dem feuchten Kerker. Seine Ideale hatten ihn treulos verlassen, und ein tiefer Gram begann in seinem Innern zu nagen. Abgeschnitten von jeder Verbindung mit der Außenwelt, verächtlich von den Gefängnißwächtern, mit starrer Strenge von seinen Richtern behandelt, konnte er nichts von dem Schicksale seiner Geliebten und seines Freundes erfahren, obwohl er aus den mit ihm vorgenommenen Verhören entnehmen konnte, daß Paisiello ebenfalls in Ketten geworfen worden sei. Für sich selbst sah er keine Errettung mehr, und er blickte daher mit stiller Ergebung dem Tage seiner Hinrichtung entgegen. Die Ungewißheit aber, was aus diesen Beiden geworden sei, marterte in den langsam hinstreichenden Stunden seiner Einkerkerung ihn mit schmerzlicher Qual, und er verfiel in ein dumpfes Dahinbrüten, welches ihn völlig gleichgiltig gegen sein Schicksal machte. Wenig erschütterte es ihn daher, als eines Tages vor seinem Kerker ein großer Lärmen entstand, und er streitende Stimmen rufen hörte: „Gebt ihn frei!“ und wieder: „Er muß ster-

ben!« Die Riegel seines Kerkers wurden weggeschoben und Cimarosa richtete sich langsam auf, denn er hielt es für gewiß, daß die Stunde des Todes für ihn schlagen würde. Darum nur drängten sich die erbitterten Lazzaroni draußen an der Thür heran. Allein statt des rachsüchtigen Volkes trat eine große Anzahl russischer Officiere hohen Ranges herein. Tief erschütterte sie die verkümmerte Gestalt und das erbarmungswürdig abgehärmte Antlitz des Maestro, den sie in besseren Tagen in der Blüthenzeit seines Lebens zu Petersburg geachtet und geliebt hatten. »Wir bringen Euch die Freiheit, theurer Cimarosa,« sprach Einer der Officiere, »als Dank für jene hohen Freuden, die uns Euer schönes Talent in Rußlands Hauptstadt bereitete!« Cimarosa schaute den Sprecher an, verwirrt und zweifelnd, ob ihn nicht ein Traum necke. Da tobte der Gedanke seiner wiedererlangten Freiheit mit dem Gefühle der höchsten Wonne durch seine Pulse. Er wollte sprechen, aber es schwanden ihm die Sinne, und er sank kraftlos zur Erde. Als er seine Besinnung wieder erhalten hatte, befand er sich in seiner Wohnung umgeben von den Freunden seiner Tonwerke und Paisiello. Mit tiefer Rührung dankte Cimarosa den edlen Kriegern des Nordens, welche ihn großmüthig aus dem Kerker befreit hatten. »Ja, theurer Maestro,« nahm ein ergrauter Krieger, welcher in Petersburg ein persönlicher Feind Cimarosa's gewesen war, die Rede auf, »Ihr habt hart genug gebüßt für Euer Vergehen am Vaterlande. Eure abgezehrte Gestalt, Euer entstelltes Antlitz sind untrügliche Bürgen der Reue und des Kummers, wel-

cher in Euch wühlt. Klar ist es Euch geworden in Kerkersnacht, daß Bildung, Geist, Talent, Ansehen und Macht zum Nachtheile des Vaterlandes angewendet, nicht nur unnütz sind, sondern Fluch und Verderben ihrem Besitzer bringen. Ja, es ist die erste und heiligste Pflicht eines jeden Unterthanen treu am Vaterlande zu hangen.“ Cimarosa nickte stumm dem Sprechenden zu und drückte ihm die Hand zum Zeichen der Übereinstimmung seiner Gefühle. Die Freunde und Retter des Maestro entfernten sich bald, um dem Erschöpften und Schwächlichen Ruhe und Erholung zu gönnen. Mit bangem Zögern fragte er Paisiello, was aus Fiametta geworden sei. Paisiello suchte auszuweichen, doch Cimarosa drängte ihn zur Antwort: „Sagt es nur, sie hat ihr Leben schon ausgehaucht?“ Paisiello nickte wehmüthig mit dem Kopfe. Domenico verhüllte sich das Gesicht. „Nun ist Alles aus!“ hob er nach einer Pause mit leiser Stimme an, konnte aber nicht weiter reden, denn der Schmerz drohte ihm die Brust zu zersprengen.

„Geht nach Venedig, Maestro, das für seinen Kunsttempel eines Mannes von Eurem Talente bedarf,“ fing endlich Paisiello das Gespräch wieder an, „ich gehe in wenigen Tagen nach Paris, wo ich freier athmen kann, denn hat mich meine Klugheit aus Ketten gerettet, so fürchte ich doch noch immer die spähenden Blicke meiner Feinde. Darum lebt wohl, Freund Domenico, und hofft auf bessere Tage!“

„Meine Hoffnungen sind auf immer abgeblüht und gestorben,“ gab Domenico traurig zur Antwort, „ich habe

mich schwer an meinem Vaterlande vergangen, ich verdiene jedes Mißgeschick, welches mich trifft. Meine Kraft ist hin, meine Ruhe entflohen; ich bin ein abgedorrter Stamm, der keine Blätter, keine Blüthen mehr treiben wird, wenn ich auch diese Mauern verlasse, welche mir unaufhörlich zurufen, daß ich bei der Schmach meines Vaterlandes Freudenhymnen componirt habe!«

Den gemüthskranken Meister täuschte seine düstere Ahnung nicht, denn bald darauf nahm der mitleidige Tod den Freudenlosen in seine Tröstearme.

Balladen

von

Joh. N. Vogl.

1.

Das Tscherkessenmädchen.

Ein junges Kind mit blonden Haaren,
Von weißen Linnen kaum bedeckt,
Liegt am Bazar, bei andern Waaren,
Die des Beschauers Aug' befleckt.

Ihr Leib ist schlank und ebenmäßig,
Ihr Blick entflammt von dunkler Gluth,
Daß manch ein Weiberaug' gehässig
Auf der Gestalt des Mädchens ruht.

Nicht fern von ihr, als wie versunken
In ihrer jungen Reize Pracht,
Ein Jüngling steht, das Auge trunken,
Doch in der Sclaven nied'rer Tracht.

Ruft da der Mäckler: „Schaut, ihr Käufer,
„Vom Kaukasus ein holdes Kind!
„Saht Knospen ihr, die pflückensreifer,
„Und Formen, die gleich diesen sind?“

„Von ihrer Sohle bis zum Scheitel
„Ist's eine Houris, wär' ich Dai,
„Ich gäbe zwanzig volle Beutel,
„Daß sie mir schmückte das Serai.“

Da drängten sich die Muselmänner
Voll Neugier zu dem Kind heran,
Und überrascht ruft manch ein Kenner:
„Ein Wunderkind, beim Alkoran!“

„Solch Himmelsbild aus Alabaster
„Verschließt noch keines Moslims Haus,“ –
„„Ich gebe fünfzig Goldpiaster!““
Ruft ein Kapidschi=Bassi aus.

„Ich gebe sechzig!“ ruft ein fahler
Emir, dem's Herz im Busen schwoll,
Ein Aga d'rauf: „Ein bess'rer Zahler
„Ist hier, die hundert mach' ich voll!“

„Was hundert — hundert fünfzig geb' ich!“
Schreit ein Effendi, glutherfaßt,
„Auf, junge Dirne, sei gehebig,
„Du weißt nun, wen zum Herrn du hast!“

„Noch nicht!“ ein Grieche ruft dazwischen,
„Noch steht ihr fern von eurem Ziel,
„Zweihundert sind für diese frischen
„Gazellenaugen nicht zu viel!“

„Vierhundert Goldpiaster biet' ich!“
Ruft eines Moskowiten Mund,
„Und euch, ihr Freunde allen, rieth' ich,
„Ihr ließt's dabei, aus gutem Grund.“

Und schon erfaßt mit rauher Rechten
Der Moskwer der Tscherkessin Hand,
Da tritt herzu, im Kleid, dem schlechten,
Der Jüngling, der wie träumend stand.

Und ruft: „Halt ein, du Moskowite,
„So weit nicht reicht der Sclaven Schweiß,
„Denn für dies bleiche Mädchen biete
„Ich einen zehnfach größer'n Preis.“

Aufschreit da freudig und erschrocken
Das Mädchen, wie vom Ton bethört,
Erklingt ihr doch, so süß wie Glocken,
Des Liebsten Stimme, die sie hört.

Doch sieh, schon langt mit Zornesbeben
Der Moskwer nach dem Yatagan,
Und ruft: „So sprich, was willst du geben,
Du brauner Hund von Daghestan?“

„Die Freiheit!“ donnert der Tscherkesse,
Aus dessen Aug' Verderben sprüht,
Und plötzlich lagert Todtenblässe
Auf jeder Wang', die erst geglüht.

Denn — seht, durchbohrt von seinem Dolche
Liegt ihm im Arm die schöne Last,
Zum Schreck der Käufer, die auf solche
Entwicklungsscene nicht gefaßt.

Wohl blinken rings jetzt ihre Messer,
Allein zu spät, ihn schreckt kein Droh'n,
Schon traf sein eigner Stahl ihn besser,
Und Beider Seelen sind entfloh'n.

2.

Die Blumenhexe von Riegersburg.

Zu Riegersburg im alten Saal
Versammelt sitzt der Schöffen Zahl.

Vor ihnen steht ein bleiches Weib,
Verkümmert an Gesicht und Leib.

„Der schwarzen Kunst bist du verklagt,
Weh! wenn dein Mund zu leug'nen wagt.“

„Viel Blumen blüh'n im Garten dein,
Doch nicht wie die auf Flur und Hain."

„Doch nicht wie die in Gottes Luft,
Weit schöner noch an Farb und Duft."

„Ja selbst wenn Schnee die Fluren hüllt
Erblüh'n sie dir von Duft erfüllt."

„Bekenne d'rum, daß durch die Macht
Der Hölle sie hervorgebracht."

„„Und blüh'n mir Blumen allerlei,
Die Hölle half mir nicht dabei.""

„„Schon pflegte ich der Blumen gern,
Als ich ein Kind, und euch noch fern. —""

„„Einst kam ein Fremder, jung und hold,
Die Wang' so roth, das Haar wie Gold.""

„„Der liebte auch die Blumen sehr,
Mich aber liebt' er noch viel mehr.""

„„Ihm folgte ich vom heim'schen Strand
Zu euch ins ferne Steyerland.""

„„Die Blumen aber, die mein Glück,
Nicht konnt' ich lassen sie zurück.""

„„In Eure rauhe Bergesluft
Bracht' ich die Kinder reich an Duft.""

»»Da starb, von mir noch jetzt beweint,
Der mir und meinen Blumen Freund.««

»»Sie senkten seinen Leib hinab,
Ich pflanzte Blumen auf sein Grab.««

»»Ich pflanzte Blumen seit der Zeit
Wie sonst voll Lust, nunmehr voll Leid.««

»»Und so gelang' es meinem Müh'n,
Daß sie mir selbst im Winter blüh'n.««

»»Ich pflegte ihrer stets mit Fleiß,
Von keiner schwarzen Kunst ich weiß.«« —

»Das lügst du!« d'rauf der Schöffe spricht,
»Doch nicht bethörst du das Gericht.«

»D'rum denk' an deiner Seele Heil
Und künde uns dein sündig Theil.«

»»Bekennen kann ich nichts als das,««
Sie spricht's von bittren Thränen naß.

»Wohlan — so sei der Feuertod
Dein Loos im nächsten Morgenroth. —«

Am nächsten Tag mit dumpfem Schall
Ein Glöcklein tönt hinab in's Thal.

Das Todtenglöcklein wimmert laut,
Es gilt der armen Feuerbraut.

Hinführt man sie mit Spott und Hohn,
Zu Feldbach harrt der Holzstoß schon.

Da fleht das Weib: „Ein einzigmal
Laßt mich noch schau'n die Blumen all.“

„Nur einmal laßt, erbarmt euch mein,
Mich laben noch an ihrem Schein.“

„Mich laben noch an ihrem Duft,
Eh' meinen Staub verweht die Luft.“

Und zu dem Gärtchen führen hin
In Ketten sie die Zauberin.

Wie blüh'n die Blumen rings umher,
Wie wogt von Düften da ein Meer.

Wie schimmert's da in Farben licht
Aus grünem Busch, aus Lauben dicht.

Und Jeder, der die Flur erblickt,
Der fühlt sein Herz von Lust entzückt.

Die schönsten Blumen aber bricht
Das Weib, bethränt das Angesicht.

„Und habt ihr mich vom heimschen Strand
Geleitet in dies rauhe Land,“

„So leitet jetzt mich auch dahin,
Wo noch viel schön're Blumen blüh'n.“

D'rauf wendet sie sich ab, und geht,
Von ihrer Blumen Duft umweht. —

Da steigt im schwarzen Wirbellauf
Zu Feldbach eine Säule auf.

Die Säule sinkt; — sie ist dahin
Die fremde Blumenpflegerin.

Doch ihren Kindern groß und klein
Entschwand hierauf so Duft als Schein.

Sie neigten sich hinab zum Staub,
Mit fahlem Stern mit welkem Laub.

Das Gärtchen ward zum öden Grund,
Kein Blümchen triffst du dort zur Stund.

Recensent und Tänzerin.

Eine Skizze aus dem Alltagsleben

von

J. Märzroth.

1.

Heinrich war einer jener Kritiker, deren Zahl eben nicht Legion ist, d. h. er hatte zur Freiheitsfahne der Wahrheit geschworen, und, irrte er auch manchmal in seinen Ansichten, so durfte man doch immer gewiß sein, daß es der klare, unverfälschte Quell seiner innersten Überzeugung war, dem sein Urtheil unter dem Brausen gewandter Dialectik entströmte. Daß er sich nie von den Irrlichtern kleinlicher Nebenrücksichten zum Sumpfe der Parteilichkeit hinleiten ließ, daß er den Lockungen der bestechungsgewappneten Künstler-Mittelmäßigkeit verächtlich den Rücken zuwandte, versteht sich nach dem bereits Gesagten von selbst, so wie es auch schon von vorne herein einleuchtend ist, daß er sich gar oft gegen das vergiftete Geschoß seiner Feinde, des Neides

und dessen Gehilfen: Lüge und Verleumdung mit dem Panzerhemde des edelsten Selbstbewußtseins rüsten mußte.

Zum Lohne aber all seiner für die heilige Wahrheit erlittenen Wunden hatte sich Heinrich das ehrendste Vertrauen seines Leserkreises, und zwar in so hohem Grade erworben, daß sein Wort genügte, um über eine Kunsterscheinung den Stab zu brechen, oder ihr die Palme allgemeiner Anerkennung zu reichen.

Es läßt sich vielleicht läugnen, daß selbst das oberflächliche, wenn nur gedruckte Urtheil, obwohl nicht den Kern, aber doch die Massen des Publicums leite, und darum gar oft die Schöpferin so manchen Ruhmes werde, dessen Strahlenglanz aber bei näherer Untersuchung in Nebel zerfließen dürfte. Nimmer aber läßt es sich bestreiten, daß die redliche, wahrheitliebende, und lediglich im Interesse der Kunst und Wissenschaft richtende Kritik dadurch, daß sie auf Dies und Jenes hinweist, Diesem und Jenem die allgemeine Theilnahme und Aufmerksamkeit zuwende, und auf solche Weise das Emporblühen und Gedeihen so manches Edlen und Schönen eigentlich erst wahrhaft begründe. — Ja, wie viel des Trefflichen mag wohl der Welt verloren gegangen sein, weil Niemand da war, der den Keim desselben mit scharfem Auge bemerkend, es mit dem fruchtzeugenden Thaue der kritischen Aufmunterung befruchtete!

Was also ist demnach wohl die einsam und größtentheils freundlos dahinschreitende redliche Kritik? Eine strafende und zurechtweisende Lehrerin, aber auch gar oft die liebevolle, zärtliche Mutter fremden Ruhmes! Und dies

undankbare Kind läuft dann jauchzend in die weite Welt hinaus, um seiner treuen Mutter nimmer zu gedenken! — —

Heinrich war eben aus Thaliens Hallen gekommen, woselbst Maria, ein kaum noch dem Morgenroth der ersten Kindheit entstiegenes Mädchen ihren ersten Versuch als Tänzerin gewagt hatte. Des schüchternen Mädchens erste Proben ihrer Kunstanlagen hatten zwar kein entschieden mißbilligendes Publicum gefunden, aber Mariens Erscheinung hatte keine Zeichen freundlichen Beifalls erweckt, ja, als hier und da dennoch Einer ein vereinsamtes „Bravo!“ über die Lippen gleiten ließ, wurden sogar Zischlaute, wahrscheinlich von den Söldlingen der ersten engagirten Tänzerin herrührend, vernehmbar. Unter solchen Auspicien mußte der jungen Debutantin natürlich aller Muth zum Fortschritte auf der einmal betretenen Bahn benommen werden, und, wie es in derlei Fällen gewöhnlich zu gehen pflegt, die rosige Lebenshoffnung der ganzen Familie, welcher Marie angehörte, war nun mit einem Male in den grauen Schleier der bittersten Täuschung gehüllt.

Heinrich aber hatte es erkannt, daß Marie nur deßhalb nicht gefiel, weil sie ihre erste Leistung nicht gleich mit den verlockenden, wiewohl unästhetischen Kokettteriekniffen ihrer routinirten Kunstschwestern umrahmt hatte, und der heimliche Verdruß über diese negative Einwirkung des Gemeinen spornte unsern Kritiker um so mehr zu einem günstigen Urtheile über die junge Debutantin an, als diese wirklich einen erfreulichen Fond natürlicher Anmuth und

Grazie entwickelte, welcher allerdings zu schönen Hoffnungen für die Zukunft berechtigte.

In seinem kleinen Stübchen angelangt, setzte sich Heinrich an das kleine, wankende Tischchen, und ergriff sinnend eine aus der Schaar dicht aufgehäufter Federn, deren Menge das Einzige war, das in diesem beschränkten Raume auf Überfluß hinwies. Denn das karg ausgerüstete Lager, der lehnlose Stuhl, mit seinem, der ursprünglichen Füllung beraubten Polster, der alterthümliche Bücherschrank, Jean Paul's, Schiller's und Anderer Werke bergend, wie große Gedanken in der Seele eines Unansehnlichen schlummern, das vorhin bemerkte wankende Tischchen mit den keineswegs salonfähigen Schreibrequisiten, dieß waren sämmtliche bedeutendere Gegenstände, welche sich durch symmetrisch geordnete Placirung alle Mühe zu geben schienen, dem kleinen Wohnorte Heinrich's die unangenehme Physiognomie einer leeren Stube zu benehmen. Wären aber ein schwungkräftiger Geist und eine wahrheiterglühende Seele verkörperte Wesen, so würde Heinrich aus der beschriebenen ärmlichen Umgebung wie ein Diamant unter Schutt und Steingeröll hervorgeblitzt haben.

Nachdem Heinrich so einige Minuten in Gedanken verloren dagesessen, hatte sich sein Urtheil über Mariens Talente zu einem klaren Ganzen ausgebildet, und, was der Geist gedacht, hauchte nun die gehorsame Feder rasch und rauschend auf das Papier hin.

2.

Zur selben Stunde aber gestaltete sich in der, in einem andern Stadttheile gelegenen Wohnung eines unbedeutenden Krämers folgende Scene.

Traurig, und von dem Eindrucke des ersten Debuts noch durchzittert, kam Marie mit ihren Eltern nach Hause, und die daselbst harrenden beiden ältern Schwestern Mariens blickten fragend den Eintretenden entgegen. Nachdem dieselben aber den zweifelhaften Erfolg des ersten Debuts ihrer jüngsten Schwester erfahren hatten, klärten sich sonderbar genug die Blicke der älteren Geschwister plötzlich auf. Zur Lösung aber dieses Räthsels möge Folgendes dienen.

Der Vater dieser Familie war einer jener vielen Menschen, welche, in schlechten Verhältnissen lebend, jauchzend in einem ihrer Kinder irgend ein Kunsttalent bemerken, und nun all ihre Kräfte daran wenden, dasselbe so rasch als möglich zur Reife zu bringen, aber nicht des Kindes, nicht der Kunst, sondern nur ihrer selbst willen. Und so kam es denn, daß Mariens Vater derselben seine ganze schmeichelnde Aufmerksamkeit zuwandte, während die beiden älteren Töchter vernachlässigt, und dadurch zum Neid gegen ihre bevorzugte Schwester aufgestachelt wurden. Darum also die triumphirenden Blicke derselben, als ihnen die wohlklingende Nachricht von dem Mißlingen des ersten Debuts ihrer Schwester zu Ohren kam, und sie gaben es nun dem schluchzenden Märchen durch Blicke und Geberden unzweideutig zu

erkennen, daß sich das Blatt nun wenden werde, und, während die vorwurfsreiche Mutter ihrem, trübe vor sich hinblickenden Gatten zu Gemüthe redete, daß er nun einmal von der Idee, aus dem verzogenen Kinde eine berühmte Künstlerin zu machen, abstehen möge, stimmten die beiden älteren Töchter in dieß Klag- und Spottlied ein, und mürrisch zog sich der Vater in seine Stube zurück, den boshaften Zungen seiner ältern Töchter freien Spielraum lassend. Sie höhnten das arme, zur Kunst bestimmte Mädchen herzlos aus, und theilten ihr, bitter spottend, mit, daß nun sie die „Damen spielen" werden, die „verdorbene" Künstlerin aber sich nun allen jenen Hausdiensten werde unterziehen müssen, von denen sie bisher befreit war.

Laut schluchzend warf sich das arme Mädchen auf sein Bettlein hin, und verbarg seine weinenden Augen tief in das Kissen.

Und alle Mitglieder dieser Familie wälzten sich in dieser Nacht schlaflos auf ihrem Lager herum, der Vater und auch die Mutter aus Verdruß, die arme Debutantin aus vielfachem Schmerze, die beiden ältern Töchter aber vor Freude.

3.

Während nun in den folgenden Tagen die Journale in ihrem Urtheile über Mariens Debut als bloßes Echo der Stimme des Publicums erschienen, stellte sich Heinrich's Recension allen übrigen mit Macht entgegen, und auch dieß-

mal hatte Heinrich's Wort den gewohnten Einfluß auf die Leser, und, als Marie noch am selben Abend zum zweiten, und, wie sie selbst glaubte, zum letzten Male debutirte, ward ihre Leistung wider alles Erwarten mit den lautesten Ausdrücken des Beifalls gekrönt.

Soll ich dir, lieber Leser, von dem Wonnetaumel der kleinen Künstlerin erzählen, soll ich dir das freudestrahlende Antlitz ihres Vaters, und dann wieder die langen, neidgelben Gesichter ihrer beiden Schwestern schildern? Wozu, da sich dieß alles leicht vorstellen läßt.

Mariens Künstlerbahn war nun mit einem Male förmlich begründet, und ein vortheilhaftes Engagement der Anfang derselben.

Marie aber, die es wohl eingesehen hatte, daß Heinrich's Urtheil der eigentliche Hebel war, der die Aufmunterungsmaschine des Publicums in Bewegung gesetzt hatte, brannte vor Verlangen, diesem edlen Manne ihre innigsten Dankgefühle auszudrücken.

Und eines Morgens rauschte ein hübsches, schlankes Mädchen am Arme eines bejahrten, wohlgefällig lächelnden Mannes in Heinrich's Stübchen herein, und Marie und deren Vater standen vor dem Kritiker.

So sehr auch Heinrich alle Dankesäußerungen entschieden zurückwies, konnte er es doch nimmer hindern, daß das Mädchen feurig seine Hand ergriff, und, sie küssend, ausrief: „O mein Herr! Möge mir schon darum allein eine glänzende Zukunft bereitet werden, auf daß es mir möglich werde, Ihnen thatsächlich meine glühendste Dank-

barkeit zu beweisen. Sollte ich aber jemals glücklich sein, sollte ich jemals eine lachende Stellung einnehmen, und sollten Sie, mein theurer Herr, irgend einen Wunsch hegen, o, so lassen Sie dann mich die freudige Erfüllerin desselben sein!«

Lächelnd dankte Heinrich und knüpfte nun an warme Worte der Aufmunterung und Belehrung wahrhaft väterliche Rathschläge und Warnungen vor dem schlüpfrigen Boden des Theaterlebens, und gerührt schieden Vater und Tochter von dem ernsten aber theilnahmvollen Freunde.

4.

Fünfzehn Jahre waren seitdem verstrichen, und Mariens Name ertönte nun wohlklingend von einem Ende Europas zum andern und ihr bloßes Erscheinen genügte, um das Publicum die sonderbarsten Sprünge modernen Enthusiasmus machen zu lassen. — Man kennt dieß, glaube ich, hinlänglich genug, um eine nähere Schilderung zu verlangen!

Nicht so gut aber war es unserem Heinrich gegangen. Im Laufe so vieler Jahre seines undankbaren Amtes müde geworden, hatte er sich, erbittert über mannigfache Intriguen seiner Feinde, vom dornigen Felde der Kritik zurückgezogen, und, da er in früherer Zeit kein sogenanntes Brotstudium betrieben hatte, fristete er seinen Unterhalt nur mit Mühe fort.

Wo ein Schmerz sein Lager aufgeschlagen, wo ein

Kummer sich eingenistet, da fühlt sich immer ein zweiter und ein dritter angelockt, um mit dem früheren die Herzenswohnung im Menschen zu theilen, und so fügte es denn das Schicksal, daß Heinrich's ältere Schwester, die sich bisher mit Handarbeiten ernährte, kränklich und arbeitsunfähig geworden war, und der liebende Bruder sah sich in seiner ohnehin drückenden Lage genöthigt, die Hilflose zu sich zu nehmen.

Eben finden wir Heinrich am Bette seiner krankheitsschwachen Schwester, deren Zustand sichtbar naher Auflösung entgegen geht. Schneidend kalt ist es in der Stube, der Wind wirft pfeifend die Schneeflocken durch die schwach verwahrten Fensterbruchstücke herein, und gebeugt sitzt Heinrich da, kummervoll seiner Schwester ins verzerrte Antlitz blickend. — Auf einem Tischchen lag ein Recept, das der Arzt vor einer Stunde verschrieben hatte, um doch wenigstens den nahen Tod der Kranken schmerzlos zu machen. Krampfhaft zuckte diese plötzlich zusammen, und mühsam verbarg sie dem liebenden Bruder den Schmerz, der ihr Innerstes durchraste.

Mein Gott! woher Geld nehmen, um das verordnete Linderungsmittel anzuschaffen! —

Hatte Heinrich nicht von all seinen Freunden bereits die ausweichendsten Antworten erhalten, drohte nicht der hartherzige Hausherr, endlich doch die Geduld zu verlieren, und Heinrich sammt der sterbenskranken Schwester zu bemüssigen, anderswo Unterkunft zu suchen? — Ach, nirgends fand Heinrich das kleinste Mittel für augenblickliche Hilfe! —

Da zuckte plötzlich ein Gedanke in ihm auf, er erhob sich rasch, aber leise, und, seine halbschlummernde Schwester auf die feuchte Stirne küssend, eilte er hinaus.

Es war am späten Abend. Er richtete seine eilenden Schritte zu einem der berühmtesten Gasthöfe der Stadt hin. Was mochte der Arme noch dort suchen? — Er fragte den ziemlich barschen Portier nach der Wohnung der berühmten Tänzerin Marie, die seit einigen Tagen wieder in ihrer Vaterstadt sich befindend, auch hier Triumphe feierte. Mürrisch wies ihn der Gefragte ins zweite Stockwerk hinauf. Heinrich schöpfte Athem, als suchte er sich zu fassen, und seufzend schritt er in die bezeichnete Wohnung Mariens. Sie war noch im Theater, mußte aber bald zurückkommen. Ohne sich an die verächtlich verwundernden Blicke des frechen Kammermädchens zu kehren, warf er sich in das weiche, elastisch wiegende Sofa, fest entschlossen, die gefeierte Dame hier zu erwarten.

Endlich ward wirres Geschrei und Gejohle auf der Straße vernehmbar, röthlicher Fackelschein drang durch die Fenster herein, ein rasselnder Wagen hielt vor dem Hotel, und nochmals concentrirte sich das „Halloh“ der fanatischen Menge zu einem Wahnsinn-Gejauchze, und auf den Stufen ward es lebhaft, und die Thüren zu Mariens Wohnung wurden aufgerissen, und im wahren Sinne des Wortes hereingetragen von einer bachantischen Schaar junger und alter Elegants erschien Marie, eine der berühmtesten Tänzerinnen ihres Jahrhunderts.

Heinrich erhob sich, ließ die Berauschten an sich in

die innern Gemächer vorüberstürmen, und bat nun dringend die Zofe, ihn ihrer Herrin zu melden. Zögernd, aber wahrscheinlich von dem melancholischen Ausdrucke seiner Rede bestimmt, gehorchte ihm diese, und Marie, die ohne Zweifel noch einen ihrer entzückten und verzückten Verehrer in dem Gemeldeten vermuthete, empfing ihn, umgeben von ihren, Götzendienst treibenden Anbetern.

Als sie aber Heinrich's fadenscheinige Kleidung erblickte, rümpfte sie unwillig ihr Näschen.

„Was steht zu Diensten, mein Herr?“ forderte sie höflich aber kalt den unwillkommenen Besucher auf. „Mit wem habe ich die Ehre?“ fuhr sie beinahe spöttisch fort.

Zu jeder andern Zeit würde Heinrich diesen Empfang mit Verachtung vergolten und der übermüthigen Sprecherin den Rücken zugewandt haben, aber er dachte in diesem Momente nur an seine kranke Schwester, war nur von dem Begehren durchseelt, den Todeskampf derselben minder schrecklich zu machen, und auf die eben so faden als böswilligen Randglossen der feinen Herren nicht achtend, nannte er ohne Umschweife der bewunderten Tänzerin seinen Namen und erinnerte sie einfach aber lebhaft an jene Stunde, da sie vor fünfzehn Jahren in seinem kleinen Stübchen bei ihm erschienen war. —

„Ach Sie sind es!“ rief die Tänzerin etwas überrascht aus; bald aber wieder ihre Fassung gewinnend fügte sie, ihre Salonroutine ziemlich verläugnend, hinzu: „Sie wollen also, mein Herr, ohne Zweifel den Lohn jener Dienste, die Sie mir vor so vielen Jahren geleistet? Nun ja, ich bin

einigermaßen Ihre Schuldnerin,« und, in ihre Chatoulle greifend, überreichte sie dem sprachlos lauschenden Schöpfer ihres jetzigen Glanzes eine Banknote. Nachdem aber nun die gefühllose Geberin sich auf diese Weise ihrer Schuld völlig entledigt glaubte, blickte sie höhnisch auf den Empfänger, und rief ihm im schneidendsten Tone zu:

»Ich glaube, wir sind nun quitt, Herr Heinrich, und somit adieu! Kommen Sie mir aber nicht wieder, denn ich bin wahrhaftig nicht geneigt, das mir gebührende Lob — zu bezahlen!« —

Während hier Mariens Verehrer sich nicht genug in Elogen über ihren Wohlthätigkeitssinn, so wie über ihre naive Art, Jemanden abzufertigen, ergießen konnten, stand Heinrich unbeweglich da, vergebens die letzten Worte Mariens aus seinem Innern herauszudrängen suchend. Das Blut war ihm ins bleiche Antlitz gedrungen, um gleich wieder darauf geisterhafter Blässe zu weichen, und eine große Thräne entrang sich dem Auge des tief Gekränkten. — Schon war seine Hand bereit, das empfangene schimpfliche Geschenk der schamlosen Geberin vor die »weltverrückenden« Füße zu werfen, da schien es Heinrich plötzlich, als trete mitten unter dem hellen Kerzenschein und Moschusduft, welche den luxuserfüllten Salon durchströmten, der schmerzgeprüften Schwester hagere Gestalt flehend hervor, und einige unverständliche Worte murmelnd, stürzte Heinrich davon, gefolgt von dem rohen Gelächter der, durch diese Scene höchlich ergötzten Gesellschaft.

Zu Hause angelangt, griff Heinrich vor allem An-

dern nach dem Recept, und schon wollte er damit wieder forteilen, da warf er noch einen Blick auf seine Schwester — und er hatte es nun nicht mehr nöthig, des Arztes Mittel anzuwenden. Die Kranke hatte bereits ausgelitten, sie war dahin geschieden, ohne ihrem Bruder für alle seine Liebe danken zu können!

Kraftlos brach Heinrich neben der kalten starren Leiche zusammen, und überließ sich nun unaufhaltsam den Stürmen bittersten Schmerzes.

Vom nahen Hotel aber, darin die berühmte Tänzerin im Lobqualm ihrer Verehrer schwelgte, tönten die fröhlichen Klänge einer Serenade herüber, welche unzweifelhaft Marien galt. — Und was all die bitteren Lebenserfahrungen, die Heinrich gemacht, nicht vermochten, das bewirkte diese Ironie des Augenblicks, und eisig kalt drangen jene Jubeltöne in die wunde Brust des Schmerzvollen, und sie legten sich, Erstarrung zeugend, an die einst so schwungkräftige Seele, und als man am folgenden Morgen in Heinrich's Stube trat, fand man zwei Leichen.

Wir glauben diese einfache, schmucklose Skizze nicht besser schließen zu können, als mit der Bemerkung, daß in neuerer Zeit, im öffentlichen, wie im Privatleben, zahlreiche, unwillige Stimmen über die lächerliche Fetirung des Ephemeren, und die undankbare Geringschätzung des Dauernden laut wurden, — der kleinste Anlaß aber gleich wieder kund gibt, wie man von den, salbungsreich

ausgesprochenen Ansichten gerade nicht sehr durchdrungen sei, und darum, so lange die That mit der Meinung nicht im Widerspruche stehen wird, wolle man uns gestatten, folgende bittere Verse, wenn wir nicht irren, des alten Boufflers in Erinnerung zu bringen:

„Le monde est plein de fous,
Et qui n'en veut pas voir,
Doit s'enfermer chez lui,
Et casser — son miroir!“

Das Gottesgericht.

(Deutsche Sage.)

Von

Johann Gabriel Seidl.

Das Volk umdrängt mit wüstem Gebraus
Maestro Rapposi's niederes Haus.
Nun wird der arme Musikus nimmer
Die Muse beschwören in's einsame Zimmer;
Nun nimmer, von Begeistrung entbrannt,
Die Orgel meistern mit kräftiger Hand,
Daß alle Gemüther, emporgehoben,
In schwellenden Psalmen den Schöpfer loben;
Nun nimmer schreiben auf's todte Blatt,
Was liebende Herzen ergriffen hat.
Der arme Meister, man fand ihn erschlagen;
Jetzt kamen die Häscher, ihn fortzutragen.
Dort liegt er, im Herzen die offene Wunde,
Doch leider mit geschlossenem Munde;
Ach hätte die Lippe nur Kraft genug,
Zu rufen: „Der war's, der mich erschlug!“ —

Doch sieh! welch Mädchen mit flatterndem Haare
Folgt jammernd der aufgehobenen Bahre?
Es ist des Maestro einzig Kind,
Ein Wesen, mit Wangen rosig und lind,
Mit schlankem Wuchse, mit feurigen Augen,
Geschaffen, um Liebe daraus zu saugen.
Und hätte noch Keiner davon sich berauscht?
Kein Freier noch im Stilleu gelauscht,
Um diese Blum' aus des Südens Auen
Zu fesseln im Kreise deutscher Frauen? —
Wohl warb ein deutscher Jüngling um sie,
Dem ihre volle Gunst sie verlieh,
Ihr Wolfgang, von drei gleich wackeren Brüdern
Der jüngste, schönste; — wie war sie ihm gut,
Wie freut' es sie, glühend ihm zu erwiedern,
Was er ihr gestanden mit inniger Gluth.
Doch grollend trat ihm der Vater entgegen:
„Was wollt Ihr? mein Kind? mein Leben? mein Glück?
„Mein Engel ist es auf allen Wegen,
„Ihn lass' ich der Erde nur sterbend zurück!
„Soll einsam ich zuwelken der Grube?
„Soll ich mein eigener Räuber sein?
„Verließe mein liebes Kind mir die Stube,
„So trät' auch die Muse mir nimmer herein!“

So weiß es das kluge Volk sich zu sagen,
Und lästert, boshaft folgernd, dazu:
„Ihr könnt noch zweifeln, wer ihn erschlagen?

„Wer mußt' ihm nur wünschen die Todesruh'?
„Wer sah nur aus seinem früheren Grabe
„Des Glückes Blume früher erblüh'n? —
„Nicht hätte des Meisters kärgliche Habe
„Dem Räuber gelohnt sein blutig Bemüh'n.
„Ja, Rachsucht stieß ihm den Dolch in's Herz;
„Und Heuchelei ist der Tochter Schmerz!« —

So wälzt sich des Leumunds Lawine fort,
Zum Ohre der Richter schleicht sich das Wort:
„Die Stimme des Volk's ist Gottes Stimme!« —
Schon fingen die Häscher den Jüngling ein,
Er aber entgegnet dem forschenden Grimme
Mit edler Ruh' ein entschiedenes „Nein!«
Je eherner seine Richter sich zeigen,
Je strengeres Urtheil ihr Mund ihm spricht,
Um desto verachtender wird sein Schweigen,
Um desto stolzer wird sein Gesicht.
Und dennoch liegt es so klar am Tage,
Das Unabweisliche wird zum Gebot,
Da ist vergebens Drohung und Frage,
Er wollte den Tod, so find' er den Tod.

Da stürzt in die Schranken in wilder Eile
Georg, sein älterer Bruder und schreit:
„O haltet ein, nicht werde dem Beile
„Des Bruders schuldloses Haupt geweiht!
„Ich bin's, ich bin's, der den Mord verübte,

„Ihm aber sei das Leben geschenkt;
„Ich habe, weil mich sein Gram betrübte,
„Den Harten gemordet, der ihn gekränkt!“ —

Die Richter staunen, schon neigt sich die Wage;
Da stürzt der älteste Bruder herbei.
„O höret, ruft er, was ich Euch sage,
„Ein toller Wahnsinn blendet die Zwei.
„Mein Wolfgang vermocht' aus Stolz nicht zu sprechen,
„Dieweil ihr den Reinsten der Sünde gezieh'n,
„Doch als ihr den Stab ihm wolltet brechen,
„Da gab sich mein Heinrich als Opfer für ihn;
„Denn er auch ist rein wie der Schnee, nur die Liebe
„Entrang dieß Bekenntniß seinem Mund;
„O straft nicht den edelsten aller Triebe,
„Thut preisend lieber dem Land es kund.
„Der Eine, der um den Bruder zu rächen,
„Dem Meister versetzte den Todesstich,
„Der Eine, nun mögt Ihr das Urtheil sprechen,
„Der Eine, Rapposi's Mörder bin — ich!
„Und was mein Heinrich in seinem Herzen,
„Den Bruder zu retten, listig erdacht,
„Das hab' ich, zur Sühne für dessen Schmerzen,
„An seiner Liebe Zerstörer vollbracht!“

Er spricht's, Gemurmel durchbraust die Schranken,
Durch's Volk hin verläuft sich der Kunde Schall,
Die Richter, verwirrt in ihren Gedanken,

Berichten dem Fürsten den sonderen Fall.
Doch dieser, ein Mann der Ruh' und Milde,
Beschwichtigt die harrende Rathsherrngilde
Mit sanfter Rede klugem Bescheid:
»Da wo Vernunft und Recht sich verkehren,
»Mag, denk' ich, Natur uns am besten belehren,
»Die jährlich solche Räthsel erneut.
»Wie oft verklagen wir Hagel und Regen
»Als wahre Verbrecher an unserem Feld:
»Indessen brachten sie heimlich uns Segen,
»Wir hatten den Acker nur schlecht bestellt. —
»Wir schelten das Wasser oft einen Vernichter,
»Weil unsere Dämm' es wüthend zerbricht;
»Doch bauten unsere Dämme wir dichter,
»Ich meine, das Wasser zerstörte sie nicht. —
»Drum laßt, wo wir nicht entscheiden können,
»Wer schuldig oder wer schuldlos sei,
»Dem Himmel selber die Ehr' uns gönnen,
»Er führ' auch hier die Entscheidung herbei.«

»Ihr kennt sie, die drei seltenen Brüder,
»Sie werden unserem Arm nicht entflieh'n,
»Wir haschten sie ohnehin bald wieder,
»Drum lasset sie frei indessen zieh'n. —
»Sie sollen drei junge Linden setzen,
»Doch, so wie das Recht hier schien verkehrt,
»Auch diese drei mit der Kron' in die Erd';
»Und diese drei Linden umzäunet mit Netzen,

„Und laßt sie bewachen bei Tag und Nacht.
„Für jede sei einer der Brüder bedacht;
„Die mög' er begießen und hegen und pflegen,
„Die mög' er befehlen in Gottes Segen,
„Und Alles ihr geben und ihr verleih'n,
„Was fördert der Bäume Wohl und Gedeih'n.

„Nun aber das Zeichen, was gelten mag:
„Weß' Linde vor dem Sanct Markus-Tag
„Frischgrüne Sprossen treibt, der soll
„Für schuldlos gelten in Gottes Namen!“ —

Die Rathsherrn standen des Staunens voll,
Das Volk rief aber mit Freuden: „Amen!“ —

Und wie es der Fürst sie geheißen hat,
So standen gar bald an sichrer Statt
Der Linden drei gepflanzt in die Erd',
Abwärts zu Boden die Kronen gekehrt.
Und Jeder hegt' und pflegt' und begoß
Den Baum, der sein künftig Loos umschloß.
Zwar standen sie dürr den Winter über:
Doch schien ja Gottes Sonne darüber.
Und endlich, endlich erschien der März,
Schon klopft der Lenz an der Erde Herz,
Schon schossen die Gräser üppich hervor,
Schon tauchten die schüchternen Veilchen empor,

Schon ward der Vöglein Gesang vernommen;
Nun wird's wohl auch bald an die Bäume kommen.

Und sieh! an einem heiteren Morgen,
Als Wolfgang, das Herz voll banger Sorgen,
Nach seiner getreuen Linde sah, —
Voll junger Blättchen stand sie da.
Es freut' ihn, und freut' ihn auch wieder nicht;
War er gleich gesühnt durch Gottes Gericht,
So hing's ja noch ob den Brüdern schwer,
Die doch, das wußt' er, schuldlos, wie — er.

Und wieder war's ein heiterer Morgen,
Da ging Georg hinaus voll Sorgen,
Sah seine Linde bedenklich an, —
Doch sieh! voll Blättchen grünt' es dran.

Und als nun an einem dritten Morgen
Der dritte der Brüder kam, voll Sorgen,
Nach seinem Lindenbaume zu seh'n,
Da sah er auch den voll Blätter steh'n.

So stand, eh' der Markustag noch erschien,
Schon jede der Linden frisch und grün.

Schnell trug man zum Fürsten die frohe Kunde,
Der aber sprach mit lächelndem Munde:
»Der Himmel stand durch ein Wunder euch bei,
»Ich sprech' euch nach den Gesetzen frei!« —

Und lang nicht sollt' ob der schwarzen That,
Die solch ein Gericht veranlaßt hat,
Des Räthsels düstres Geheimniß walten;
Ergriffen ward nach Kurzem im Land
Der Mörder, von dessen frevelnder Hand
Der Meister den Todesstoß erhalten.
Nur eifernder Kunstneid hatte mit Lust
Den Dolch gebohrt in des Künstlers Brust.

Der Vaterliebe blinde Leidenschaft
Hat durch Verdacht am Kinde sich bestraft;
Drum stieg nun aus des Vaters Hügelmoose
Versöhnend treue Lieb', als Grabesrose.

Gedichte

von

Betti Paoli.

1.

Weihe.

Genesung hofft Ihr Euch für Eure Wunden?
Fern sei's von mir, den Wahn Euch zu benehmen!
Wie man behauptet, fehlt's nicht an Systemen,
Draus rasche Heilung leichtlich zu erfunden.

Ich will von meinem Schmerze nicht gesunden,
Der einzig wahr in dieser Welt voll Schemen,
Und sorglich wach ich ob den Diademen,
Die heil'ges Unglück um mein Haupt gewunden.

Und wenn die ird'schen Hüllen einst verwehten,
Dann will ich, Jene, die mir feindlich grollten,
Anklagend, vor dem Thron des Ew'gen beten:

Sieh, welchen Lohn sie meiner Treue zollten
Sieh, wie ich glaubte, wie ich ward zertreten,
Wie ich geliebt und wie mir ward vergolten.

2.
Unvertilgbares.

Was blickst du mir in's Aug mit weichem Flehen?
Was hält dein Arm mich sehnsuchtsvoll umfangen?
Der zwischen uns're Herzen ist gegangen,
Der Riß muß auch durch unser Leben gehen!

O fühl's wie ich: was zwischen uns geschehen
An diesem Tage, diesem schweren, bangen,
Es mußte jeder Freudenblume Prangen
Mit kaltem Eisen tödtlich niedermähen.

Denn Wunden gibt's, die in das Herz sich prägen
Wie eines Tiegers scharfe Todeskrallen,
Bis es in Blut und Qualen ist erlegen.

Und Worte gibt's, die ewig wiederhallen.
Kam es dahin, dann frommt kein Trost, kein Segen,
Und einsam muß die Seele heimwärts wallen.

Stockfisch mit Sauerkraut.

Erzählung aus dem Leben,

mitgetheilt von

J. F. Castelli.

In den letzten Tagen des letzten Carnevals saßen Herr Aubert, ein reicher Mann, der sich von allen Geschäften zurückgezogen hatte, und sein Freund Marfeld in dem Hause des Ersteren beim warmen Ofen beisammen. Es war schon beinahe Mitternacht. Die Frauen und der Sohn des Hauses hatten sich entfernt, und Aubert meinte, sie seien noch auf die Redoute gegangen. Die beiden Alten wurden bei einer Flasche alten Gumpoldskirchner zutraulicher.

„Mein lieber Freund Aubert,“ sagte Marfeld, „ich begreife nicht, warum du dich mit solcher Hartnäckigkeit der Heirath deines Sohnes mit Fräulein Moris widersetzest? Das Mädchen ist wohlerzogen, hübsch, reich und von guter Familie. Die beiden jungen Leute lieben sich —“

„Ich widersetze mich dieser Vereinigung gar nicht, wohl aber meine Frau.“

„Und warum?“

„Ja, warum? Du weißt wohl, die Frauen geben nicht gerne Ursachen an.“

„Höre mich Aubert, du warst immer ein vernünftiger Mann. Ich kenne nur einen Fehler an dir, welcher freilich, — ich muß es gestehen — deine guten Eigenschaften manchmal in den Schatten gestellt hat, aber der in deinem jetzigen Alter wohl schon vergangen sein wird. Ich meine deine Eifersucht.“

„O! eifersüchtig bin ich gar nicht mehr. Du siehst wohl, ich lasse meine Frau allein auf die Redoute gehen, ohne mich darum zu bekümmern.“

„Nun, sie zählt auch schon fünfzig, da ist keine Gefahr dabei. Ich erkenne mit Vergnügen, daß du nicht mehr eifersüchtig bist; du warst es aber wenigstens durch 20 Jahre, und das ist eben ein Beweis deiner Liebe zu deiner Frau.“

„Ja, ja! Ich war unsinnig verliebt in meine Frau.“

„Eben diese unsinnige Liebe ist es, welche deiner Frau eine unumschränkte Macht über dich eingeräumt hat, und diese Macht mißbraucht sie jetzt.“

„Du hältst mich also für sehr schwach? So, was man im gemeinen Leben einen Pantoffelhelden nennt?“

„Du mußt wohl sehr schwach und nachgiebig sein, da du nicht einmal die Ursache weißt, warum sich deine Frau dieser Heirath widersetzt?“

„O ich weiß sie wohl, und es ist eine sehr vernünftige Ursache.“

„Nun so theile sie mir mit.“

„Du wirst lachen, allein wenn ich dir Alles erkläre, so wirst du einsehen, daß sie ihre Einwilligung zu dieser Heirath nicht geben darf, und daß ich ihr dagegen nichts einwenden kann.“

„So rede, rede!“

„Die ganze Schuld trägt —— ein Stockfisch mit Sauerkraut.“

Marfeld rückte seinen Stuhl zurück, er sah seinen Freund starr an, und suchte in seinen Blicken ein Zeichen von Geistesabwesenheit. — „Wie?“ rief er endlich im höchsten Erstaunen, „ein Stockfisch mit Sauerkraut?“

„Ja, ja, ein Stockfisch mit Sauerkraut.“

„Bist du närrisch oder hältst du mich dafür?“ -

„Keines von Beiden. Du weißt, daß dieß meine Lieblingsspeise ist, daß hingegen meine Frau eher vor Hunger stürbe, als sie ein Stückchen davon anrührte.“

„Du hast mir das schon gesagt, aber ich sehe nicht ein —“

„Ich mußte dir dieß in's Gedächtniß zurück rufen, bevor ich dir die Geschichte erzähle, welche sich vor 22 Jahren bei mir zugetragen.“

„Das war zu jener Zeit, wo du noch eifersüchtig warst?“

„Richtig. Meine Frau war damals 28 Jahre alt, ich trieb noch mein Geschäft und wir machten ein großes Haus. Herr von Moris besuchte uns oft.“

„Das war der Vater des Mädchens, welches dein Sohn heirathen will?“

„Derselbe. Er war damals ein schöner Mann, liebens-

würdig, geistreich, auf den man wohl eifersüchtig werden konnte: und ich ward es.«

»Daran erkenne ich dich, lieber Freund, und ich wette darauf, daß diese Eifersucht nicht den mindesten vernünftigen Grund hatte und daß dein krankes Gehirn Fantome für Wirklichkeit nahm.«

»Du würdest deine Wette verlieren.«

»Beweise mir's!«

»Nichts leichter als das.« — Mit diesen Worten stand Aubert auf und klopfte mit der Hand an die Wand des Gemaches, welche hohl zurück tönte. »Du weißt,« sprach er, »es existirte einst ein gewisser Dionys in Syrakus, der sich eines ähnlichen Mittels bediente, um die Geheimnisse seiner Freunde zu erfahren. Ein König von England ahmte ihn nach, und man nannte sein geheimes Gemach die Ohren des Königs. Ich hatte auch, wie diese beiden Herrscher, meine verborgenen Ohren.«

»Wirklich?«

»Ja; in den ersten Zeiten meiner Ehe ließ ich hart an diesem Salon ein geheimes Cabinet herrichten, dessen Existenz Niemand ahnte, und wo man jedes Wort hören kann, welches in diesem Saale gesprochen wird. Ich begab mich immer durch eine verborgene Thüre dahin, und befand mich dort, wenn man mich weit entfernt glaubte.«

»Nein, einer solchen Indelicatesse hätte ich dich nicht fähig geglaubt.«

»Du hast recht und ich will mich auch nicht entschuldigen aber bedenke, ich hatte eine schöne Frau und war eifer-

süchtig. Übrigens kann ich dir betheuern, daß ich seit zehn Jahren keinen Fuß mehr in mein geheimes Gemach gesetzt habe, und daß ich auch selbst den Schlüssel dazu verloren habe. — Ich konnte also damals die Zudringlichkeiten des Herrn von Moris bei meiner Frau unbemerkt beobachten. Täglich wurde der Gefürchtete zärtlicher. Meine Frau setzte dieser Zärtlichkeit ihre Pflicht, ihre Liebe für mich und für ihr Kind entgegen. Sie stellte ihm vor, wie ihr Ruf, der ihr heilig sei, dadurch leiden könnte, und wie sie selbst ewige Gewissensbisse foltern würden, wenn sie seiner Liebe Gehör gäbe. Moris schwur, daß er ohne sie nicht leben könne, er bot ihr sein Vermögen, sein Herz, seine Hand. Er schlug ihr vor, mit ihr bis an's Ende der Welt zu fliehen, er legte ihr einen heiligen Eid ab, er wolle sie auch noch mit weißen Haaren so lieben, wie in diesem Augenblicke, und wenn sie ihn nicht erhöre, so wolle, so müsse er seinem verhaßten Leben ein Ende machen.«

»Nun, das war freilich ein wenig stark — und deine Frau?«

»Meine Frau brach in Thränen aus, erwiderte mit erstickter Stimme, sie könne, sie dürfe nicht sagen, was sie in diesem Augenblicke fühle, aber er möge überzeugt sein, daß er nicht der einzige Unglückliche sei; kurz sie gab ihm zu verstehen, daß ich das einzige Hinderniß auf der Welt sei, welches dem hohen Glücke entgegenstehe, so viele Liebe und Aufopferung anzuerkennen und zu belohnen.«

»Wär' es möglich?« rief Marfeld.

»So verstanden es wenigstens Moris und ich. Darauf

rannte Moris wie toll im Zimmer herum, schrie laut, daß ich zu seinem Unglück geboren sei, er strömte seinen ganzen Haß gegen mich aus, und hielt sogar eine Apostrophe an den Tod, worin er ihn anflehte, entweder mich oder ihn in's Schattenreich zu führen; denn Beide könnten wir fürder nicht leben. Ja er ging so weit, daß ihm meine Frau Stillschweigen gebot, indem er Ausdrücke gebrauchte und Wünsche äußerte, welche sie als meine Gattin nicht anhören dürfe. Sie trennten sich endlich und ich verließ mein Versteck. Was sollte ich nun thun? Mein Nebenbuhler war geliebt oder wenigstens auf dem Puncte es zu werden. Nie befand sich ein Eifersüchtiger in einer so fürchterlichen Lage, als ich. Ich wußte Alles, allein bei der Art, wie ich dazu gekommen war, durfte ich nicht sprechen. Ich verwünschte mein geheimes Cabinet, ich wollte im ersten Augenblick den Schlüssel in's Wasser werfen, aber ach! ich kannte mich selbst zu gut, um nicht versichert zu sein, ich werde mir am nächstfolgenden Tage einen neuen machen lassen. Ich wollte mich mit Moris schlagen, allein bald verwarf ich diese Idee wieder, und beschloß endlich die Hauptstadt zu verlassen und meine Frau meinem Nebenbuhler zu entführen, bevor er sie mir entführte. Ich befand mich den Rest des Tages und die darauffolgende Nacht in einem bedauernswerthen Zustande, entwarf tausend Pläne, ohne mich an einem fest halten zu können. Endlich suchte ich mit anscheinender Ruhe und mit einem Lächeln, das ich nur mit äußerster Mühe erzwingen konnte, meine Frau auf.«

»Und du sagtest ihr?«

„Nicht ein Wort. Du wirst gleich hören, was sich weiter ereignete. Mein Bedienter trat ein, und meldete mir, die Köchin bitte, mich auf der Stelle sprechen zu dürfen. Die Köchin? sagte ich, was kann die von mir wollen, die gehört nicht in mein Departement. — Vielleicht hat sie dich um etwas zu bitten. Es ist ein gar braves Mädchen, geh' auf dein Zimmer und laß sie vor, bat meine Frau. — Ich habe keine Geheimnisse vor dir, antwortete ich, und befahl dem Bedienten sie eintreten zu lassen. Die Köchin trat ganz blaß und verstört ein. — Was ist dir denn, Anne? rief ihr meine Frau entgegen. — Ach, gnädige Frau, erwiderte sie, wenn Sie wüßten, ach du mein Gott, du mein Gott! — Ich befahl ihr zu reden: Anne hatte so eben einen Brief ohne Namensunterschrift erhalten, in welchem sich eine Banknote von hundert Gulden und das Versprechen auf Nachtrag derselben Summe befand, wenn sie in den Stockfisch, den sie für mich allein jeden Fasttag bereitete, die Tropfen schütten wolle, welche das dem Briefe beiliegende Fläschchen enthalte. Der Schreiber versicherte, es sei sogenannte englische Soya, ganz unschädlich, und diene nur dazu, um die Speise um Vieles schmackhafter zu machen. Die brave Köchin übergab mir sammt dem Briefe das Fläschchen; denn sie sah wohl ein, daß man von ihr etwas begehre, was nicht ganz in der Ordnung sei, da man dieß so geheimnißvoll that und eine so große Belohnung gab. Ich nahm das Fläschchen, schüttete einige Tropfen des Inhalts auf Zucker, und gab diesen dem kleinen Hündchen meiner Frau, das diese ganz außerordentlich liebte, zu essen. — Alsogleich ward das arme Thier von

Convulsionen ergriffen, und binnen zehn Minuten lag es todt zu unsern Füßen. Gerechter Gott! das war also Gift? schrie meine Frau, und warf sich in Thränen ausbrechend an meine Brust. Die Köchin stand Anfangs starr, dann bat sie mich zum Polizeicommissär gehen und ihm die Sache anzeigen zu dürfen. Ich blieb ganz kaltblütig, belobte ihre Treue und Redlichkeit, erkannte, daß ich ihr mein Leben danke, ersetzte ihr die versprochene 100 Gulden-Banknote mit einer gleichen aus meinem Sack, empfahl ihr mir meinen Stockfisch recht gut zu kochen, da ich ihn dießmal mit noch größerem Vergnügen verzehren wolle, und sagte ihr, sie möge die Anzeige bei der Polizei für's Erste noch verschieben, da ich erst im Verborgenen Erkundigung einziehen wolle. Als ich sodann mit meiner Frau allein war, schluchzte diese laut und gab mir Versicherungen ihrer Liebe und Zärtlichkeit, wie ich sie lange nicht gehört hatte. Ich bemerkte ihr ganz einfach, es scheine, daß mich Jemand tödtlich hasse, daß ich aber, von einer liebenden Frau und treuen Dienern umgeben, nichts fürchte; dann ging ich, um sie ihren eigenen Betrachtungen zu überlassen. Ich fühlte mich nun um Vieles leichter, ich kannte meine Frau so gut, ich sah so deutlich den Abscheu, den ihr das Verbrechen einflößte, welches man an mir begehen wollte, daß ich darauf rechnen zu können glaubte, sie werde mit Moris ferner kein Wort mehr wechseln. Wirklich ließ sie ihn nicht mehr vor, und er, nach einigen fruchtlosen Versuchen, einer so schweren Eroberung endlich überdrüssig, verheirathete sich bald darauf.«

»Du hast mir da eine abscheuliche Geschichte erzählt,«

rief Marfeld, „der Moris ist ja ein niederträchtiger Mensch. Nun begreife ich es, warum deine Frau ihre Einwilligung zu einer Vereinigung mit seiner Familie nicht geben will. Im Gegentheile, jetzt wund're ich mich, warum du den Mann nicht eben so hassest und verachtest wie sie.“

Laut lachend fragte Aubert: „Du glaubst also wirklich, daß mich Moris vergiften wollte?“

„Nun, wie anders?“

„Ha, ha, ha! Ich selbst war es, der den anonymen Brief schrieb, und das Fläschchen mit Gift sandte.“

„Du, du?“

„Ja, ich. Die Eifersucht gab mir diese List ein; ich mußte das Äußerste wagen, um das Höchste zu gewinnen. Das kleine Hündchen meiner Frau ist gestorben, mich hat die Geschichte 200 Gulden gekostet; dafür ist mir meine Ruhe nicht zu theuer.“

„Aber Abscheulicher! Du hast einen braven Mann verläumdet.“

„Ich? Hab' ich ein Wort gesprochen? Hab' ich auch nur seinen Namen genannt? Moris selbst hat durch seine unvorsichtig geäußerten Wünsche den Verdacht meiner Frau auf sich gewälzt.“

„Aber eben diesen Verdacht hättest du ihr benehmen sollen.“

„Hm! Das hab' ich wohl bleiben lassen. — Zudem, du weißt ja, ich war damals eifersüchtig und diese Leidenschaft ist so blind wie die Liebe. Jetzt, da seitdem zwanzig Jahre verflossen sind, sehe ich freilich mit andern Augen,

und erröthe über mein damaliges Benehmen, ich klage mich selbst an, allein widerrufen kann ich nicht.«

»So? Und dein Sohn und Fräulein Moris sind unglücklich —«

In diesem Augenblicke öffnete sich die Salonthüre und Madame Aubert trat ein.

»Du hier?« rief Aubert verwundert, indem er auf die Hängeuhr blickte, welche Ein Uhr zeigte, »ich glaubte, du seist auf der Redoute.«

»Nein,« antwortete sie. »Unser Sohn hat die Damen, welche diesen Abend bei uns zubrachten, dahin begleitet, ich blieb zu Hause und wollte über die projectirte Heirath nachdenken. Ich habe nachgedacht und gebe meine Einwilligung.«

»Wie? ist's möglich?«

»Ja — Apropos! Da ist auch ein kleiner Schlüssel, den ich dieser Tage gefunden habe; gehört er nicht dir?«

Aubert nahm den Schlüssel, warf einen verstohlenen Blick auf die Wand, und steckte ihn dann erröthend in die Tasche.

»Lieber Freund,« sprach Marfeld lächelnd, die Ohren des Dionys von Syrakus und des Königs von England haben sich jetzt gegen dich gewendet.«

Aubert schlug die Augen zu Boden, seine Gattin aber sprach: »Lieber Freund! du hast dich in derselben Falle gefangen, welche du mir vor zwanzig Jahren legtest.«

Binnen einem Monate war Aubert's Sohn der glückliche Gatte des Fräuleins Moris.

Der Gondolier.

Novelle

von

Hermine Schaffer.

„He, Jacopo! was liegst du da, wie eine alte Meerkatze, die ihre Jungen hütet," rief ein junger Gondolier einem seiner Cameraden zu, der gegenüber dem Portale eines jener herrlichen Palläste Venedigs in seiner Gondel lag, „Alles ist auf der Fahrt, nur du nicht. Fehlt dir's an Kundschaft?" Der angeredete Gondolier antwortete nicht, und ließ den jungen Schreier unbeachtet vorüber fahren.

„Sieh da!" rief ein Anderer, „der alte Jacopo trägt heute die Nase hoch, gleich einem Nobile. Was gilts er ist bestellt, die schöne Erminia mit ihrem Liebsten auf das Meer zu fahren!"

„Es scheint nicht," bemerkte ein Dritter, „steht doch der närrische Alte so finster darein, als sei er einer aus dem Rathe der Zehn. Ein Deutscher hielt' ihn für einen Leichenvogel, so schwarz und düster stechen seine Blicke."

Der also Angeredete und Verspottete ließ all diese Neckereien unbeachtet, er drückte seine Mütze noch tiefer ins Gesicht, schlug seinen alten abgetragenen Mantel dicht um die Schulter und blickte unverwandt nach dem Eingange des Pallastes. — Wie er so da lag, war in seiner Erscheinung etwas Interesse- und Schaudererregendes. — Der Mann war nahe an 70 Jahren, weiße, mitunter noch mit rabenschwarzen untermischte Haare hingen wild über seinen Nacken und über eine Stirne, die, obgleich mit tiefen Furchen durchzogen, sich hoch und edel wies.

Sein Antlitz war oval geschnitten, und im Ausdrucke ernst und düster; seine Nase scharf gebogen, sein Mund, der noch eine Reihe unverletzter Zähne barg, war klein und die Lippen schmal und kreideweiß. Das Vorzüglichste an ihm jedoch waren seine Augen, in deren dunkelm Feuer jede Leidenschaft des Südens loderte.

Lange lag er so da, keine Muskel schien sich zu bewegen, kein Athemzug war hörbar, und nur sein rastloses Auge gab Zeichen von seinem Wachen und Leben. Endlich sprang er auf. Im Pallaste ließen sich Stimmen vernehmen, die sich immer mehr dem Thore näherten, und in wenigen Minuten trat eine große Gesellschaft von Nobili's aus demselben. Einige nahmen Abschied und begaben sich über die Brücke, um auf der Riva di Schiavoni die Promenade mitzumachen; die Mehrzahl nahte sich der Gondel des alten Jacopo. Der Vornehmste aus der Gesellschaft war der Marchese von Rinardo, ein Mann im Alter des Gondoliers; doch seine Haare waren noch ungebleicht und in seinem Antlitz lag Ruhe

und Heiterkeit. Er führte an seinem Arme seine liebenswürdige Tochter Erminia, das schönste Mädchen Venedigs, die des andern Tages mit dem Grafen Ernesto Buoncastello vermählt werden sollte. Der Bräutigam folgte der Braut auf dem Fuße und seine glühenden Blicke hingen unverwandt an der lieblichen Gestalt derselben; dann kamen noch einige Nobili's mit ihren Damen und die Gesellschaft war zu Ende. Man nahte sich dem Ufer. Jacopo zog seine Mütze und beugte sich bis zur Erde.

Der Mann schien umgewandelt, und Niemand würde in ihm den ehrwürdigen, gebietend aussehenden Greis von vorhin erkannt haben. — In diesem Augenblicke erschien er als ein gewöhnlicher gemeiner Gondolier, der seine Tage nur durch die Gnade der Vornehmen fristet.

„Sonderbar," sagte der Marchese, „eine einzige Gondel liegt heute da, wo sonst hunderte zur Auswahl wimmeln, der schöne Juliusabend muß die Venetianer gewaltig angelockt haben.

„Der arme Alte!" rief mitleidig die schöne Erminia, „nur er allein ist übrig geblieben; schon gestern und mehrere Tage bemerkte ich, daß er unbeschäftigt ist. Überall wird der Schwache und Alte hintangesetzt."

„Ihr irrt Euch sehr, Signora," entgegnete Einer aus der Gesellschaft, „der närrische Jacopo hat immer die meisten Kunden, und es muß sein eigener Wille sein, daß er ohne Arbeit ist. Er hat schon so seine Tage, wo die reichsten Versprechungen ihn nicht bewegen können zu fahren, doch sind diese vorüber, so ist er mir der liebste; so

sicher, wie er, fährt keiner, und seine abenteuerlichen Lieder und Erzählungen machen die Fahrt kurz und angenehm.«

»Wir wollen versuchen, ob er bei Laune ist,« sagte der Marchese. »He, Gondolier!« rief er lächelnd, seine Börse hervornehmend, »willst du uns heute ins Meer hinausführen, so sei dieser Ducaten dein, nebst der Ehre, daß dein Kahn eine Braut trägt.«

Erminia erröthete lächelnd. Jacopo nahm das Goldstück, und küßte das Kleid des Gebers, dann machte er die Gondel zurecht; man stieg ein, und in Kürze schaukelte das gefüllte Fahrzeug sich anmuthig auf den sanftbewegten Wogen des Meeres. —

Eine Abendlandschaft hat immer etwas Anziehendes und Heiterkeit bringendes, doch was ließe sich wohl mit dem königlichen Venedig vergleichen, wenn die Sonne mit ihren letzten Strahlen seine prachtvollen Palläste, und die hohe Markuskirche vergoldet, und ihren glühenden Schein auf das stillwogende Meer wirft? Man verliert da die Sprache zu preisen, so tief und erhaben ist dieser Anblick, und entzückt möchte man mit seinen glühendsten Blicken dieses Bild für immer in die Seele saugen.

Ein solcher Anblick ward der Gesellschaft, als sie über das Meer dahingleiteten. Vor ihnen lag die herrliche Inselstadt in all ihrer Pracht und Größe, hunderte von Gondeln fuhren vorüber, und die Klänge der Guitarre, begleitet von der Italiener melodienreichen Stimmen, schallten von mehreren Seiten zu ihnen herüber. Alle waren für Minuten

verstummt, und Jeder von ihnen gab sich seinen Gedanken und dem Anschauen dieser lieblichen Scene hin.

Der Marchese saß, still vor sich hinsehend, da; er mochte an Venedigs einstige Größe denken, denn sein Auge hing unverwandt an seiner Vaterstadt; zu seinen Füßen lag Erminia, sie hielt die Hand des Vaters an ihre Lippen gedrückt, während ihre Blicke mit Innigkeit auf ihrem Verlobten ruhten. Dieser stand abwärts. Er hatte sein Haupt entblößt, und wie er so da stand, so mochte man wohl selten einem so schönen und edlen Antlitz begegnen, doch es war verwelkt, die Augen lagen tief, und der bleiche Mund, die gelbe Gesichtsfarbe, der markirte Ausdruck seiner Züge,, zeigten nur zu deutlich seine Lebensweise an. Die andern Nobilis saßen eng beisammen und durch einen Fingerzeug, durch eine leichte Bewegung machte Einer den Andern auf die interessantesten Puncte oder Erscheinungen aufmerksam.

Vorne am Ruder stand der Gondolier. Er sah nicht um sich; für ihn schien all die Schönheit und Lieblichkeit des Abends verloren, er hörte nicht auf die frohen Klänge um sich her; unverwandt starrte er auf das Meer, und eine große schwere Thräne hing an den dunkeln Wimpern seines leuchtenden Auges. — Doch der Italiener vermag nicht lange zu schweigen; der Deutsche kann stundenlang seinen Gedanken nachhängen, der Italiener muß für alle seine Empfindungen Worte haben. — So war es auch hier. Der Marchese erwachte aus seinem Nachsinnen, die Andern machten durch laute Ausrufungen ihren Gefühlen Luft, und selbst die sanfte Erminia scherzte auf das Fröhlichste mit ihrem

Verlobten; ja bald herrschte eine solche Munterkeit auf dem kleinen Schifflein, daß die Gesellschaft unter lautem Jubel nicht bemerkte, daß alle andern Gondeln weit zurück blieben und der stille Gondolier immer weiter und weiter ins Meer hinausfuhr.

„He Jacopo!“ rief der Herr, der den Alten schon länger her kannte, „warum schweigst du? Lasse ein Liedchen hören, das von dem lustigen Bruder, oder jenes vom geprellten Barbier, oder gebe uns eine der Geschichten zum Besten, deren du in so großer Anzahl zu erzählen weißt.“

„Thue das,“ bat die liebliche Erminia, als der Gondolier immer stumm blieb, „ich höre gerne ein Liedchen, und die Freude scheint mir nur halb, wenn nicht alle sie theilen.“

Der Greis blickte auf, und als er in das sanfte milde Auge Erminiens sah, da schien ein freundlicherer Ausdruck seine harten Züge zu beleben, doch bald war selber verschwunden, und er entgegnete:

„Signora! Meine Kehle ist rauh geworden, und meine Lieder sind verstummt, doch wenn Ihrs begehrt, so will ich eine Geschichte erzählen, und sie soll treu nach dem Leben sein, das verspreche ich Euch.“

Man war es zufrieden, und nachdem der Gondolier einige Minuten brütend vor sich hingeblickt, begann er:

„Es war einst ein Vater, er war arm und dennoch reich, denn ihm blühte eine Tochter, die ihm mehr war, als alle Schätze der Welt.“

„Giuditta hieß das Mädchen; sein Leben hatte den

Vater viel gekostet, denn Giuditta's Geburt hatte ihn zum Witwer gemacht, und dafür, daß ihm gegönnt war, ein Kind auf seinen Armen zu wiegen, mußte er sein theures Weib aus seiner Hütte tragen sehen. — Giuditta war ihm nun Alles. Alle Liebe, die der arme Mann für seine Gattin hegte, hatte er auf sein Kind übertragen, und pflegte und wartete es, wie es eine Mutter hätte nicht besser warten und pflegen können.«

»Und Giuditta wuchs heran, sie war schön, wie die Rose im Mai, lieblich und fromm, voll Liebe und Gehorsam; sie war des Vaters Augenweide; Tag und Nacht arbeitete er, um ihr das Leben leicht und angenehm zu machen, und scharrte jeden Denaro emsig zusammen, um für Giuditta ein kleines Heirathsgut zusammenzubringen. So ward sie achtzehn Jahre. Gar Mancher hatte um die schöne Giuditta gefreit; doch obwohl aus ihrem schwarzen Auge die Gluth des Südens leuchtete, so hatte doch keiner noch ihr Herz errungen.«

»Sie liebte nur ihren Vater, und dieser war stolz und eitel auf diese Liebe, und dachte nicht, daß es je anders werden könnte. Auf einmal ward Giuditta stiller; ihre Wangen wurden bleicher, und von der Lippe wich das rosige Roth, — dem Vater wurde bange, er drang in sie, er flehte sie an, ihm ihren Kummer anzuvertrauen. Sie lächelte ihm unter Thränen zu, und sagte, es sei nichts. Kummervoll sah sie der Vater an, er hatte seines Kindes Vertrauen verloren, dieß war der herbste Schlag seines Lebens.«

„So verstrich einige Zeit, Giuditta's Gemüthszustand ward immer übler, und der Vater ahnte Unheil."

„Es war an einem Abend, so schön wie der heutige, als der Alte auf eine Stunde sein Gewerb verließ, und zu seinem kranken Kinde eilte."

„Er fand Giuditta in Thränen, er umschlang sie mit Zärtlichkeit, und bat sie nochmals, ihm zu vertrauen. „„Es muß auch sein,"" sagte das Mädchen, „„doch nicht hier in dieser engen Stube will ich mein Gemüth seiner Last entladen, holt Eure Gondel, draußen auf dem weiten Ocean unter dem schön gewölbten Himmel werd ich leichter sprechen."" Der Gondolier, denn dieses Gewerbe trieb Giuditta's Vater, gewährte ihre Bitte und bald befanden sie sich auf der von den Wellen getragenen Gondel."

„Lange saßen Beide schweigend da. Giuditta rang mit sich selbst; der Vater blickte sie fragend an, da stürzte sie zu seinen Füßen, und stammelnd gestand sie ihre Schuld. Giuditta war gefallen, ein junger Nobile, wohl erfahren in allen Verführungskünsten, von schöner Gestalt und schmeichelhafter Zunge hatte das junge unerfahrne Herz Giuditta's bethört. Lange widerstand sie ihm, doch seine Künste, seine Versprechungen und Schwüre, endlich ihre Liebe brachten sie zum Fall."

„Von dieser Stunde an floh sie das Glück und die Zufriedenheit; mit ihrer Unschuld hatte sie auch ihren Frieden verloren."

„Giuditta war kein gewöhnliches Mädchen, nicht leichtsinnig konnte sie den Verlust ihres höchsten Gutes ver-

gessen. Sie konnte nicht mehr in das redliche Auge ihres Vaters schauen, und seine zärtliche Liebe gereichte ihr zum bittersten Vorwurf; dazu kam noch die plötzliche Gleichgiltigkeit ihres Geliebten, der seine feierlichen Gelübde zu vergessen schien. — Giuditta's Gemüthszustand war schrecklich, Gewißheit mußte sie haben, und sollte sie das Bitterste erfahren.«

»Sie ging zu dem Räuber ihrer Ehre, sie mahnte ihn an seine Schwüre, sie forderte von ihm die Rückgabe ihres unbescholtenen Namens. Doch die Reichen und Vornehmen denken, ein Mädchen von geringer Herkunft sei gut genug für ihre sündhafte Liebe, aber zu schlecht für ihr Ehebett.«

»Das sagte der Bösewicht dem unglücklichen Mädchen, warf ihr sein Geld vor die Füße, und stieß es zur Thüre hinaus. — Das war die einfache Geschichte Giuditta's. — Der Vater war wie vom Donner getroffen, er schleuderte sein Kind von sich, er weinte, er tobte. Seine Tochter war ihm verloren, seine reine unschuldige Giuditta für immer dahin. Er hätte sie lieber todt, als schuldig gewußt; er wollte sie nicht mehr sehen, er fluchte ihr. Den Fluch ließ Giuditta nicht aussprechen, sie stürzte dem Vater in die Arme, und aus diesen in das Meer. Einmal noch sah der unglückliche Mann das geliebte Haupt seines Kindes auftauchen, dann war es für immer verschwunden.«

»Dort ist der Fleck, wo Giuditta ihr Vergehen büßte.«

Aller Augen wandten sich nach dem bezeichneten Orte und jeder fühlte Mitleid und Schauder. Erminia's Au-

gen glänzten in Thränen, ihr Verlobter stand bleicher, denn je, dem Gondolier zur Seite, vielleicht, daß eine Erinnerung vor seine Seele trat, die ihn an vergangene Zeiten mahnte.

„Der Vater kehrte heim,“ fuhr der Gondolier fort; „seinen Zustand zu schildern, wäre unmöglich; er würde der Tochter nachgestürzt sein, doch er hatte noch eine Pflicht zu erfüllen, — sein Kind zu rächen.“

„Ihr wißt, Signori, ein Italiener vergißt nie seine Rache; wir werden deßhalb getadelt, doch ich denke, ein Mensch, der seine Feinde nicht zu hassen versteht, vermag auch seine Freunde nicht zu lieben, und wer von Vergeltung des Bösen nichts weiß, kennt auch keine Dankbarkeit.“

„Der Rache lebte also der alte Mann, und deßhalb fristete er ängstlich seine Tage.“

„Der Verführer seines Kindes war außer Lande; vielleicht daß es ihn, nachdem er die schönste Rose des Südens gebrochen, nach den Lilien des Nordens gelüstete.“

„Jahre vergingen, Giuditta's Vater nährte die Gefühle der Rache, wie er einst sein Kind genährt und gepflegt hatte. Man hielt ihn für wahnsinnig, denn Niemand erkannte die Gluth, die aus seinen Blicken loderte, man kannte nicht seine Schande, wußte nichts von seinem Schmerz. Giuditta hielt man für zufällig in das Meer gefallen. Endlich nahte der Zeitpunct, der bestimmt war, Giuditta gerächt zu sehen.“

„Der Nobile war zurück gekehrt. Giuditta's Vater fand ihn glücklich, angesehen, und geachtet wieder. In Kürze sollte er ein liebliches Mädchen als Weib heim führen. Doch

ein anderes Brautbett war ihm gebettet, kühl und feucht; — Giuditta's Vater hielt es dem Verführer seiner Tochter lange schon bereitet. Wie der Tieger auf seine Beute, so harrte der Rächer auf die Stunde der Vergeltung.« —

»Sie schlug! — Es war ein Abend so lieblich wie der, an welchem Giuditta zur Selbstmörderin geworden, es war derselbe Tag, ja dieselbe Stunde, wo vor Jahren das unglückliche Mädchen von ihrem Vater verflucht sich ins Meer stürzte. Da war der Sünder in die Hand des Vergelters gegeben.«

»Friedlich flog die Gondel, die beide trug, dem Orte zu, der Giuditta's Grab war, der Vater Rache brütend, der Verführer nichts ahnend. — Da waren sie zur Stelle. Der Vater ergriff des Nobile Hand, und mit Kraft sie fassend rief er: Giuditta, ich bringe dir deinen Bräutigam, du bist gerächt!«

Bei diesen Worten sprang der Gondolier auf, seine Haare flatterten wild, und in seinem Antlitz glühte eine teuflische Freude. Schnell, eh es Jemand verhindern konnte, hat er Ernesto Buoncastello's Hand ergriffen, und diesen fest umschließend stürzte er mit ihm in das Meer. Der Graf kämpfte fürchterlich; dreimal tauchte er auf der Oberfläche auf, doch jedesmal riß ihn die wüthende Kraft seines Gegners wieder hinunter; noch einmal sah man das weiße Haupt des Gondoliers, noch einmal Ernesto's todtenbleiches Antlitz, dann sanken beide und blieben verschwunden. Erstarrt stand die ganze Gesellschaft, in den Armen des tief erschütterten Vaters lag todtenähnlich Erminia.

Keiner vermochte an Rettung zu denken vor Entsetzen; sie wäre auch unmöglich gewesen, zu fest hielt Jacopo seine Beute. Lange blieb man in diesem Zustande der Erstarrung, Niemand wagte zu sprechen und Alle blickten unverwandt nach der Unglücksstätte.

„Nehmt die Ruder zur Hand, Freunde," sagte endlich der Marchese, „wir müssen an die Heimkehr denken, und Ihr Jünglinge seht ein Beispiel und laßt diese Scene Euch zur Warnung sein. Drei Opfer mußten für eine Stunde des Leichtsinnes und der Sünde fallen, und wer weiß," setzte er mit einem Blicke auf seine ohnmächtige Tochter hinzu, „ob diese genügen werden, sie zu sühnen."

Gedichte

von

K. A. Kaltenbrunner.

1.

Dem Herzen todt!

Ich habe dich einst wie den Himmel geliebt,
  Kein Herz war so schön wie das deine!
Und wenn es ein seliges Leben hier gibt,
  So war es, o Mädchen, das meine!

Nun gehst du vorüber — als hättest du nicht
  Die Seele, die einst war mein eigen;
Du reizendes – höhnendes Angesicht,
  Wer könnte dich sehen — und schweigen?

Du hast mir, o Falsche, gebrochen den Eid,
  Dem Bunde für's Leben geschworen!
O wärst du gestorben, — ich trüge mein Leid —
  Du wärst mir nicht ewig verloren!

O wärst du gestorben, als heißbeglückt,
Mein Herz noch gewähnt, dich zu lieben:
Ich hätte die Thräne im Auge zerdrückt,
Mein wärst du im Grab noch geblieben!

Du lebst — eine wandelnde Todte für mich!
Mein Schmerz — er erweckte dich nimmer!
Wir sind für einander, so du, wie ich,
Gestorben für immer, für immer!

2.

Das Lied vom Leben.

Verlangst du die Perle der Freude allein
Auf dem Gange voll Kampf und Pflicht,
Und wähnst du, das Glück soll dein Diener sein:
So kennst du das Leben nicht!

Wohl klingen und brausen die Töne der Lust,
Dein Herz geht hoch und wird weit!
Du bist dir des Höchsten — der Liebe bewußt,
O schöne, selige Zeit!

Du jubelst — da rollt es dumpf und schwer
Mit einmal ob deinem Haupt, —
Wild fährt das Geschick mit den Donnern einher,
Ein Schlag hat dir Alles geraubt!

Der Schmerz ist ein finstrer, doch treuer Gast,
Will nicht von der Seite dir geh'n,
Und wenn du dein Liebstes verloren hast —
So wirst du das Leben versteh'n!

3.

Die Rose des Sieges.

Ballade.

Kühn hatten die Schweizer die Schlacht
Mit den Burgundern geschlagen, —
Die Männer der Alpen erlagen
Dem Sturm der Feindesmacht,
Und hatten viel Schmach zu tragen.

Der Wahlstatt blutiges Feld
Bedeckten die Eidgenossen;
Im Blut, für die Freiheit vergossen,
Lag mancher gefallene Held
Das Auge vom Tode geschlossen.

Und wie das entquollene Blut
Erstarrte an ihren Wunden,
So hat in den Todesstunden
Erstarrung der Grimm und die Wuth
In ihren Zügen gefunden.

Trüb schwindet vom Himmelsrund
Die Sonne, die heute geleuchtet,
Und Thau und Thräne befeuchtet
Den Boden, wo ihr, aus Burgund,
Das Glück und den Frieden verscheuchtet!

Und Einer der Sieger trabt,
Hochmüthig blickend vom Rosse,
Hin über das Feld, wo der Sprosse
Aus altem Geschlechte sich labt
Am Werk der Burgundergeschosse.

Er blickt auf die Leichen mit Hohn,
Und setzt mit dem Roß darüber;
Jetzt reitet er wieder herüber —
„Da habt ihr," so ruft er, „den Lohn!
„Das war euch, ihr Bauern, wohl lieber!"

„Wir hetzten und jagten euch hier
„Hinaus aus dem Heldenthume!
„Und blühend zu unserem Ruhme,
„Entsproß als des Siegers Zier
„Uns eine gar edle Blume!"

Was meinte der Übermuth
Des fremden, höhnenden Kriegers?
Er sieht, wie mit Augen des Tiegers,
„Vom Feindesherzen das Blut
„Als rothe Rose des Siegers."

Ein Schweizer, der sterbend liegt,
Der hält noch sein Schwert in der Rechten, —
Wohl kann er damit nicht mehr fechten,
Doch sieh! wie es jetzo fliegt! —
Hinfahrend ins Herz des Schlechten.

Hinströmt des Burgunders Blut,
Er fiel seinem Todeslose!
„Da hast du den Preis — liebkose
„Die Blume — ich traf dich gut!
„Nun stirb mit der blutigen Rose!“

*

Als ich Ihr die Uebersetzung von Alfieri's Agamemnon sandte.

Von

Johann Graf Mailath.

Der König todt durch allzuviel Vertrauen,
Der Dolch gezückt in Klytemnestra's Hand,
Die Rache schleichend in dem Lichtgewand
Der Liebe; dieses Bild voll Blut und Grauen

Ich send' es dir du Stern unter den Frauen. —
Nicht wende deiner Augen blauen Brand,
Den zaubervollen, ab von diesem Band,
Ob heiß die Wimpern auch in Thränen thauen,

Mag auch das Herz im schönen Busen zittern. —
Denn wie bei düsterdrohenden Gewittern
Die Sonne durchstrahlt durch der Wolken Spalt,

Erglänzt in dem Gemäld' Elektra; wahr,
Erhaben, einfach, edelsinnig, klar,
Wie du! — des Dichters fürstlichste Gestalt.

Fidibusschnitzel
aus meinem Gedenkbuche *).

Von

Friedrich Fürst Schwarzenberg.

Adrianopel.

Das Leben im Orient ist eine Barke; die blaue Flut welche sie schaukelt, oft stürmisch, oft mild und lau, und es läßt sich darin herrlich rauchen und träumen. — Das Leben im Occident ist ein Dampfwagen, auf artifizieller Eisenbahn dahinrasselnd. — Beide Fahrzeuge führen zu demselben Ziele! und am Ende, wenn man bei der Station angelangt ist, steigen Türke und Abendländer an das Ufer; der Asiat klopft seine Pfeife aus, der Europäer wirft seine Zigarre weg, und von der Glut bleibt — ein Bischen Asche! voilà tout. —

*) Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzenknechtes.

Ich ging einst in Constantinopel mit einem italienischen, dort sehr beliebten Arzt in ein Kaffeehaus. Dort wurde er von einem sehr rüstig und gesund aussehenden Türken begrüßt. Der Arzt, der ihn behandelt hatte, freute sich nicht wenig des sichtbaren Beweises seiner Kunst, und fragte den Türken, wie er sich auf seine Mittel befinde? „Wohl," sagte er, „sehr wohl." — „Hast du sie auch alle gebraucht?" fragte der Arzt weiter. — „Gewiß," sagte der andere, „ich trage sie auch immer bei mir;" — und, indem er seine rothe Mütze herabnahm, zeigte er uns — sämmtliche Recepte, welche er als Zauberamulete stets bei sich trug, ohne nur im mindesten zu glauben, daß mit denselben noch ein anderer Gebrauch verbunden sei. Wenigstens wurde er, nicht, wie es oft geschieht, durch deren Anwendung kränker, ersparte sich das Geld für die Apotheke, und — vielleicht wirkten sie homeopatisch — er ward gesund.

Wien.

Im Prater das Samen-Mikroskop gesehen, welches 3,000,000 Mal vergrößert. Ein Fliegenrüssel wie der Wurf eines Ebers; das Gerippe einer Motte wie das Skelett eines Mahmuds; welches Leben, Treiben, Morden, Erzeugen, Verschlingen in einem Tropfen Wasser, welche Welt! und überall die zwei großen Grundprincipe: Liebe und Haß, Erzeugen und Zerstören, Umschlingen und Kämpfen. O Schöpfer, o Natur! wie groß, wie unergründlich seid ihr, man mag das Auge nun erheben oder senken auf der unendlichen

Stufenleiter der Schöpfung! Ist dieser Tropfen Wasser minder bewunderungswürdig als ein Sonnensystem? Wo fängt für den großen Meister das an, was wir groß heißen, wo endet das, was wir klein nennen! Sind wir mehr als die Motte, oder sind wir weniger als der Seraph! Nein, nein, nein, Alles verbindet sich in der schönen endlosen Kette ewiger Liebe, in der starken, schützenden, schaffenden, erhaltenden Hand des Vaters.

Ich habe bemerkt, daß man sich den Ruf eines gescheidten Menschen weit weniger dadurch macht, daß man das denkt, was man spricht, als daß man das spricht, was der Andere, den man gerade vor sich hat, selbst denkt oder zu hören wünscht.

Ischel.

Es war ein herrliches Leben in diesen Gebirgen. Diese ernste, einfache Natur, dieses Leben an Abgründen und blumigen Wiesen, die ganz eigenthümlichen Stimmen, wo Wasserfall und Waldsturm untereinander sich Geheimnisse anvertrauen, diese Einsamkeit, in welcher nur der Lämmergeier über den Tiefen schwebt, und der Gemsbock an der Felsenwand emporklettert! — diese Existenz gibt dem Körper und der Seele die im Straßenkoth der Städte erschlaffte Elasticität wieder.

Oben auf den Alpen vergeß' ich das Elend und die

Laster, welche dort unter den Nebeln wohnen. Weder der Schweiß des Armen, noch der Räucherduft des Schwelgers, weder der Jammer noch der Schlachtruf, — weder das Getrill der italienischen Sängerin, noch das Ächzen des Betrübten, weder das Schimpfen noch das Lobhudeln der Menschen dringt bis dahin empor! Ja, beinahe hätte ich das Elend, den Schmerz, die Angst vergessen, welche ich doch selbst im eigenen Herzen mit hinaufgetragen haben muß, denn kaum war ich herabgestiegen, so fand ich sie wieder! —

Gmunden.

Wenn der Mensch es auch endlich dahingebracht hat, als reicher aber wassersüchtiger Banquier, als berühmter aber podagraischer General, als mächtiger aber asthmatischer Minister, in einem eleganten, weichen, bequemen Coupé, mit vier raschen Pferden bespannt, die breite Poststraße des Lebens fortzurollen, so denkt er doch mit seufzender wehmüthiger Sehnsucht an jene Zeit zurück, wo er als flinker Handlungscommis, als zierlicher Cadet, als heiterer Musensohn an einem frischen Sommermorgen zu Fuß auf irgend einem Fußsteige fortwandelte, das karge Frühstück mit Appetit aus freier Hand verzehrend. — So rollt auch unsere Zeit auf Eisenbahnen, und schwimmt auf Dampfschiffen ihrer Bestimmung entgegen, aber wir werden als alte Kerl unsern Enkeln, wenn sie auf dem Luftballon zu Mittag nach London fahren, oder Morgens vom Ball in New-York retourniren werden, die unnennbaren, ihnen unbekannten Freuden

des damals vergessenen — Wirthshauslebens, — erzählen können, — gleichwie der Caravanenführer in Arabien uns mit seinen phantastisch klingenden Erzählungen ergötzt! Wer wird dann sich noch erinnern einen gemüthlichen dicken Wirth, eine schmucke Kellnerin gesehen zu haben? Wer wird noch Zeuge des freundlichen gemüthlichen Lebens und Webens gewesen sein, welches einst unsere Ankunft in dem Gasthofe zum Adler, zum goldenen Hirschen, zum rothen Ochsen — hervorbrachte? Wer wird dann noch sprechen können von dem Treiben und Rufen der geschäftigen Fuhrleute, — der lustigen Bauern, — der heitern Jägersleute, — der originellen Wanderburschen? — Man wird die Welt umreiset haben, und überall wird uns dieselbe Figur eines arroganten Oberkellners mit seinem gespitzten Schwalbenfrack und seiner vornehm süß lächelnden Miene entgegentreten, beim Weggehen uns die, aus der Kanzlei erlassene, vom Buchhalter gefertigte Nota überreichen, und ihren Betrag eincassiren. Jede Individualität, jede Eigenthümlichkeit verschwindet zusehends, — und der Mensch gestaltet sich immer mehr zum Infusionsthierchen, welches bestimmt ist, mit seinem Leib, Beutel und Wort, mit seinem Thun und Denken, Lieben und Hassen, endlich nur eine Schichte von Gebein zu bilden, auf dem die nächste Zeit ihre Keime zur weitern Fortbildung ansetzt! — Traurige Bestimmung! —

Wenn ich einst auch auf der Eisenbahn Vormittags nach Petersburg fahre — Nachmittags auf dem Luftballon nach New-York, und Abends auf dem Eildampfboot nach Otahaiti zu einer Soiree bei der Königin Pomaré

fahren sollte, werde ich nichts destoweniger mit stiller Sehnsucht an die Zeit denken, wo ich auf einem Nachen von Ebensee nach Gmunden fuhr, und im wirthlichen goldenen Brunnen bei den ehrlichen gemüthlichen Wirthsleuten Holzinger gastliche Aufnahme fand!

Am Schanzel.

Ich bin heute mit dem Dampfboote von Mauthhausen herabgeschwommen. Noch deckte meinen Kopf der grünbefiederte Hut, der graue Jagdrock, — morgen muß und wird wieder der civilisirte Mensch angezogen werden.

Die schnellen Communicationsmittel realisiren die ehemaligen Zauberstücke und Mährchen. Gestern Abend saß ich noch mit dem ehrlichen Gebirgsjäger Joseph Pilslinger vor der Stallbrucker-Alm und sah dem Sonnenuntergang zu! Am Gesimse hing die geschossene Gemse, — feierlich klang das Geläute der Alpenglocke aus dem grünen Walde und den dunklen Thälern heraus, — und der Rosenschimmer der Abendsonne vergoldete am Horizont die grandiosen Contouren des steirischen Hochgebirges! — Und jetzt — wie mit einem Zauberschlage — bin ich in das großstädtische Getriebe der Civilisation versetzt; an den Mauern kleben Annoncen zu Sperl und Volksgarten, — statt der Gemsen laufen leichtbeschuhte Mädchen an mir vorüber, — Strauß's Klänge umrauschen, Lampenglanz umflimmert, Wagenrollen umrasselt mich! — Das ist Alles wohl recht hübsch — aber droben wars doch schöner! —

Nein, der Egoismus, die leidige Selbstsucht hat noch nicht die moralische Welt wie eine zweite geistige Sündfluth überschwemmt, und noch hie und da ragen Höhen — erfreuliche tröstende Inselspitzen aus der großen Weltpfütze hervor, auf welche sich der Glaube an die Menschheit und an den lieben Herrgott, welchen die Zwergtitanen der Neuzeit uns rauben wollen, — flüchten können! Liebe, Treue, Innigkeit und Selbstaufopferung sind keine leeren Worte, — so wenig wie der Name Jehovah; — wer ihn im Rauschen der Blätter und im Rieseln des Baches nicht ahnt, der erbebt vor ihm im Gewitter! Wer an Liebe und Treue nicht glaubt im Wohlleben und in der Genußfülle, der erkennt ihr Dasein oft im Unglück und Elend. Leider sind es, gerade umgekehrt mit der Sündfluth, die Hochflächen und das Mittelgebirge der Gesellschaft, welche der Materialismus und Egoismus bedeckt, und gerade in den Niederungen finden sich die meisten echten Perlen des Herzens; vielleicht gerade deswegen, weil dort am meisten Thränen tropfen, und aus Thränen eigentlich werden erst Perlen! Auch ich war zuweilen ein Gottesläugner in Liebe und Aufopferung für Pflicht und Treue, aber gerade im Felde, gerade unter dem rohen Matrosenvolke, gerade unter Jägersleuten und halbwilden Hirten begegnete ich Menschen, wo ich, wie der ungläubige Thomas, meine Finger in die blutenden heiligen Wunden legen konnte. Beispiele davon sind zur Hand; — wie oft sah ich den selbst verschmachtenden Krieger mit seinem Officier, mit seinem schwächeren Cameraden sein letztes Stück Brot, sei-

nen letzten Trunk Brantwein theilen, — mir selbst bot auf dem Rückzuge von Belida, als ein Tropfen Wasser eine Perle an Werth übertraf, ein Voltigeur eine halbe Orange, — **acceptez, Monsieur, acceptez, c'est de bon coeur, — si nous en revénons avec nos culottes, vous me rendrez une bouteille Lafitte;** — sah ich nicht bei der Affaire von St. Sebastian, trotz des entsetzlichen Regenwetters, welches uns bis auf das Knochenmark durchfror, einen selbst blessirten Navarresen sein Hemd sich vom Leibe reißen, um seinen schwer verwundeten blutenden Fähnrich damit zu verbinden; — sah ich, bei dem Schiffbruche der Amphitrite, nicht einen Matrosen, der eine Tonne erhascht hatte, damit trotz Wogengebraus und Sturm den Schiffslieutenant aus den Wellen mit Lebensgefahr fischen, und als die Tonne beide nicht tragen konnte, großmüthig sie verlassen, — der kühne Schwimmer rettete sich dennoch glücklich ohne derselben! — Aber das rührendste Exempel davon erlebte ich dieses Jahr im Bade zu G...... Ich sah nämlich einen, mit dem Armeekreuz und mehreren Narben auf Kopf und Brust gezierten Mann täglich als Taglöhner an der dort angelegten Eisenbahn arbeiten; da er sehr geschickt war, so verdiente er sich täglich bedeutenden Lohn. Des Nachts aber diente er als Wächter den Fuhrleuten im Wirthshause. Als nach einigen Wochen ich heimfuhr, begegnete ich diesen Mann, auf einem Karren ein ältliches Weib mit einem Kinde fortziehend. Wir gelangten zu gleicher Zeit in ein Wirthshaus, und ich bemerkte, daß der Mann mit zarter Sorgfalt für die kränkelnde Frau sorgte, ihr Kaffee reichen ließ, sich

selbst aber mit einem Schluck Bier und etwas Brot zum Imbiß begnügte. Dies interessirte mich, und ich erfuhr, daß dieser Ehrenmann, — ja das ist er, — nachdem er beim Pioniercorps ausgedient, vor dreizehn Jahren diese Frau geehligt hatte, als geschickter Teichgraber in einem kleinen Häuschen sich wohnhaft gemacht und als fleißiger Taglöhner sein Brot verdient hatte. Sein Wohnort ist Böhmen, also etwa dreißig deutsche Meilen von G...... Nach ihrer ersten Niederkunft ward das arme Weib gelähmt, — und nur der Gebrauch dieses Bades lindert die sie quälenden Gichtschmerzen, — und jedes Jahr führt der getreue Gatte sein armes Weib seit zehn Jahren in das Bad, Tag und Nacht arbeitend, um die Kosten der Hin- und Herreise zu bestreiten, mit liebevoller Sorgfalt sie pflegend, nicht murrend, nicht klagend, sondern treu und ausdauernd. —

Allons, Messieurs, in Kaleschen und Eilwägen, — Courmacher zu Roß und zu Fuß, — ihr Herren mit Cigarren und Guitarren, — faites-en autant, für die, die ihr zu lieben vorgebt! Zehn Jahre! dulden, entbehren, arbeiten, für ein armes, reizloses, krüppelhaftes Weib, — weil — weil man es ihr vor Gott versprochen hat! — Ich gab dem Manne die Hand, — und, Gott sei Dank, so viel fand ich noch in meinem Tornister übrig, daß er das nächste Jahr sein armes Weib nicht mehr auf einem Schubkarren nach G...... fahren soll! —

Tiroler Sprichwort. Ein Barbiermesser, ein Kugelstutzen und ein Weib sind drei Dinge, die man nur dann kennt, wenn man sie gebraucht hat.

Es gibt Gemüther wie die Äolsharfen, welche schweigen, wenn kein äußerer Hauch sie berührt, — weht aber dieser durch ihre Saiten, so tönen sie hell und klingend, — sie brauchen Erregung. — Andere sind Instrumente, welche die schaffende Hand im eigenen Busen finden. Letztere sind selbstständiger, unabhängiger, — erstere vielseitiger, mannigfaltiger. — Beide gehören zum Orchester geistiger Harmonie!

Leipzig.

Heute eine Partie nach Reschwitz gemacht. Der Weg ging durch Cannewitz und die Auen, folglich über einen Theil des Schlachtfeldes. Rechts an der Straße ist das Grab eines französischen Officiers durch ein einfaches schwarzes Kreuz bezeichnet. Mehre trockne Blumenkränze hingen daran, und, wie man versichert, werden sie alljährlich erneuert! Es ist dies auf dem ganzen Schlachtfelde, wo so viele Tausende den ewigen Schlaf schlummern, der einzige bezeichnete Grabhügel! Liebe bekränzt ihn! sie ist dauerhafter als Ruhm und Ehrgeiz, ein Frauenherz ein bleibenderes Denkmal als ein Pantheon des Vaterlandes. Der Lorber auf dem Grabe des Helden verwelkt, der Rosmarin, von der Hand der Geliebten auf den Sarg gelegt, duftet in das Jenseits hinüber! —

Das dumpfe Brüllen der schweren Geschütze,
Der Schwerter Geklirr und der Fechter Geschrei,
Längst war es vorüber, erloschen die Blitze, —
Verhallet der Donner! — die Schlacht war vorbei! —

Der lange, der blutige Kampf war entschieden
Für Vaterland, Freiheit, — für Ehre und Recht, —
Das dunkelnde Schlachtfeld, — es ruhte in Frieden
Und jubelnd frohlockte das deutsche Geschlecht! —

Hier standen, — hier fielen die tapferen Helden,
Und dennoch bezeichnet kein Denkmal ihr Grab,
Nicht Marmor, nicht goldene Inschriften melden,
Wer hier für die Brüder sein Leben wohl gab!

Wohl jauchzen die Völker, begeistert vom Siege,
Den hier die gefallenen Brüder erkämpft,
Sie jauchzen, daß endlich die Fackel der Kriege
Im strömenden Blute der Tapfern gedämpft.

Und waren so froh, daß das Morden und Schlachten
Auf eigenem Boden beendigt nun war,
Doch, obwohl sie so fühlten, und innig so dachten,
Ward dennoch kein Grabstein der tapferen Schaar!

Das Leipziger Schlachtfeld, — da liegt es verlassen,
Kein Denkmal, von dankbaren Händen erbaut,
Bezeichnet die Stelle; — und dennoch erfassen
Den ernste Gedanken, der sinnend sie schaut!

Nur nahe bei Dölitz erhebt sich ein Hügel,
Ein hölzernes Kreuzlein vereinsamt dort steht,
Und Engelein breiten darüber die Flügel, —
Und heilige Wehmuth den Hügel umweht!

Wer hat wohl das Kreuzlein am Hügel errichtet? —
Wer hat des Gefallnen in Liebe gedacht? —
Wer hat es gepflanzt, daß es Jedem berichtet:
Hier ruhe ein Todter im einsamen Schacht?

Ein Jüngling, der hier im Kampfe gefallen,
Ein Krieger ist's, der in dem Grabe hier ruht;
Und schlummert, bis einst die Posaunen erschallen,
Zum Lohne zu wecken für Treue und Muth!

Im Blute, da lag er, unkenntlich von Wunden,
Von tausenden andern Leichen umringt; —
Und dennoch hat ihn hier ein Auge gefunden, —
Das Auge der Liebe, — das Alles durchdringt! —

Die Liebe, — sie pflanzte nun hier an der Stelle
Ein Kreuzlein ganz einfach, — doch immer genug,
Zu zeigen, daß Liebe nicht flüchtige Welle,
Daß Wahrheit sie sei, und kein täuschender Trug!

Wo Dankbarkeit, heilige Pflicht nicht gerathen,
Da schwang sich die Liebe zur Höhe hinan, —
Was Völker den eigenen Brüdern nicht thaten,
Das hat hier ein liebendes Mädchen gethan!

Erröthet ihr Völker! die ihr mit Vergessen —
Die Retter, die tapfern Befreier belohnt!
Erröthet vor einem Mädchen! in dessen
Gedächtniß die Liebe in Ewigkeit thront!

Die Tausende, die da fielen, sind hinabgesunken, und spurlos wogt über ihr Grab das Meer der Ähren und der Halme, aber die Liebe wußte den heraus zu finden, dem sie hold gewesen im Leben und sie vergaß nicht;

Denn was tröstet die Brust
Nach der schönen Liebe entschwundener Lust?
Der Liebe Schmerzen und Klagen.

Abends fuhr ich von Leipzig ab. — Am Schwedenstein stieg ich aus. — In meiner Einbildungskraft malten sich auf der nebligen und mondbeglänzten Ebene gegen Lützen hinauf die Cürassiere Pappenheim's, die schwedischen Dragoner, die Pikeniere und Musketiere, in dichten Reihen vorrückend, die fliegenden wilden Kroaten und Polaken; ich sah die Schaaren zum Angriff vorüberfliegen, und es wunderte mich beinahe, daß Alles so still blieb!

Die Pilgerin.

Erzählung
von
Ulrich Rosheim.

„Schon wieder so trübes Wetter,“ sagte das Fräulein Emeline von Gera, indem sie aufstand, und durch das halb geöffnete Fenster mit unzufriedenem Blicke und trüben Mienen auf den umwölkten Himmel sah; „wann wird denn das Wetter einmal anders werden; ich habe hier noch kaum drei Tage Sonnenschein gehabt.“

„Ja wenn Sie erlauben, gnädiges Fräulein,“ sprach Lisette ihr Kammermädchen, „so will ich auf einen Tag voraussagen, wenn sich das Wetter ändert; so lange nämlich der Nebel von dem Berge nicht in die Höhe steigt, haben wir immer nur noch sehr wenig Hoffnung.“

Es war in der That schon etwas verdrießlich. Man reiset zwei, drei Tage weit ins Bad, versieht sich mit allen nöthigen und entbehrlichen Nothwendigkeiten, um ja nichts

vom Gewohnten zu vermissen, verspricht sich so viel von alten und neuen Bekanntschaften, und jetzt regnet es schon über volle vierzehn Tage fast ohne Absetzen, als müßte das Bad erst vom Himmel herabfallen. Man suchte zwar auch während des Regenwetters sich die Zeit so viel als möglich angenehm zu machen, doch das Gespräch fand wenig Nahrung, am Alten sprach man sich bald satt, Neues konnte sich nicht ereignen; und obendrein hatten die Conversationssäle ungeachtet ihrer Größe etwas Beschränkendes, etwas Engendes, dem man nur an schönen Tagen entfliehen konnte.

Das Städtchen hatte eine sehr schöne Lage. Die gerade Chaussee lief zwischen himmelhohen Bergen längs dem Flusse fort, und wo sich die Waldung, mit der das Vorgebirge bedeckt war, ein wenig lichtete, glaubte man, dort müsse das Städtchen liegen, und immer gespannt durch Rathen und Täuschungen war die Überraschung desto interessanter und lebendiger, wenn man nach einer kleinen Einbiegung zur rechten Seite den schönen wohlgebauten Ort in einem freundlichen Kesselthale gewahr wurde. Zur rechten Seite erhob sich der Berg nur allmälich zu einer sanften schiefen Ebene; zur linken Seite stand ein fast kegelförmiger Berg, um den sich ein schöner gebahnter Fußweg, wie ein Rebenkranz um eine Säule herumschlang. Die Vorderseite schloß eine Reihe hoher Gebirge, die perspectivisch hintereinander gereiht in das schöne Thal blickten. Nur selten findet man ein solches Asyl vor den Sorgen des Lebens so besucht wie dieses. In Carossen, zu Fuß, zu Pferd, zu Wasser, auf Hügel und auf Feld war alles belebt, Jung

und Alt nahm an der allgemeinen Freude Antheil und es schien, als hätte sich die bessere Menschheit hierher geflüchtet, vor dem Verschwinden der goldenen Zeit noch einmal Saturnalien zu halten. Doch dieses Vergnügen störte das heftige und anhaltende Regenwetter. Die ganze Badegesellschaft theilte sich wie jede Versammlung in mehrere Häuser, Kammern, Bänke, Sectionen und wie die politischen und unpolitischen Abhandlungen alle heißen mögen; ein solcher Cirkel war auch bei der Gräfin Wollmar. Er bestand aus zwölf Mitgliedern: der Gräfin Wollmar, ihren beiden Söhnen Otto und Eduard, von denen Ersterer designirter Legationsrath, der letztere Rittmeister bei den Uhlanen war, dem Baron Carpi sammt Gemahlin und der Tochter Laura, Otto's Verlobten. Der Baron war ein jovialer Italiener, der oft mit der unbefangensten Äußerung die Gesellschaft lachen machte; aus dem Präsidenten von Gera mit seiner Gemahlin und seiner Tochter Emeline, Herrn und Frau von Molten und dem pensionirten Rath Baron Seller, dessen Dicke sich zur Länge fast wie 1 zu 1 verhielt. Dieser Cirkel war immer der munterste, denn der Baron Carpi, den die Gesellschaft scherzweise den Teufelsadvocaten nannte, weil er die Seele jedes unverehelicht gestorbenen Mädchens in das finstere Verließ der Unterwelt verdammte (was freilich etwas zu strenge ist), und der Baron Seller, der nicht selten in die angenehmsten Klagen ausbrach, wenn ihm die jungen Nixen, wie er die Baronessen Laura und Emeline nannte, seine Tabaksdose versteckten, stachen sehr gut gegen den feurigen und etwas eifersüchtigen

Otto und den philosophischen Eduard ab, und die Geheimräthin von Molten, die man zur Friedensrichterin in der Gesellschaft ernannte, wußte, wenn sie nur ein leises Mißverhältniß im Anzuge bemerkte, sogleich kraft ihres friedensrichterlichen Amtes, die Wolken zu zerstreuen, und den Gesellschaftshimmel rein und heiter zu erhalten. Doch das Regenwetter dauerte zu lange; der Teufelsadvocat nahm sich die Mädchen zu Herzen, die bei schönem Wetter sehen und gesehen werden konnten und bei diesem Wetter schwerer unter die Haube kamen; Papa Sellern schmeckte der Spaniol nicht mehr, und der Legationsrath begann, zum Verdrusse seiner Verlobten, arabisch zu studieren. Niemand langweilte sich mehr als der Rittmeister, wenn man zuletzt die Spieltische zusammen rückte; natürlich sollte er nicht fehlen, doch hier achtete er weder auf Convenienz noch Regel, und jagte auf seinem brausenden Dänen so durch Sturm und Regen, daß der Reitknecht innerlich herzlich fluchte und — um schönes Wetter betete. Der Graf mochte einmal eine Stunde weit geritten sein, da gewahrte er unter einem Baume, hart an der Straße ein Mädchen und ein altes Mütterchen, vom Regen durchnäßt; am Baume lehnte eine Harfe; und ein kleiner Pack, wahrscheinlich die Habseligkeiten des Paares, lag daneben. Der Rittmeister fragte nach seiner Manier etwas soldatisch, was sie denn hier machten.

„Ach lieber Herr," sagte das Mädchen, „der Weg nach J... ist wohl noch weit, wir sind bei dem schlechten Wetter heut schon so weit gegangen; die Mutter kann fürwahr nicht mehr gehen."

Dieß sagte das Mädchen mit einer so sanften und rührenden Stimme, daß es dem Rittmeister zu Herzen ging: „Aber mein liebes Kind, wie lange wollt' Ihr denn warten," fragte er theilnehmend, „bis es gut gehen sein wird? das mag noch eine Weile dauern."

„Ja freilich," sagte das Mädchen unschuldig und schaute mit seinen blauen schönen Augen fragend nach dem Himmel.

Dem Rittmeister wurde warm, als er das herrliche Auge sah; zarte und heitere Unschuld schien ihm aus demselben entgegen, so daß er fast schwören mochte, kein schöneres je gesehen zu haben.

„Was lange zaudern?" sagte der Rittmeister entschlossen. „Jacques, sprenge was du kannst, zur Stadt, hole einen Miethwagen," rief er seinem Reitknecht zu, und der Schnurrbart flog, als ginge es in den Feind, nach dem Städtchen zurück. — Der Rittmeister erkundigte sich nun um Stand, Namen, Vaterland und Vorhaben der Fremdlinge und hörte in einer kurzen Erzählung, das Mädchen heiße Hedwig, sein Vater sei längst gestorben, die Mutter immer kränklich und habe wegen Wiedererlangung der Gesundheit das Gelübde einer Wallfahrt gemacht; und da sie die nöthigen Pfennige dazu nicht hätten, so habe sie, nämlich Hedwig, die Harfe von ihrem Vater hervorgesucht, und erwarte nun von guten Menschen das Nöthige zum Leben.

Nach anderthalb Stunden erschien der Wagen. Mutter und Tochter hob der Graf hinein, und nachdem er den Lohnkutscher bezahlt und beordert hatte, seine Gäste im Gasthof zur Sonne abzusetzen, sprengte er, gleichsam als fürchte

er sich vor dem Danke der schönen Vergißmeinnichtaugen Hedwigs, voraus nach J... zurück. Der erste Gedanke, der sich ihm nach ihrer Entfernung aufdrängte, war: Du bist ein Narr; denn was immer den Schein der Seltenheit oder romantischen Ungewöhnlichkeit trug, hielt er für unklug. Doch er hatte zu tief in Hedwig's Augen geblickt, um diesen Gedanken für immer fest zu halten. Die Mutter war zu schwach, weiter zu gehen; ob er die paar Thaler dem oder jenem Armen gab, war doch eins, und so fand er zuletzt natürlich, daß er gar nichts anders that, als was jeder fühlende Mensch an seiner Stelle gethan haben würde. Es war schon etwas dunkel, als der Wagen in der Stadt ankam. Laut rasselnd ging es über das Pflaster, dem Gasthause zur Sonne zu. Ein Kellner läutete Sturm, als er den Wagen vor dem Thore halten sah, und sogleich erschien eine Truppe Diener, an ihrer Spitze Herr Maller mit seinem grünsammtenen Käppchen, das er schon, die gnädigen Herrschaften zu becomplimentiren, schwungfertig in seiner Linken hielt, während die Rechte den Schlag öffnete. Einen Geist, oder was nur sonst schreckbar sein kann, hätte die dienstfertige Leibgarde des Herrn Maller erblicken dürfen, sie sammt ihrem Herrn Principal wäre nicht so in Schrecken gerathen, als durch den Anblick des alten Mütterchens und des Mädchens, das seine Habschaft aus dem Wagen nahm, und den Herrn Maller gegen Vorausbezahlung um ein kleines, warmes Stübchen bat.

„Martin, Nr. 35," rief dieser verdrießlich, rieb sich das grüne Käppchen in die Stirne und entfernte sich. —

Abends, als sich die Gäste so ziemlich zahlreich zur Sonne einfanden, nahm Hedwig ihre Harfe und ging in Begleitung ihres Mütterchens hinab, etwas für morgen zu verdienen. Mit verschämt niedergeschlagenen Augen bat sie die Anwesenden um eine kleine Gabe, und brachte wirklich keine üble Einnahme zusammen. Verschiedene Vertraulichkeiten und Zudringlichkeiten der Gäste wies sie mit Unwillen ab und entfernte sich dann mit ihrer Mutter bald darauf.

Der Rittmeister hatte alles durch ein kleines Fenster von einem Seitenzimmer aus gesehen. Das Mädchen fing ihn immer mehr zu interessiren an, und er konnte sich unmöglich entschließen, eine so abenteuerliche Bekanntschaft, wie diese war, sogleich abzubrechen. Er nahm sich vor, die beiden Pilgerinnen morgen zu besuchen. Er hätte sie zwar recht gerne heute noch gesehen, sie würden es vielleicht selbst gewünscht haben, denn sie hatten ihm ja noch nicht gedankt; da fiel ihm aber das Unschickliche des nächtlichen Besuches ein; rechtsum schwenkte er, wiewohl etwas langsam, zum Thore hinaus — und Hedwig's Bild mit ihm.

Es war zwar schon 10 Uhr, als er nach Hause kam; doch fand er die Gesellschaft noch beisammen; eben trug Papa Seller ein Capitel über die Tabakspflanze auf Verlangen seiner jungen Nixen vor, und die Mädchen konnten sich nicht satt genug lachen, wenn der alte Herr auf ihr oftmaliges Fragen seine Tabaksconsumtion und die Auslagen dafür verrechnen mußte. Eduard, der Rittmeister, wäre gern auf sein Zimmer gegangen; er wünschte so gerne mit sich allein zu sein, doch die Opposition der beiden Mäd-

chen, und die langen Vorträge des Teufelsadvocaten zogen die Sitzung in die Länge, und endlich mußte sie, ohne daß man zu einem Beschluß kommen konnte, aufgehoben werden.

Der Rittmeister konnte lange nicht einschlafen. Das Bild des pilgernden Mädchens bemächtigte sich seiner Seele so sehr, daß er für jetzt keines andern Gedankens fähig war. Es war gesund und blühend, mehr südlichen als deutschen Charakters, seine Lippen mußten brennend küssen, denn das zeigte die Glut derselben, die gar lieblich gegen die blendenden Zähne abstach, das blaue Auge war schön und ruhig, ohne Leidenschaft und Heftigkeit und über die schöne reine Stirne war das weiche nußbraune Haar schön gestrichen. Obwohl der Anzug gar nicht geeignet schien, einen schönen schlanken Körperbau zu heben, so sah man doch bei den Bewegungen des Mädchens ein schönes Ebenmaß der Glieder. Eduard konnte mit dem Ausmalen gar nicht fertig werden, bis ihm endlich das Bild des Wachens zum süßen Schlummer die Augen zuküßte.

Kaum graute der Morgen, so stand der Rittmeister wider seine Gewohnheit frühe auf, zog sich ohne Bedienung an, und sein erster Gang war nach der Sonne zur Pilgerin. Er erkundigte sich um sie und erfuhr zu seinem größten Erstaunen, daß das alte Mütterchen sammt Tochter schon vor einer Stunde sich auf den Weg gemacht. Er wurde ganz verstimmt. Er glaubte ein so heiliges Recht auf ihren Dank sich erworben zu haben, und hielt also die beschleunigte Abreise für absichtlich, um dieser Pflicht enthoben zu werden; bald machte er sich wieder Vorwürfe, daß er

nicht noch gestern sie besuchte. Er mochte 5 Minuten lang geschwankt haben, da eilte er nach Hause, ließ vorfahren und im vollen Laufe ging es den Pilgerinnen nach. Ungefähr nach drei Viertel Stunden holte er sie ein. Er stellte sich beim Zusammentreffen, als ob er zufällig zu ihnen käme. Die Mutter dankte ihm für seine Güte, doch sie, deren Dank ihn eigentlich glücklich gemacht hätte, blieb stumm, obschon die plötzlich aufsteigende Röthe, das gesenkte Köpfchen, und der verstohlene Blick deutlich zu sagen schien, daß ihr das Zusammentreffen lieb war. Nach kurzem Gespräche bot ihnen Eduard seinen Wagen und seine Begleitung bis in den nächsten Ort, der etwa dritthalb Stunden weit entlegen war, an. Hedwig erröthete, und die Mutter erklärte, sie könne sich nicht getrauen in einem so vornehmen Wagen zu fahren; sie wolle lieber, fügte sie mit einem forschenden Seitenblick auf ihre Tochter hinzu, die Reise zu Fuß fortsetzen. Da aber Eduard so herzlich seine Gabe bot, die Schwierigkeit des Fortkommens in den Berggegenden so lebendig schilderte und erinnerte, daß die übrige Strecke des Weges für Fußreisende noch immer bedeutend sei, so fügte sie sich endlich in seinen Willen. Der Rittmeister hob das Mütterchen in seinen Wagen, dann Hedwig, gab die Harfe in ihren Schooß, setzte sich an die Seite der kleinen Abenteuerin, und fort gings auf ebenem Wege dahin. — Man sprach wenig, doch der Zufall fügte es, daß sich die Hände des jungen Paares trafen, und gegenseitig so fest hielten, als ging es geraden Wegs zum Altar. Jetzt hatten sie den Ort erreicht, wo sie sich trennen sollten. Eduard

bat zwar, noch eine Stunde, ja nur drei Viertel Stunden sie begleiten zu dürfen, allein die Mutter erklärte mit Ruhe und Festigkeit, daß sie sich eines Mißbrauches seiner Güte anklagen müßte, wenn sie es zugäbe; sie mochte es freilich auch gesehen haben, wie die Tochter glühte, wie ihre Hand in der des schönen Begleiters lag und oft sichtbarlich gedrückt wurde. Als Eduard das Mädchen aus dem Wagen hob, bemerkte er ein leises Zittern seiner Hände, das Herz pochte fast hörbar, und plötzlich brannte Lippe an Lippe mit der heißesten Glut der ersten unschuldigen Liebe. Am St. Jacobstag versprachen die Pilgerinnen um die nämliche Zeit wieder am nämlichen Orte zu sein, und der Rittmeister bedingte sich im Voraus, sie wieder abholen zu dürfen. Nach einem warmen Händedruck schieden sie und der Rittmeister fuhr langsam nach J... zurück.

Kaum hob sich die Morgendämmerung über die Berge empor, von denen ein anhaltender Nordostwind den Regen verjagte, als der Teufelsadvocat, Baron Carpi, sogleich Alles in Bewegung setzte, und dieses glückliche Phänomen allgemein bekannt zu machen sich beeilte. Diesen Morgen hatte man schon zu lange erwartet, um ihn so ungenossen wieder vorbeistreichen zu lassen. Sogleich eilte Carpi zum Präsidenten von Gera, und schlug Lärm, daß Emeline vor seiner Heftigkeit anfangs wirklich erschreckte, und dann ganz ernst eine Minute lang schmollte. Die Friedensrichterin erhielt eine Eil-Staffete, die Gräfin Wollmar von dem Vorhaben zu benachrichtigen, und schon um ¾ auf 8 Uhr nahm die Gesellschaft im Morgensitze (eine der schönsten An-

lagen für die Badegäste) das Frühstück ein. Doch die Zahl der Gesellschaftsglieder war nicht voll. Dieses merkte Emeline von Gera am ersten; denn, so wenig Aufmerksamkeit der Rittmeister ihr sonst zeigte, so sehr schien sie eine Auszeichnung von seiner Seite zu wünschen. Doch, um sich nicht zu verrathen, schwieg sie. Ohne, daß Jemand sonst den Fehlenden bemerkte, machte die Gesellschaft einen kleinen Abstecher auf die andere Seite, und nach kurzer Wanderung begegneten sie den Rittmeister, der ganz langsam die Straße daher gefahren kam. Die Equipage wurde sogleich erkannt, von der Friedensrichterin ein Verhaftsbefehl ausgefertigt, der Arrestant mitten in den Kreis genommen, und die Zusammenberufung der großen und kleinen Juri auf den nächsten regnerischen Tag festgesetzt. Emeline meinte zwar, es sei der Ball für den nächsten regnerischen Tag bestimmt, und weil sich das Verhör so lange hinauszöge, müsse man dem Arrestanten die Verantwortung erlassen; doch Papa Seller wich kein Haarbreit vom Ausspruche ab; obwohl ihm seine schöne Freundin beim ersten Tanz mit einem Galopp drohte. —

Das Wetter blieb jetzt anhaltend schön; man benützte es auch mit frohem Gemüthe wie ein Geschenk des Himmels. Bald bestieg man Berge, wobei Papa Seller gewöhnlich hart mitgenommen wurde, bald fuhr man auf niedlich verzierten Schiffchen eine bedeutende Strecke stromabwärts, traf sich bald bei diesen, bald bei jenen ländlichen Vergnügungen und Belustigungen, so daß die Zeit dem fröhlichen Cirkel fast zu flüchtig erschien. Ein Mitglied jedoch

theilte die allgemeine Freude nicht, nämlich der Rittmeister; für ihn schlich die Zeit so langsam, so träge, daß er die Zeit von Ende Mai bis zum St. Jacobstage noch nie so entsetzlich lange gefunden hatte. Daß er das seltsame Mädchen liebe, konnte er sich selbst nicht mehr verbergen; wie heiß er es liebe, das hatte er zwar noch nicht berechnet, doch scheint es fast schon bei 70 bis 75 Grad R. gewesen zu sein. Was er eigentlich mit seiner abenteuerlichen Liebe wolle, wie lange er dieses Verhältniß fortführen werde, ob seine Liebe erwiedert werde; das Alles war nicht Gegenstand des Nachdenkens einer einzigen Minute für ihn: das letzte schienen ihm Hedwig's Augen, ihre Wangen verbürgt, und ihr wahrhaft nicht theilnahmsloser Abschiedskuß versiegelt zu haben, und das erstere, um das fragt die Liebe überhaupt nicht.

Die beiden Pilgerinnen, Mutter und Tochter, waren indessen schon auf der Rückreise. Die Mutter schien einen großen Theil, ja fast die ganzen Kümmernisse und Sorgen am langersehnten Ziele zurückgelassen zu haben, und zur größten Freude ihrer Tochter wurde sie heiterer und froher als gewöhnlich. „O lebe nur recht lange, liebe gute Mutter,“ sprach das Mädchen, „ich will doppelt arbeiten und verlange nichts, als daß ich dich noch lange sehen, für dich bethen — und ihn lieben darf,“ ergänzte es im Gedanken.

Der Mutter war Hedwig's Neigung zu dem unbekannten Wohlthäter nicht verborgen geblieben. Hedwig selbst verrieth sich durch die Wiederholung des kleinsten Umstandes, der das Gespräch auf ihn bringen konnte. Die Mutter billigte

es keineswegs. „Es bringt nur Thränen unbefriedigter Wünsche,“ sagte sie oft zu Hedwig, „oder — laß mich nicht aussprechen,“ fuhr sie fort, faßte sanft die Hand der Tochter, der eine Thräne nach der andern auf den wogenden Busen perlte und sagte bittend: „Kind, liebes Kind, laß' uns einen andern Weg zur Heimath einschlagen.“

Das Mädchen schluchzte laut, und bat seine Mutter so rührend, so innig, nur einmal noch ihn sehen zu dürfen, daß die Mutter nachgab und das Weitere der Leitung des Himmels überließ. — Weil der muntere Cirkel in J... die Witterung nicht für so beständig hielt, als sie es wirklich war, so machte man schon in schönen Tagen Anstalt zum Balle. Papa Seller plauderte oft stundenlang mit seinen beiden Nixen über den Anzug, wählte und verwarf, fand es wegen einer neuen Garderobe auf dem Lande etwas unbequem, und ärgerte sich sogar den beiden Mädchen zu liebe, daß das Wetter so lange schön bleibe und der Ball verschoben werden müsse. Da aber die Witterung immer halsstarrig schön blieb, so stifteten die Mädchen Papa Seller an, auf die Festsetzung eines bestimmten Tages zu dringen. Daß der alte Herr den beiden Mädchen gar nichts, somit auch dieses nicht abschlagen konnte, war eine, wiewohl verzeihliche Schwachheit. Er machte sich also daran, setzte den Vorschlag zuerst in gerundeten Knittelversen auf, brachte ihn zur Motion und Bill, und es wurde einstimmig berathen, daß der Ball am St. Jacobstag, als dem Vortage des Namensfestes der Gräfin Wollmar gehalten werden sollte. Nun zählte und rechnete die ganze Gesellschaft schon Tag für Tag

auf den Jacobstag, der auf diese Art natürlich eine besondere Auszeichnung erhielt. Daß aber Niemand mit mehr Sehnsucht und Ungeduld diesen Tag erwartete, als der Rittmeister, war begreiflich. Kaum begann er zu grauen, so stand Eduard schon angekleidet am Fenster und sah bald auf die Uhr bald auf die Straße, ob denn der bestellte Wagen noch immer nicht erscheine. Endlich, endlich — schnell war er die Treppen hinab, und obwohl er wußte, daß er das verabredete Ziel eher, als die beiden Pilgerinnen erreiche, so hieß er doch den Kutscher so schnell als möglich fahren.

Das Wiederfinden der Liebenden war herzlich und innig. Eduard schien wie aus einer langen, geträumten Gefangenschaft in das bezauberndste Tempe versetzt, und Hedwig mondenlang nur zu dem Geliebten gewallfahrtet zu haben. Sie sprachen wenig; doch fühlten sie ihre gegenseitige Liebe.

Als Eduard zurückkehrte, fand er die Gesellschaft gerade damit beschäftiget, die Paare für morgen Abends zusammenzugeben. Den Ausspruch überließ man den Losen. Jede Dame wählte sich ihren, freilich nur eintägigen Cicisbeo, deren Namen auf Zetteln geschrieben waren, selbst. Die Paare kamen folgendermaßen zusammen: die Gräfin Wollmar und Herr von Molten, Baron Carpi und Frau von Molten, der Präsident von Gera und die Baronesse Carpi, Graf Otto von Wollmar und die Präsidentin von Gera, Laura und Papa Seller, Emeline und

der Sohn des Baron Carpi, der vor einigen Tagen ankam und gleich nationalisirt wurde.

„Bin ich auf diese Art für morgen Witwer?“ fragte der Rittmeister scherzend.

„Ja, ja,“ sagte Papa Seller, „Sie hat das Glück nicht begünstigt.“ — „Vielleicht läßt sich's ändern,“ versetzte Eduard scherzend, „und wenn nicht, so muß man das Übel in Gottes Namen ertragen.“

Kaum hatte sich die Gesellschaft entfernt, führte der Rittmeister Laura, seine künftige Schwägerin, bei Seite, und nachdem er sich das heiligste Versprechen der Verschwiegenheit hatte geben lassen, ersuchte er sie um einen Anzug.

Laura wunderte sich über das Begehren und fragte, ob es im Ernste oder Scherz gemeint sei.

„Siehst du liebes Kind,“ sagte der Rittmeister und küßte ihr die zarte Hand, „du bist selbst ein wenig Schuld daran, daß ich morgen Witwer bin, und wirst mir als Entschädigung zu einer Dame verhelfen.“ Obwohl Laura davon nicht im mindesten etwas verstehen konnte, so gab sie ihm doch, um was er ersuchte, und in einer Stunde schlich er, den ganzen Anzug unter dem Mantel, zur Sonne, und gab ihn seiner Hedwig selbst, weil er Niemanden das Geheimniß ahnen lassen wollte.

Des andern Tages zu Mittag wurde schon die Toilette für den Abend bereitet. Eduard besuchte eine Dame nach der andern, und stellte sich untröstlich über die Beschwerlichkeit des Witwerstandes, den er, obwohl er manchen Kuß zur Entschädigung schon empfangen hatte, doch immer noch

für höchst langweilig ausgab. Gegen Abend ging er zu Hedwig, half so weit und so gut es anging, trotz aller Bitten von ihrer und ihrer Mutter Seite die Toilette für den Ball besorgen, und Schlag 8 Uhr stand er mit einer prächtigen Equipage bereit, die Geliebte abzuholen.

Die Unterhaltung war schon ziemlich lebendig, alles bunt und froh durcheinander, als sich die Thür öffnete und der Rittmeister triumphirend Hedwig in den Saal führte. Das Aufsehen und die Überraschung war allgemein, als er seine Dame als Gräfin von Lancaro den Anwesenden präsentirte. Hedwig getraute sich kaum die Augen zu öffnen. Diesen Glanz, diese Pracht hatte sie in ihrem Leben noch nie gesehen, das Mädchen kam sich wie verzaubert vor, und doch sagte ihm jeder leise Seitenblick auf Eduard, daß es nicht träume, sondern wache. Um so viel als möglich jede Verlegenheit für Hedwig zu beseitigen, gab er vor, daß die Gräfin Lancaro erst vor kurzem aus dem Kloster kam, wo sie erzogen worden war. Der Rittmeister wurde jetzt, wo er sich nur immer blicken ließ, mit unzähligen Fragen von Männern und Damen bestürmt, zu sagen, wo er diesen Engel geraubt, entführt habe. Die Männer fanden nur immer zu loben, der Eine das volle schöne Haar, ein Anderer das schöne Auge, ein dritter den schlanken Wuchs; ein vierter den vollen Busen, so zwar daß Eduard trunken und begeistert die Reize des geliebten Mädchens einsog.

Schlag 12 Uhr empfahl sich die Gräfin Lancaro und fuhr in Begleitung des Rittmeisters nach Hause. Nichts war

natürlicher, als daß man das Absteigquartier dieser Dame auszumitteln suchte, besonders da Eduard zu allem, worüber man ihn in dieser Hinsicht befragte, schwieg und lächelte. Um jede Entdeckung zu verhüten, nahm er den Anzug sogleich wieder mit sich, und kehrte in einer Stunde in den Tanzsaal zurück.

Das wunderbare Mädchen schien allein die Freude und das allgemeine Leben in der Gesellschaft verbreitet zu haben, denn so todt, so einförmig wurde es nach einer Entfernung, daß es gegen die vorige Lebendigkeit merklich abstach. Männer und Damen steckten gruppenweise die Köpfe zusammen, in denen das wunderbare Mädchen jetzt unerhört tollen Spuck trieb und als man durchaus nichts Näheres ausmitteln konnte, zerstreute man sich einzeln, bis man sich nach und nach ganz verlor.

In aller Frühe Morgens, d. h. früh für die Ballgäste, also um 8 Uhr stand der Sohn des Baron Carpi, den Hedwig besonders bezauberte, und der dem Wagen im Nachhausefahren gefolgt war, schon bei Herrn Maller „zur Sonne“ und erkundigte sich um die Gräfin Lancaro.

„Lancaro?“ fragte der Alte sich die Stirne reibend, „gestern erst angekommen? ich glaube nicht die Ehre zu haben, einen so vornehmen Gast zu bewirthen. He Martin! bringe das Register der gestern angekommenen Gäste.“ Der schnellfüßige Diener des schnellzüngigen Herrn Maller kam binnen einer Viertelsecunde mit dem Verzeichnisse und Maller begann: „Herr von Berra von M. Elias Lilienduft, Actionär von Genua, Herr Seluy von —“ hier riß ihm

der junge Carpi das Register ungeduldig aus der Hand. „Was brauch' ich denn die Herren," sagte er verdrießlich, „die Gräfin Lancaro suche ich." Er überflog nun das Register mit einem Blicke, und als er den gesuchten Namen nicht fand, mit zwei Blicken, dann mit drei und zuletzt buchstabirte er eine ganze Viertelstunde alle Namen durch, und fand weder die Gräfin Lancaro noch irgend einen Namen, der damit eine Ähnlichkeit gehabt hätte.

Indeß hatte die vermeinte Gräfin Lancaro mit ihrer Mutter in Begleitung des Rittmeisters schon eine ganze Stunde Weges von J... zurückgelegt. Wie selig Eduard an der Seite seiner Geliebten war, wie überaus glücklich Hedwig an seiner, läßt sich nur von jenen nachempfinden, die den rosenumkränzten Liebesbecher schon gekostet haben. Als es zum Scheiden kam, warf sich Hedwig weinend an die Brust Eduard's und rief mit schmerzerstickter Stimme: „Eduard, ich sehe dich nie wieder, vergiß des armen Mädchens, ich werde —" hier konnte sie vor Thränen nicht mehr weiter sprechen.

Eduard überströmte sie mit heißen Küssen der Liebe, preßte sie innig an seine Brust, als wollte ihm Jemand den Gegenstand seiner Liebe entreißen und rief begeistert: „So wahr ich dich liebe, ich lasse nicht von dir."

Nach einem langen stummen und doch so beredten Kusse schieden sie. Eduard versprach, noch vor dem Spätherbste sie in der Heimath zu besuchen, und fuhr, so schnell als er konnte, nach J... zurück. Wie leer, wie traurig kam ihm die Gegend vor, die vor Kurzem noch so schön war. Die

Gebirgs-, Thal- und Wasserpartien, alles hatte seinen Reiz verloren oder vielmehr er hatte kein Auge für sie, und noch dazu der Aufenthalt, in einer Gesellschaft, deren Glieder seit dem letzten Ballabenteuer gegen den Rittmeister sehr gespannt thaten und ihm nicht undeutlich merken ließen, was man am Ende von seiner Gräfin Lancaro zu halten gesonnen sei. Um so willkommener war es ihm, als ihn ein Schreiben seines Onkels, des Obristen Saldorf, zum Regimente rief, weil man politischer Vorgänge wegen die Armee zu ergänzen für gut fand, wo dann ein Avancement leicht möglich war. Wie froh war er, als er aus dem Kesselthale und den himmelhohen Bergen wieder heraus kam, und sich somit manche Verlegenheit ersparte. Kaum traf er beim Regimente ein, wurde er Major, und als sein Onkel als General zu einem andern Regimente kam, erhielt er seine Stelle. — Mit Ende August zerstreuten sich auch nach und nach die Badegäste, nachdem man sich versprochen hatte, daß die Sitzungen nicht aufgehoben, sondern nur bis künftigen Mai aufgeschoben seien.

Die Natur fing schon an sich zum Schlummer anzuschicken. Die Weinlese, das letzte und heiterste Geschäft des Winzers, war vorüber, das Laub schon gelb und theils abgefallen, theils noch auf den Zweigen ein Spiel der Luft, und die Morgen- und Abendnebel gaben den Herbst zu erkennen. Der Rittmeister (er war zwar schon Obrister; aber als solcher von der Gesellschaft noch nicht bestätigt, galt er im vertrauten Cirkel noch immer nur als Rittmeister), der diesen Vorboten des Winters immer für einen Vorboten des

Grabes hielt, nannte ihn jetzt den Vorboten der Hoffnung, Liebe und Seligkeit. Von diesem Gefühle beherrscht trat er seine Wanderung zur Geliebten an. Nach vierthalb Tagen erreichte er das Ziel seiner Wanderung. Mit hochklopfendem Herzen fuhr er dem Orte ihres Aufenthaltes zu, langsam, sehr langsam, um ja recht lange im Vorgefühle der Wonne schwelgen zu können. Als er ankam, erkundigte er sich sogleich um die Mutter Hedwig's. Anfangs wollte man gar nichts wissen, endlich erfuhr er nach genauer Untersuchung, daß die Mutter vor anderthalb Monaten gestorben sei, und daß ein ältlicher Herr in einem sehr schönen Wagen ihre Tochter Hedwig am dritten Tage nach dem Begräbnisse der Mutter abgeholt habe. Wer der Herr war, wohin Hedwig gebracht wurde, ob und wann sie wieder zurückkäme, dieß wußte kein Mensch zu sagen.

Den Gemüthszustand des Rittmeisters bei dieser Nachricht zu schildern, ist unmöglich. Anfangs wie vom Donner betäubt, dachte er nichts. Secundenlange stierte er gedankenlos vor sich hin; die verschiedenartigsten Gedanken tauchten in ihm auf — wie, wenn sie eine Betrügerin — eine Dirne gewesen, die nur auf kurze Zeit ihr Spiel mit ihm treiben wollte. Licht, Licht muß ich haben, schrie er heftig, und stürzte trostlos in den Wagen zurück. Düster und einsylbig, trostlos machte er jetzt die Reise zurück, die er so hoffnungsvoll, ja selig angetreten hatte.

Als er in der Residenz ankam, ging er sogleich zu seiner Mutter, mit dem festen Vorsatze, sich zu entdecken, und sie zu beschwören, ihm zur Ermittlung des Aufenthaltes Hed-

wig's behilflich zu sein. Doch das Gespräch wollte keine schickliche Wendung nehmen, eine solche Entdeckung herbeizuführen; der Abstand zwischen einem Grafen und einem armen elternlosen Mädchen erschien ihm besonders jetzt vor seiner Mutter so groß, daß er um Alles in der Welt sich nicht entdecken konnte. Jetzt begann eine Zeit für ihn, wo tiefe Schwermuth sich seiner bemächtigte, die weder Zerstreuung noch Trost mildern konnten.

Wenden wir uns nun zu Hedwig.

Kaum war sie und ihre Mutter von der frommen Pilgerfahrt in der Heimath angekommen, begann letztere mehr und mehr zu kränkeln, und ihre Gesundheit nahm rasch ab. Hedwig wich fast keine Minute vom Lager der kranken Mutter, und glaubte, ihre Pflege und ihr Gebet müsse die Theure noch vom Tode erretten. Als nun die Mutter ihr Ende herannahen fühlte, ließ sie sich aufrichten und übertrug ihrer Tochter den letzten Willen. »Ich fühle,« begann sie, »daß die Zeit meines Lebens bald um sein wird, und deshalb darf ich nicht mehr verschweigen, was ich dir zu offenbaren schuldig bin. Einmal noch wollte ich an geheiligter Schwelle flehen, und dann sterben; ich hab' es gethan.« Hier hielt sie eine Zeit lang inne. Hedwig schluchzte heftig und ihre Thränen netzten die Hand der unglücklichen Mutter. — »Dieses enthält das einzige Andenken an ihn,« fuhr diese fort, und übergab ihrer Tochter ein kleines Packet; »es ist sein Bild und ein Ring; er soll sie noch vor meinem Tode zurück haben.« Hierauf segnete sie ihre Tochter, trug ihr die schleunige Bestellung des Packets auf,

und sank dann erschöpft zurück. Nach drei Tagen weinte Hedwig an der Leiche ihrer Mutter. Eben lag sie noch trostlos auf den Knien und küßte die kalte Hand der Mutter, als von dem Geistlichen des Kirchspieles geführt ein Mann in das Zimmer trat. Seine Gestalt war groß, sein Gesicht blaß, sein schwarzes Auge glänzte, obwohl ein Zug im Gesichte auf eine gewisse Abspannung zu deuten schien. „Ist dieses deine Mutter, Kind?“ sprach er mit bewegter Stimme. „Sie ist es,“ schluchzte Hedwig. Der Fürst, denn dieser war es, winkte dem Geistlichen sich zu entfernen, breitete seine Arme gegen Hedwig aus, und rief erschüttert: „Mädchen, komm an die Brust deines Vaters,“ und er kniete hierauf mit ihr zur Leiche und schwor der Verstorbenen, der zurückgelassenen Waise Vaterpflicht zu üben. Die Leiche wurde bestattet, und Hedwig fuhr mit ihrem Vater in die Residenz, wo er sie als seine Tochter förmlich anerkannte.

Indessen kam der Winter und leisen Schrittes auch der Frühling wieder heran. Kaum konnte man den Mai erwarten, als man sich sogleich wieder aufmachte, und die Reise ins Bad nach dem geliebten J... antrat. Die vorigjährige Gesellschaft fand sich auch wirklich so ziemlich beisammen, nur etwas verschieden gepaart. Die Baronesse Laura war indeß Gräfin von Wollmar geworden und Fräulein Emeline von Gera kam als die Gemahlin des jungen Baron Carpi, Eduard der Rittmeister traf am spätesten ein. Hier war die Wiege seiner Liebe, hier wollte er sie auch begraben und dann — was er dann thun wollte, das wußte

er nicht. Als er ankam, hatte seine neue Schwägerin schon alles so angefüllt, und das ganze Quartier vertheilt, daß der Rittmeister schwer unterzubringen war. Eduard suchte unterdessen bei der Sonne unterzukommen und bezog das Zimmer Nr. 35; es war ja eine Erinnerung an sie. Da mochten kaum drei Tage verflossen sein, als Herr Maller mit vielen Kratzfüßen in das Zimmer trat, und nach tausend Entschuldigungen dem Herrn Grafen ein anderes Zimmer anbot, weil eine, vor kurzem angekommene Dame das Zimmer Nr. 35 zu mehreren andern zu beziehen wünschte. Der Graf erklärte, er wolle sich mit der Dame verständigen, und ließ sich bei derselben melden. Ein prächtig gekleideter Bedienter öffnete ihm die Thür und bat einzutreten. Eine Secunde lang sah er die Dame, und sie ihn betroffen, bestürzt an, dann fielen sie sich mit dem Ausrufe: Hedwig! Eduard! in die Arme.

Die Liebenden verständigten zuerst sich, dann die Eltern. In kurzer Zeit brachte Papa Seller eine Heirathsbill mit der Bestätigung des Avancements in Vorschlag, die natürlich einstimmig durchging. Somit war dieses das dritte neue Paar. Die Anwesenden gelobten sich, alle Sommer nach J... zu wallfahrten, und erfüllten ihr Gelübde bis 1844.

Gedichte

von

Ritter v. Levitschnigg.

1.

Es mußte sein!

Es mußte sein! Wir hatten nichts gemeinsam,
Du warst kein Epheu, ich kein morscher Thurm;
Mich trieb es rastlos fort, du weintest einsam —
Du warst die Rose und ich war der Sturm!

Wir schieden leicht, wenn auch dein Mund verblaßte —
Du warst kein Adler, ich kein Alpensitz,
Du schirmtest Wandersleute, die ich haßte —
Du warst die Palme und ich war der Blitz!

Es mußte sein! Wir flohen ohne Klage.
Dir ward behaglich, als ich Räthsel schied;
Du liebst Geschichte, ich die dunkle Sage —
Du warst das Leben und ich war das Lied!

Wir fühlten, wenn auch schweigsam, was uns fehle,
Trug war dein Frohsinn, Lüge war mein Schmerz;
Du frugst nach Gold, ich frug nach deiner Seele —
Du warst ein Mäkler und ich war ein Herz!

So träum' ich Nachts, doch ach! bei'm Licht der Sonne
Scheint dieser Traum mir sündenhafter Spott,
Wie blinde Heiden lästern die Madonne —
Du warst ein Himmel und ich war kein Gott!

2.

Warum?

Bergan zu Tannenzweigen
Treibt Epheu sein Geflecht.
Warum? das ist so eigen
Dem zitternden Geschlecht.

Sie wissen nicht weswegen —
Bei'm ersten Liebesschwur
Nicht viel zu denken pflegen
Ist weibliche Natur!

Da naht die Wolke drohend,
Wild flammt ihr Wetterstrahl
Und stürzt die Tannen lohend
Zu Blumen tief im Thal.

Das sind die treuen Kleinen,
Die bang am Sterbetag
Bekränzen unter Weinen
Des Vaters Sarkophag.

Doch oben Schmachgeschichte! —
Das Epheu wand sich um
Die nächste beste Fichte,
Und wußte nicht — warum?

Deutsche Oper.

Von

Bauernfeld.

„Man spricht mir stets von deutscher Oper,
Aber ich höre nichts davon.“
„„Sie ist bis dato noch nicht fertig,
Sie liegt in der Zukunft der deutschen Nation.““

„Ei wenn sie noch nicht fertig worden,
Was schwatzen sie denn immer davon?“
„„Es scheint, Sie versteh'n das nicht, mein Bester;
Sie schwatzen sich eben zur Nation.““

„Ja, im Schwatzen waren sie niemals faul,
Nur scheint das Mittel mir hier nicht proper;
Denn blos mit einem großen Maul
Macht man noch keine große Oper.“

Brauer-Lied.

Von

F. Fitzinger.

Wie die Reben von dem Wein,
Ranket sich der Hopfen,
Gibt er auch aus sich allein
Nicht den gold'nen Tropfen.

Doch im Lande, wo kein Wein,
Hopfen ist der Erste!
Männerlabsal, im Verein
Mit der gold'nen Gerste.

Preis dem braunen Gerstensaft!
Wein, der macht nur mager,
Bier, das gibt die rechte Kraft,
Ist vom rechten Lager!

Seht doch nur den Baiern an,
Die Gesundheitsfülle;
Jeder Mann ein ganzer Mann,
Ohne Hilf' und Hülle. —

Lasse man am deutschen Rhein
Hoch die Reben leben,
An der Isar ist man fein
Deutschem Bier ergeben.

An der Elbe läßt man sich
Wohl vom Weine träumen,
Hält sich aber eigentlich
An der Biere Schäumen. —

Donau, du gewalt'ger Fluß,
Deutschem Land entsprungen,
Deinem Bier auch sei der Gruß,
Wie dem Wein gesungen!

Hoch d'rum, wer das Bier erfand!
Gerst — und Hopfen Heirat,
Östreich, Sachsen, Baierland!
Hoch der Biere Heimat!

In heiterer Runde.

Von

Otto Prechtler.

Des Frohsinns gold'ner Flügel rauscht
Ob unserm Kreise hin.
Und wie man Blick um Blicke tauscht —
Und nach des Freundes Worte lauscht —
Verkündet's heitern Sinn.

Die frohe Stunde will ihr Recht,
Der Augenblick — die Frucht:
Ob Lust und Schmerz auch im Gefecht,
Es macht der Geist den Schmerz zum Knecht,
Und schlägt ihn in die Flucht.

Und ob auf einen Augenblick
Zurück die Seele schwärmt,

Ob sie den feur'gen Jugendblick
Hinheftet an der Zukunft Glück
Und nutzlos drob sich härmt: —

Den Sieg behält die Gegenwart,
Sie reicht uns still die Hand —
Vergang'nes Weh verhält sie zart
Und was die Zukunft aufbewahrt
Verlöscht sie an der Wand.

Doch mit dem Finger, flammenklar,
Hinschreibt die Fantasie,
Ich zeig' euch doch, was wird, was war,
Ich bin das Schwert am seid'nen Haar,
Nein, mich umgeht ihr nie!

Ich zwing' euch doch, es anzuschau'n
Der Zukunft Nebelbild,
Ob euch erfaßt Medusengrau'n,
Ob selig eure Augen thau'n:
Ich herrsche — mild und wild.

Du mit den Augen kummertrüb
Weinst um der Zukunft Kranz,
Dich hat geheim der Himmel lieb,
Was Hoffnung in das Herz dir schrieb,
Erfüllt sie spät — doch ganz!

Und du, der nie den Schmerz gekannt,
Deß Auge nie geweint,
Bald ist die Flamme ausgebrannt,
Die Lust von deinem Herd verbannt,
Du hättest's nie gemeint.

Du Künstlerherz voll wilder Hast,
Das nie sich selbst genügt,
Du hast das Rechte schon erfaßt,
Dich ruft der wahre Ruhm zu Gast,
Der die Gesinnung wiegt.

Und du, den liebsten Freund im Arm,
Sei seines Handschlag's froh,
Sein Herz für dich so jugendwarm
Ist bald für dich an Liebe arm,
Und seine Treue — wo? —

Auch du — der auf der Liebe Glück
Sein Alles schwindelnd setzt,
Ein Bettler kehrst du bald zurück,
Dein Glaube stirbt an Einem Blick,
Unsterblich dir noch jetzt.

Fata Morgana webt der Geist
Um jedes, jedes Haupt,

Der Blick der Seele flieht sie meist,
Der inhaltschwere Nebel reißt,
Eh' du daran geglaubt.

In jeder Seele spiegelt sich
Die Zukunft einmal ab!
Du siehst die Schrift, doch schaudert's dich,
Zu lesen dünkt dich fürchterlich,
Als hieß es: bau dein Grab! —

Drum weg der Zukunft fremden Wein,
Credenzt von Geisterhand,
Die Gegenwart soll unser sein,
Es trifft das Glück — ob kurz — ob Schein, —
Das Herz — nicht den Verstand. —

Hul.

Antediluvianische Skizze.

Von

J. J. Hannusch.

1.

Das reinste Blau wölbt sich über die schöne Landschaft. Riesenhaft erscheinen Pflanzen und Bäume; gewaltig — die Thiere; von kraftvollen Umrissen, beseelt vom Hauche des Allmächtigen, die edlen Gestalten der, nach dem Gleichniß Gottes erschaffenen Menschen. Lebendig rauschet und woget ein frischer Athem durch das Land.

Das Auge ruht mit Wohlgefallen auf der vom Gebüsch durchzogenen Trift. Mitten durch sie hin — die Hochstraße! Rechts und links blinken silberne Bächlein, an denen das Hornvieh lagert, die weißen Lämmer weiden. Im Hintergrunde lehnt sich ein junger Hain an die saftgrünen Berge, bedeckt mit freundlichen Dörfern und Landhäusern. Kriegswarten leuchten auf den Gipfeln.

Dort, auf dem Hügel liegt ein Jüngling, das Bild des Überganges vom Knaben zum kraftvollen Manne! Die gebräunte Wange, die rosige Lippe; das große, hellblaue Auge; das blonde Haar, in langen Ringellocken von den Schläfen herabfallend, und Brust und Schultern des Heldenleibes umspielend: Alles deutet auf Kraft und Anmuth. Dieser markige Arm mag Felsenstücke schleudern. Die Ferse wurzelt sicher im Boden.

Plötzlich springt er auf. Auf den Stab gestützt, vorgebeugt, scheint er zu horchen. Jetzt erhebt er das Haupt.

Dort kommt es die Straße herauf, näher und näher. — Hellglänzende Reiter sind's! Langsam und majestätisch stampfen mächtige weiße Rosse heran. Glänzende Ritter schimmern und funkeln im hellen Waffenschmuck. Das Klirren und Rasseln ihrer Panzer und Wehrgehänge traf sein Ohr. Mitten im Zuge — schöne Frauen! in Scharlach und Gold gekleidet. Schleier umflattern ihr Haupt.

Die Königin ist's! die nach Adama reitet, der hohen Burg. — Dort, hinter dem Berge, liegt die gewaltige Stadt, mit ihren tausend strahlenden Thürmen und Giebeln!

Wie blickt die herrliche Jungfrau mild und freundlich, der Morgensonne gleich!

Wie schön sind die „Töchter der Menschen!" — Weßhalb sollen „die Kinder Gottes" nicht Gefallen an ihnen finden?

Dieß denkend: so bricht aus der Heerde der mächtige Bulle! Brüllend bohrt er den Boden mit den gewaltigen Hörnern, schleudert Sand in die Luft, und — fährt hinan, mitten in den glänzenden Zug.

Scheu springt das schneeweiße Rößlein der Jungfrau zur Seite.

Aber H u l, der Jüngling (stammend aus dem Geschlecht, »davon kommen die Gewaltigen auf der Erde«) — mit zwei raschen Sprüngen ist er am grimmigen Stier. Machtvoll faßt er, mit nerviger Faust, die weitgebreiteten Hörner; reißt, mit einem Ruck, nieder das furchtbare Riesenthier, daß es, dumpfbrüllend, die hauenden Hufe dem Himmel zukehrt, im Staub' sich wälzend. — Auf rafft sich's, und rasch, in kurzen Sätzen, enteilt es dem Schauplatz seiner Niederlage.

Dankbare Blicke sind dem Jüngling zugewendet, der, das Hirschfell um die Lenden, in männlicher Schöne der Glieder, vor ihnen steht.

Und die Königin winkt den schönen Knaben heran, und reicht ihm ein funkelnd' Geschmeide, das ihren Nacken schmückte, und ladet mit süßer Stimme, mit bezauberndem Liebreiz, ihn auf die hohe Burg: »weiteren Dankes gewiß zu sein.« Aber die Blicke des Knaben fesselt der holden Jungfrau rührende Gestalt! Seinen Blicken erscheint sie ein Bote des Herrn.

Abschied winkend, das schöne Haupt ihm zuwiegend, scheiden die Frauen. Fürder reitet der glänzende Zug.

H u l steht wortlos, unbeweglich. Sein Auge folgt den Reitern. Sein Herz nahm dahin die schöne Königsmaid.

Noch immer steht er, und starret hinaus in die Ferne. Und doch hat die Waldecke schon längst den ganzen Zug seinem Aug' entzogen.

2.

Eine herrliche Mondnacht war's: — Schlaflos lag Hul, Elias Sohn, auf dem Lager.

Als die Sonne heraufstieg in ihrer Pracht, ging er, seine geliebte Schwester aufzusuchen, Japhet's Weib.

Das Gehöfte umgab rings eine breite, schattige Vorlaube von rankendem Epheu. Zwischendurch flochten sich rothe und weiße Rosen. Die Bläue des heiteren Morgenhimmels sah durch die raschelnden Blätter hinein in die Laube. Darin saß Naëma, im schneeweißen Kleide, beglänzt vom Rosenlicht der aufgehenden Sonne; mit den langen, blonden Locken, und dem milden Blick des unschuldigen Auges; umspielt von dem Paradieseszauber des Farbenschmelzes von Rose, Azur, Gold und Hoffnungsgrün! wie ein Engelsbild. — Fromm die zarten, kleinen Händchen faltend, knieten dankend, und bittend „zum Vater der Menschen," vor der Mutter zwei holde Kinder: ein Knabe, ein liebliches Töchterchen.

Und Hul trat zur Schwester, und küßte sie auf die Stirne, und sprach die Worte:

„Lebe wohl, theure Schwester. Ich ziehe nach Adama, der gold'nen Königsburg, mir meinen Lohn zu holen."

Und Naëma war sehr betrübt in ihrem Herzen, und eine Thräne hing an der Wimper ihres schönen Auges; denn sie ward seines festen Entschlusses inne, das Heldenabenteuer zu bestehen. Lust überkam ihn, „sich einen Namen

zu machen auf der Erde,« daß er nicht ferner bliebe »der ungenannte Hirt des Feldes.« Er wollte seine Kraft gebrauchen, um zu den »berühmten Leuten« gezählt zu werden. Und Naëma schlang einen breiten Purpurgürtel um seine Hüfte, gewoben von ihrer Hand, und bat ihn dabei: »zu gedenken, daß er von den Kindern Gottes stamme; und sich nicht bethören lasse durch »die Gewaltigen der Erde.«

Und Naëma sah ihren Bruder scheiden, und sie weinte ihm nach, aus ganzem Herzen der Schwestertreue und Schwesterliebe. Hul aber ging dahin in erzener Kraft seiner Fersen, und nahm den Hirtenstab, und legte ihn nieder zu den Füßen des Patriarchen, und begehrte ehrfürchtig: »zu scheiden aus seinem Hause.«

Der Altvater hieß den Sohn seines Stammes »erwägen, was er vorhabe.« Als er aber sein Beharren ansah: da segnete er den wackeren Knaben, den Bruder des Weibes Japhet's, seines Sohnes, und sprach zu ihm:

»Das Haus steht fertig, das der Herr befohlen hat zu bauen, seinem Knechte für die Zeit, da seine Hand alle Brunnen wird aufbrechen der großen Tiefe, weil Er hinwegtilgen will, was unter dem Himmel sich reget. Kommen wird der Tag, da gefüllt ist die Schale des Zorns, und ausgegossen wird über die Erde der Trank der Bitterkeit. Geh' und dein Engel begleite dich!«

Hul neigte das Haupt vor dem alten Mann, und ging freudig von dannen, nach Adama, der hohen Königsburg; mit leichtem Herzen, voll knabenhafter Zuversicht. An seiner Seite klirrte das funkelnde Heldenschwert seines

mannhaften Vaters. In seinem Gürtel stack ein schöngeformter Dolch. Um den Nacken blitzte das Geschmeide der Königin.

3.

Rasch und kriegerisch war der Schritt des Jünglings. Nichts verrieth den Hirtenknaben. Noch einmal wendet er das Haupt. — Da stand er noch, der fromme Altvater, die Hände ausbreitend, im stillen Gebete, dem Forteilenden nach. Hul winkte den Scheidegruß. Es war der letzte.

Dorf, Wald und Flur, Wiesen und Auen — kamen und schwanden. — Die Straße ward belebt. In Staubwolken gehüllt, kreuzten sich die Hochwege. Er näherte sich der Stadt.

Dort lag sie, mit ihren tausend Kuppeln, die Herrliche! Wie sie prangte, funkelnd im hellen Glanz der Abendsonne!

Ein buntes Gewühl von Reitern und Wagen. Fußgänger; Landleute und erzgepanzerte Männer; verschleierte Frauen, in offenen, goldenen, farbigen Sänften, auf köstlich gezäumten Maulthieren: in den Vorwerken, an den Thoren der Stadt. — Dort — der Hafen des machtvollen Stromes, der seine Wogen, weitaus, durch das gesegnete Land hinrollt! Segel und Wimpel flattern, bewegt vom Winde, der vom Gebirge herabweht.

Dumpfes Brausen berührt sein Ohr. Drüben, am Horizont, wogte und wölbte sich's, hob sich und senkte sich, auf und nieder, hinüber und herüber; rollt und stürzt —

ewiggeschaukelte, wandelnde Hügel! weißbesäumt, spiegelglatt, dunkel und leuchtend itzt: es ist das Meer!

Da erhebt sich vor seinem staunenden Auge ein mächtiges Standbild. — Auf zwei gewaltigen Granitblöcken steigt es von Kupfer getrieben, an Thurmeshöhe reichend, auf. Ein Menschenleib von colossalen Verhältnissen! Zwischen den ausgespreiteten Füßen liegt der Wasserspiegel des Hafens mit seinen Fahrzeugen. Die hoch zum Himmel gehobene Rechte hält, fast die Wolken berührend, eine Riesenschale. Zu welchem Zwecke? kann er nicht errathen.

Hul steht. Staunend begafft er den Coloß; staunend die Wunder, die ihn umgeben. Schon beginnt es zu dämmern. — Da tritt, ein faltenreich Gewand, glänzend-weiß, über die Schulter, ein hoher Mann auf ihn zu. Lauernd, durchdringend — sein Blick. — Schwarze Locken fallen auf seine Schultern. Sein Mund lächelt.

„Du bist ein Fremdling in Adama?“

„So ist es.“

„Dein Stamm?“

„Aus Lamech's Geschlecht. Der Mann Noah ist meiner Schwester Schwieger.“

„Ah, der Schwärmer?“

„Was nennst du so?“

„Sein Faseln von dem „Alten der Tage!“

„Wie? — Scherze nicht!“

„Hättest du das Wort der Weisen von Adama vernommen, statt der gutgemeinten Faseleien des Mannes Noah:

so würdest du nicht mißverstehen. — Der Mann Noah ist ein guter, alter Träumer.«

»Faß' ich den Sinn deiner Worte recht: so bist du kein Verehrer des wahren Gottes? — Was bist du denn?«

»Was ist wahr?«

»Was ich fühle!«

»Fühlst du Gott?«

»Welche Frage! Fühlst du denn nicht, daß Er in dir lebt und denkt?«

»Herrlich! das ist ja auch unser Glaube. Du und ich, wir alle — sind Gott, Gott oder Götter! Gleichviel.«

Schauer durchrieselten Hul's Glieder. Entsetzt betrachtete er den Frevler. Er warf das Auge auf das Riesenbild.

»Ist dieß Adama's Götterbild?«

Die Sage knüpft Adama's Gründung an den Stammvater der Menschen. Zum Schmuck der Stadt steht sein Bildniß, ein Werk der Kunst, an Adama's Eingang.

»Und warum« — wollte Hul so eben fragen. Da loderte hoch aus der Riesenschale eine flammende Feueresse empor, und warf, weithin über Strom und Stadt, das rothe flackernde Licht; eine Richt- und Feuersäule für nahende Schiffe in dunkler Nacht.

Und als Hul das Auge wegwandte von dem neuen Schauspiel: strahlten seinem Blick entgegen die leuchtenden Sterne. Und er hob den Arm auf, und deutete auf die »ewigen Gestirne.

»Adamite! Wer aber warf diese glänzenden Lichtpuncte in die Unermeßlichkeit des Weltenraumes? — Wer

bildete dieß Auge, sie zu schauen? und gab uns den Verstand, sie zu nennen und ihre Bahn zu messen?«

»Aller — Mutter ist die Natur. Die Gestirne bewegt sie. Ihre Kraft lebt im Thiere, wie in Pflanze und Stein. Sie ist wirksam überall.«

»Wer ist deine Natur? — Was — meine Seele, die — lebt und denkt, und fühlt, urtheilt und empfindet?«

»Ausfluß ihrer Kraft! ein Theil der Weltseele. Mensch, Thier und Pflanze sind davon Atome. So geht die Gottheit im Menschen auf, und er selbst wird zum Gotte. Einen andern Gott gibt es nicht!«

»Also betet Ihr euch selbst an? — Kann ich dieß Ding denken, das — ein ewig zersplittertes Ganze — Geist und Körper, sichtbar im Gesetz, undenkbar als Gesetzgeber: Alles und Nichts zugleich ist? — Muß ich nicht eine thätige, verständige Ursache zu Allem suchen, was ist? — Woher denn dieß Gesetz, das der Sonne gebietet: ihren unwandelbaren Gang zu gehen, im Frühling und Herbst, zur Sommer- oder Winterszeit, bei Tag oder zu Nacht? — Was hält die Sterne dort droben im Raum, daß sie dahinschweben über unser'm Haupte, und nie verwirren ihren Lauf? — Wer läßt die Wolken treiben, und führen ein wogendes Meer — mitten durch die Lüfte hin? — Ich sollte das Gesetz annehmen und den Gesetzgeber läugnen? Ich — wäre nicht mehr, als Pflanze und Thier? nicht um Vieles mehr, als diese Erde? ja, als die Sonne selbst in ihrem Sternenhaus? — Deine Naturkraft vermag doch keinem Steine Leben einzublasen! sie kann keinem Vogel gebieten,

sich in eine Eidechse zu verwandeln! — Warum kann sie das nicht, da sie doch so viel vermag? — Weil auch sie — dem Gesetz unterworfen ist! weil sie — Verständiges wollen muß. Verstand und Weisheit wohnten also in einem Unding? — Nein! nein! deine Weisheit scheint mir Thorheit, oder du prüfest wohl den Fremdling nur: ob er deiner Theilnahme werth ist?«

Der weise Adamite öffnete den Mund und — schloß ihn wieder. Dann, schlau abbrechend, streckte er Hul, wie zum Abschied, die Hand entgegen und sprach:

»Verweilest du in dieser Stadt; verlangt es dich, meine wahre Meinung über diese Dinge zu wissen: so frage in der Jubalsstraße, in dem Hause der Heiligthümer, nach Heber, dem Lehrer. Du sollst mir willkommen sein.«

4.

Da lagen die colossalen Stadtmauern! Riesenhände schienen diese Blöcke auf einander gewälzt zu haben. Im hochgeschwungenen Bogen sich aufbauend, von herrlichen Säulenhallen umgeben, öffnete ein ungeheures Thor einen prachtvollen Einblick in das Innere der Stadt. Hohe Tempel; mächtige Marmorpalläste; zierliche Säulengänge; himmelansteigende Obelisken; Steinbilder von ungewöhnlichen Dimensionen (Helden und Könige! Thierleiber, unverhüllte Frauengestalten, phantastische Ungeheuer!), prächtige Triumphbögen; breite, von einem Lichtmeer übergossene Straßen, voll der herrlichsten Architectur der Gebäude; ge-

räumige Plätze, vom schönsten Ebenmaß; überall buntes, lärmendes Gewühl der Volksmenge! dieß und noch mehr — wirkt bezaubernd auf den Jüngling.

Aus dem Innern eines Gebäudes erscholl laute, kriegerische Musik. Er gedachte der Väter seines Stammes, und daß Jubal, Lamech's Sohn, von Ada, seinem Weibe, es war, von dem die Geiger und Pfeifer ihren Ursprung nahmen; so wie er selbst von Jabal, dem Bruder Jubal, — stamme, „von dem hergekommen sind, die in Hütten wohneten und Vieh zogen.“

Und er trat in das Haus. — Eine ungeheure Rotunda that sich auf, von tausend Lichtern erhellt! — Den Raum umschlossen rundumlaufende, zierlich übereinander gebaute Säulengänge, alle voll bunten Volkes! Kopf an Kopf, Männer, Weiber, Jünglinge und Jungfrauen, alle in köstlichen Kleidern. Als er eintrat, klatschte das Volk in die Hände. Man erhob sich von den Sitzen. Alle Blicke wandten sich einer Stelle zu.

Dort — saß sie! die Königin, im Purpurgewand, das funkelnde Diadem um die schöne Stirne; und ihr zur Seite die Huldgestalt, die königliche Maid!

Da öffnete sich die Schaubühne. Ein Vorhang rauschte empor. Man sah Männer, im herrlichen Waffenschmuck, glitzernd und schimmernd. — Die Musik schwieg. — Sie sprachen — wohlklingende Worte. Drei edle Ritter waren zu ihnen getreten. — Da erschien ein liebliches Frauenbild. Es ging Hul recht zu Herzen, indem sie sprach. So wohllautend war ihre Stimme, so hold und zart ihre Geberde,

daß seine Seele davon erbebte! — Nun erschien sie in anderer Umgebung. Sie wandelte in prachtvollen Gemächern. Aber der Mann, dem sie zu Eigen schien, war ein rauher Fechter. Der zog aus. Das schöne Weib blieb heim, in der Burg. Und er gab ihr einen goldenen Schlüssel, und that gar heimlich mit ihr. Da bliesen die Hörner lustig, und hinaus ging's — in den Krieg oder zum Waidwerk! D'runten im Burghof scharrten die Rosse! — Jetzt kam ein alter Graubart. Der that scheu und furchtsam. Aber die Frau schien munter und guter Dinge. Da ging sie mit zögernden Schritten hinaus, und die Bühne ward zum goldenen Saal, mit einer herrlichen Pforte. Dazu brachte das Weib den Schlüssel. Sein Sinn stand nach der Pforte. — Zuletzt, nach langem Zögern, öffnete es! — Es eilte hinein. — Ein gräßlicher Schrei! — herausstürzend — sinkt es in die Knie, und die Pfeifen und Saiten-Instrumente erklingen zugleich, wie im wilden Aufschrei und Wehklage, und begleiten die Worte, die es — in kurzen Zwischensätzen — aus schwerathmender, von wildem Entsetzen bewegter Brust vernehmen ließ. — Mit aufgelöstem Haar, bleich — liegt es, und krümmt sich in furchtbarer Todesangst, die Arme emporschleudernd zum Himmel, um Hilfe und Rettung! — denn, die Thüre — war nicht mehr zu schließen, und der Schlüssel — nicht vom Schlosse zu entfernen! — Da kam der alte Mann, scheu und erschreckt; er zögert zu sprechen; — das junge Weib beschwört ihn; — endlich verspricht er, eine That zu thun, — Botschaft zu senden — an die Freunde! so schien es — darüber vergeht die Zeit — der grausame

Ritter erscheint — Lauernd kommt er, forscht und — sieht, sieht und — beschließt! — Fürwahr! es handelt sich hier um Tod oder Leben! — Am Erkerfenster luegt der Alte hinaus, und forscht mit blödem Auge, ob kein Wunder geschehe? — da schallt das Horn des Wächters! — noch einmal! — und — wieder! und der Herr, dessen Gebot übertreten war, schreitet zum Werk, daß es gethan sei, ehe denn er gehindert werde! — Schon zieht er den blinkenden Dolch, — drohend erhebt er den Arm — mit der Linken faßt er das lange, schwarze, aufgelöste Haar des Weibes; knieend umschlingt es seine Knie, fleht und schreit auf — in Todesnoth! — da windet er behend und grausam die schönen Flechten um Hand und Arm, und reißt es hinweg — dem schauervollen Gemach entgegen.

Hul stand athemlos an der Orchestra. — Ist dieß ein — Schauspiel nur? Ist's Wirklichkeit? — Aufgeregt, erhitzt — von so täuschender Nachahmung der Natur, so kunstreicher Wirklichkeit; nicht fähig kalter Überlegung — reißt es ihn hin; er dringt vor, schwingt sich über die Brustwehr, die — die Orchestra von der Bühne trennt. — Mit einem zweiten Sprunge steht er d'roben auf der Bühne! das gute Schwert ist heraus; er wirft sich mit eins zwischen den grauenhaften Schlächter und das Frauenbild. — Schützend und drohend steht er vor ihm. Zwei Schritte zurück weicht der Ritter, entsetzt und außer Fassung vor der unerwarteten Erscheinung des Wahnsinnigen, — denn dieß muß der Fremdling sein!

Das Schauspiel ist unterbrochen; das Haus in Aufre-

gung. Alles frägt, lärmt, lacht, schreit wild durch einander. Viele klatschen dem neuen Histrionen Beifall! Stecken und Stangen, Schlingen und Lanzenschäfte rücken von Vorne und vom Rücken — gegen ihn an. Eine Schlinge, glücklich geworfen, reißt ihn nieder. Er wird abgeführt, abgetragen.

Befragt; über seine neue Lage nun selbst erstaunt; betroffen; an sich selbst irre; ahnend, zu welchem Irrthum seine lebhafte Phantasie ihn vielleicht hingerissen: gibt er Auskunft, nennt seinen Stamm, — den Mann Noah, die Veranlassung seines Kommens nach Adama; nennt die Königin. Man staunt ihn an und lächelt. Seine Jugend und Anmuth, seine atletische Gestalt, sein ungezwungenes Benehmen, seine malerische Bergkleidung, seine naive Sprache; dazu das glitzernde Geschmeide über dem Hirschfell; das lächerliche Mißverständniß selbst: Alles flößt Theilnahme für ihn ein.

Die Königin wird benachrichtigt. Die Antwort ist der Befehl: ihn, nach dem Schauspiel, in die königlichen Gemächer zu schaffen. Dem zu Folge führt man ihn in die Königsburg. Tausend Lichter schimmern in den goldgeschmückten, herrlichen Gemächern. Köstlich gekleidete Männer, Diener, schöne, unverschleierte Frauen — gruppiren sich, neugierig und Beifall lächelnd, um ihn.

Der Kämmerer tritt winkend aus dem Gemach der Königin. Hul tritt ein.

Eine hochhängende Ampel erleuchtet den Raum. Rosiges Dämmerlicht ist darin ausgegossen. Es duftet von Wohlgeruch. — Auf einem Ruhebette — die Königin! halb verhüllt ihre Reize. Sie lächelt, und hebt den schönen Arm.

»Nun wohl, mein Freund, Ihr haltet Wort, wie Wir sehen. Ich heiße Euch willkommen. — Kämmerer! führe den jungen Mann, dem Wir zu Dank verpflichtet sind, zu Asraël, dem Hofmeister, und sage ihm von Uns, daß Wir ihn seiner Obhut empfehlen. Was Wir ferner anordnen, wird ihm bekannt gemacht werden.«

Ein Vorhang rauschte itzt. Die Königsmaid trat hervor.

Hul beugte ehrfurchtsvoll den Nacken vor der hohen Anmuth Beider, der Jungfrau und der Gebieterin, die — zu jener sich wendend — sagte:

»Sieh da unseren Freund, Ada!«

Hul meinte einen Engel des Lichtes zu schauen.

5.

Es war im Circus der Thierkämpfe.

Von unten nach oben — Sitz an Sitz. Auf ihnen das Volk von Adama. — Die Königin, mit ihren Frauen, thront auf hoher Tribune. Um sie — der Kreis ihres Hofgefolges. Der Fremdling unter ihnen, in Sammt und Seide, das Geschenk der Herrin auf der Brust; das Schwert seines Hauses an der Hüfte; das schwarze Hütlein, mit der weißen nickenden Feder und der Goldschnur auf dem jugendlichen Haupt.

Gräuliche Katzen, Tieger und Leoparden — aus dem geöffneten Fallthor — mit weitem, gewaltigen Sprunge — in die Arena! — Aus der Ferne wedeln die edlen Doggen, und wollen nicht angreifen. Da treten, bis an die

Zähne bewaffnet, Männer hinzu, und treiben sie an, ihre Pflicht zu thun! — Sie greifen an und — verröcheln unter den mächtigen Tatzen. — Furchtbare Auerochsen stellen sich — Hunden und Menschen. Eine Schlachtbank ist's! Jeder blutigen Scene zollen die Adamiten ihren Beifall durch lauten Zuruf und Zusammenschlagen der Hände.

Der Schauplatz wird gereinigt, mit frischem Sand bestreut. —

Da tritt der König der Thiere auf! — Majestätisch, gemessenen Schrittes — schaut er sich stumm — rings um, und schüttelt die Mähnen, mit furchtbarem Gähnen, schlägt mit dem Schweif seinen Reif, recket die Glieder und — streckt sich nieder. Da fällt von des Altans Rand ein Handschuh von schöner Hand! — Ihr Handschuh ist's! — Der Königin oder Ada's? — Zwei Schritte abseits vom Löwen fiel er.

Die Königin wendet das Haupt, und sieht sich um, im Gefolge ihrer Ritter und Edlen. Keine Bewegung. Der Jüngling Hul fehlt sogar. „Wo —?“ Ein wirrer Ruf des Erstaunens tönt von den Sitzen der Zuschauer! Was bedeutet's? — Die Königin blickt hinab auf den Schauplatz. So eben ist Hul eingetreten, ohne Schienen und Panzer, nur den Dolch in der Rechten! Er scheint sich dem Gegenstand seines Kommens nähern zu wollen. — Da erhebt sich der Löwe langsam, richtet sich auf, das glänzende Auge auf Hul geheftet, und streckt sich zum Sprunge. Aber der Jüngling, furchtlos, den eignen durchdringenden Blick auf des Löwen Aug', schreitet dem Ungethüm langsam, Schritt

auf Schritt — entgegen. Da — (lautlos der weite Circus!) das Hütlein mit der weißen Feder abnehmend, steht er vor dem Thier, hochaufgerichtet; legt's ihm nachdrucksvoll auf das herrlich bemähnte Haupt; — darauf, es mit erhobenem Zeigefinger bedrohend, thut er zwei Schritte zurück, in die Nähe des Handschuhs, hebt ihn mit sicherem Griffe auf. Kühn schreitet er zum zweiten Mal auf das Thier zu, nimmt sein Hütlein wieder, deckt den Scheitel, zieht langsam sich zurück, — unter dem lautausbrechenden Jubel des Volkes von Adama!

Huldvoll empfing die Königin das Unterpfand so edler Mannheit.

Von da an war Hul's Geschick entschieden.

6.

Am nächsten Morgen stand Hul in der Kammer der Königin. Langsam erhob sich Adama's Herrscherin vom Purpursitz und heftete das scharfe, blaue Auge durchdringend auf den Jüngling. Einen Augenblick lang schienen ihre Züge streng. Dann plötzlich zeigte ihr schönes Antlitz den milden Ausdruck der Huld.

„Sei mir willkommen, Noachide. — Die Kinder Gottes sind gesegnet mit Kraft und Willen. — Die Königin wünscht dein Bleiben. — Was erwiederst du?"

Hul zögerte einen Augenblick. Aber Ada trat vor seine Seele. — Er beugte das stolze Haupt vor der hohen Herrin, und sprach:

„Gebiete deinem Knecht.“

Der Mann fühlte die sinnliche Macht des weiblichen Reizes.

„Wohlan, Wir ernennen dich zu Unserem Ritter und Kämpfer. Der Königin Stärke wohnt in ihren Treuen. Nimm dieses Zeichen.“

Sie nahm ein goldenes Armband vom Tische, das die Ritter im Gefolge der Königin trugen.

„Geh' und zeige es, wie es Unsere Anordnung erheischt, dem Vorsteher des Hauses der Heiligthümer Adama's.“

Dann, ihm näher tretend, und dem Knieenden die Hand zum Kusse reichend, sprach sie huldvoll:

„Geh' und wahre der Königin deine Treue. Unsere Gnade soll dir nicht entstehen.“

Hul kam zum Hause der Heiligthümer. In majestätischen Verhältnissen umgaben hohe Säulenhallen die gewaltigen Tempelmauern. Goldene Thore schlossen die Eingänge. Weite Höfe durchschritt er. Krystallhelle Springbrunnen sprudelten auf und nieder, und sendeten ihre erfrischende Kühle durch die Räume.

Da stand am Eingang einer köstlichen Marmorhalle jener Mann, den er schon einmal gesprochen.

„Sei uns gegrüßt, Fremdling!“ redete der Priester, — denn, das war er in der That, — ihn an.

„Ich grüße dich mit dem Gruße des Friedens!“ erwiederte Hul.

„Der Friede wohnet hier. Was führet dich zu uns? — Kämest du wohl deinen neuen Freund aufzusuchen?“

„Ist dieß das Haus, darin du wohnst: so komme ich, beauftragt von meiner Königin. Sieh dieß Armband hier. Es soll mein Zeichen sein.“

„Dann folge mir zu dem, der hier gebietet.“

Sie gingen durch Hallen, zwischen Säulengängen, unter hochgewölbten Bogen, und betraten reiche Gemächer, kostbaren Inhaltes. Herrliche Farbengemälde an den Wänden, kostbare Thüren, prachtvolle Gefäße, colossale Candelaber von wunderbaren Formen, Statuen in Nischen und auf hohen Fußgestellen — bestaunte das Auge des Jünglings.

In einem schmalen Gemache, auf einem Ruhebette saß ein alter Mann, von höchst ehrwürdiger Gestalt. Ein weißer Bart floß vom ernsten, blassen Antlitz auf die Brust herab. Die hohe Stirne, der festgeschlossene Mund, vor Allem aber das schwarze, tiefdunkle, ausdrucksvolle Auge — geboten Ehrfurcht.

Heber, der Lehrer, nannte Hul und sein Geschäft.

Der Blick des Greises ruhte mit einem Ausdruck von Theilnahme auf dem Jüngling.

„Tritt näher, mein Sohn. — Reiche mir deine Hand. — Die Hoheit der Königin hat dich zu ihrem Vertheidiger erhoben. Dieses Armband, empfangen aus der Hand der Herrscherin, in meine Hand gelegt, und zurückgestellt an den Ritter, bezeichne dich als solchen von nun an. Du kennst seine Bedeutung, und gelobst, indem du meine Hand berührst, Treue der übernommenen Verpflichtung! in so fern dir auferlegt ist: zu thun, was Recht ist. — Erkennst du dieß als Wahrheit?“

„Ich erkenne.“

*

„Recht, mein Sohn. Morgen wirst du uns sagen, was wahr dir ist. — Heber wird dich dem Fürsten Asrael, dem Hauptmann der königlichen Leibwache, vorstellen.“

Hul faßte nicht ganz den Sinn der Worte des Alten. Heber sah ihm mit forschendem Blicke ins Auge. Um Heber's Mund spielte ein satyrisches Lächeln.

Eine leichte Handbewegung des Alten, ein Nicken des Hauptes — entließ die Beiden.

In einer der Vorhallen des Gebäudes stand Hul.

„Was nur bedeutete jene Hinweisung auf morgen?“

„Erwarte die Antwort.“

„Kennest du die Lösung des Räthsels?“

„Ich kenne sie.“

„Und schweigst?“

„Weil ich muß.“

„Ich soll geprüft werden?“

„So scheint es.“

„Man will erfahren, ob ich — was wahr — erkenne?“

„Wahr und Recht. Wahr muß ja auch Recht sein. Der Mensch darf und muß nur wollen, was er soll. Er soll aber nur, was wahr und recht ist. Dir, der du dich rühmst, von dem Stamme derer zu sein, die Kinder Gottes genannt werden, muß diese Kenntniß geläufig sein.“

„Du spottest meiner?“

„Keineswegs. Handle. — Du hast der Königin Treue gelobt. Du willst, was Recht ist. Thue, was du sollst.“

Heber begleitete Hul zu dem tapferen Fürsten Asrael, dem Hauptmann der Leibwache.

In des Jünglings Seele kreuzten sich: Ada, — die Königin, — der Ritterchor, — der Morgen im Heiligthum!

Sinnend kehrte Hul zur hohen Burg Adama. Sinnend betrat er die Gemächer der huldreichen Gebieterinnen!

7.

Der nächste Tag mußte ein bedeutendes Ereigniß bringen; Hul — dabei betheiligt sein! denn sein Thun sollte ja erprobt werden.

Aber der Lauf der Dinge ließ es dahin nicht kommen. Hul fand nichts in Frage gestellt. Doch das Ereigniß trat ein!

Es war die Zeit des frevelhaften Opfers im Heiligthum. Die Priester weihten. Sie weihten den göttlichen Eigenschaften des Menschen, nicht der Gottheit.

Der ehrwürdige Greis, im langen, weißen Gewande, opferte im Namen des Volkes. Aber der heilige Dienst, der — kalte Sprüche auf die Lippen rief, das Herz nicht rührte, kaum die Sinne band: war ein Gebrau von Ceremonien, darin kein Sinn sich fand. Sie verehrten das Heilige durch Lippenbewegung. Ihre Herzen waren aus Stein und Eis. Das Haus, gefüllt mit Menschen, war voll des Gräuels, wie Stadt und Land!

Da füllten plötzlich Bewaffnete den inneren Tempel, und die Räume der Säulengänge des Hauses. Und es ging und kam der Alte, und führte an der Hand mit sich hervor zwei schöne, zarte Knaben, von gleichem Alter; einander

wunderbar ähnlich, an Wuchs und Haltung, in Blick und Miene. Nur Zwillinge konnten so sich gleichen.

Und sie bestiegen eine Erhöhung an dem Hauptpfeiler des Hauses, und der Greis nahm das Wort, und gedachte einer Zeit, da, nach des letzten Königs Tod in — seinem Stamme Blut und Mord regiert hatten, und der Same des alten Königsgeschlechtes ausgerottet schien! — Damals habe des Königs Schwester, die fromme Jungfrau, die des heiligen Feuers gehütet im Haus des Geheimnisses, zwei Knäbchen der Wiege entnommen, und dem Heiligthum übergeben, das sie verborgen gehalten, bis zu dieser Stunde. — Wohl bekannt sei es: daß des Reiches Zügel in Händen ruhten, nicht unbefleckt von Blutschuld! — Es bedürfe das Land, namentlich in diesem Augenblicke, da die Männer Kainan's ihre Nachbarn, Adama's Bürger, mit dem Schwert bedrohten, eines neuen frischen Lebens, und einer männlichen Hand. Zwar seien die Fürstenkinder nicht also herangereift, um selbst mit Schwert und Lanze — Adama zu schirmen; doch — stehe hier ein Mann, voll Muth und Willenkraft! rühmlich bekannt durch glänzende Waffenthaten. In dessen Hand werde des Reiches Scepter sicher ruhen, in Tagen wie diese!«

Und klirrend, im düstern Waffenschmuck, erzgepanzert, trat ein hoher Mann, wallenden Helmbusches und kräftigen Trittes, heran, und legte seine Eisenhand zwischen die Schultern der Knaben, und berührte sobann leise ihre Scheitel. Düstere Glut flammte sein Auge. Der Mund war festgeschlossen. Wie Wetterwolken hingen die Brauen über den

leuchtenden Sternen. Der Finstere stand hochaufgerichtet vor dem alten Mann und den beiden Knaben. Alle Schilde rasselten. Alle Schwerter klirrten. Es klang, wie Schlachtruf, und die Bewegung theilte sich dem Volke in den Vorhöfen, und außerhalb des Tempels mit.

Schnell fand das Gerücht dieses Ereignisses seinen Weg zu den Ohren der Königin.

Da rauschten die Vorhänge des Einganges zum Gemach der Herrin. Sie trat hervor. Ihre Blicke — Blitze! Von der schönen Stirne bis zum wogenden Busen herab, die schneeweiße Haut geröthet vom zürnenden Eifer! Vor Hul stand sie, und sprach dieß geflügelte Wort zu ihren erzgepanzerten Hütern und dem Hauptmann:

„Ada und dieß feste Haus vertraue ich der Treue meiner Helden. — Du aber," zu Hul sich wendend: „harre meines Kommens, oder des Wortes, das ich dir senden will."

Inmitten eines Kreises ihrer Leibwächter, mit gefällten Spießen, schritt sie dahin; durch das Thor, durch die Stadt! zum Haus des Ereignisses.

Trompetenschall schmetterte ihr entgegen. Lautes Geschrei des Volkes! Schilde und Schwerter klirrten und rasselten, wie Schlachtgebrause. — Durch die Reihen der Bewaffneten flog sie, mit rauschendem Gewande.

An der Schwelle des Heiligthums empfing sie der laute Zuruf! Er galt den Knaben an dem Pfeiler!

Da zerriß die Königin ihr Gewand, und rief mit lauter Stimme: „Aufruhr! Aufruhr!" — Aber die Trompeten schmetterten, und die Cymbeln und Schallmeien klangen,

und übertönten ihre Stimme; und das laute Geschrei des versammelten Volkes — war wie ein Sturm über der Stadt!

Und der finstere Ritter bewegte sich, der Königin entgegen.

Die Sinne verließen sie. — Hin schlug sie, wie vom Blitz getroffen, auf das Pflaster. Es ward eine lautlose Stille. Die Luft war schwül, und — fernab rollte der Donner.

8.

Der freudige Zuruf Adama's empfing die holden Königsknaben!

Da kamen die Männer Kainan's und stritten gegen die Stadt. Aber Thubalkain (benannt nach Lamech's Sohn: dem Meister in allerlei Erz und Eisenwerk), der Knaben Vormund und Waffenmeister, zog hinaus, und erschlug viele Feinde in einer großen Schlacht, und unterwarf Kainan, Stadt und Land! dem Lande, das er verwaltete.

Die Königin aber, durch die Priester des heiligen Hauses beschützt, mit dem Stiefkind Ada (der Königstochter! doch nicht aus ihrem Fleisch geboren) aus Adama's Mauern verbannt: saß, fern vom Königssitz, auf hoher Burg, mit ihren Treuen, harrend, wann wieder kommen würde ihre Zeit?

Und die Zeit kam.

Denn, nicht lange, da geschah, daß eines Tages die Königsknaben ihr Spiel trieben auf dem flachen Dache des Königshauses der Stadt, das an dem großen Strome erbaut war. Und der finstere Thubalkain saß d'roben bei

ihnen, mit düsterem Lächeln, und sah an ihre kindischen Spiele; warf Worte dazwischen, und die Knaben antworteten in ihrer lebhaften Weise.

Da sagte Thubalkain zu ihnen:

„Wohlan. Ihr seid Königskinder. Und sollt Könige werden. — Wer von euch ist wohl der Stärkere?"

Und die Knaben lachten dieser Rede, und meinten: „sie wollten Keiner zurückstehen!"

Der Vormund aber, ihren Ehrgeiz stachelnd, forderte sie auf: „sich vor ihm im Ringen zu zeigen, und er wolle für sich selbst den Gewandteren im leichten Kriegsspiel herausfinden!"

Deß' freuten sich die Knaben. Doch, war es hart von dem Manne, daß er die Königskinder zu solchem Spiele auf dem steinernen Fußboden des Hauses aufrufen mochte!

Lachend standen sie einander gegenüber. Der Vormund saß, und lächelte düster hin vor sich. Einige Diener standen im Hintergrunde, am Aufgang der Marmortreppe.

Itzt fassen sich die Knaben mit jugendlich kräftigen Armen um die schlanken Leiber, drängen und beugen sich, — wiegen zur Seite, — treten vor und zurück, heben die Schenkel und stapfen nieder! — Nun schwebt die Ferse des Einen über dem Estrich! — Rasch ersieht er den Vortheil — steht wieder; nun drängt er selbst, drängt — Schritt um Schritt, und faßt den Bruder, — hebt ihn! trägt ihn, hebt ihn empor, und vorwärts — stürzt er! unwillkürlich den Schwerpunct suchend, gedrängt von der Last — der Ballustrade entgegen! — und stürzt — stürzt am steinernen

Geländer; im Fall und Schwung — der Gehob'ne — darüber hin! entgleitend dem Arm des Schwingers — Lautlos stürzt er kopfüber hinab in den Strom! Hoch über ihm schlägt das rauschende Wasser zusammen — ihm nach der Andere! ihn zu halten! lautschreiend, und — theilet Sturz und Tod.

Aus des wilden Ritters Brust entwindet sich ein dumpfer Ton —. Entsetzt, — zu spät! — eilen die Diener hinzu!

An dem Abend dieses Tages hing ein schweres Gewitter über der Stadt. — Schwarzes Gewölke deckte den Himmel. Heulend fuhr die Windsbraut daher. Furchtbare, weitaus leuchtende Blitze durchfuhren das ungeheure Gewölbe. — Landleute sahen schwarzgraues Gewölke sich herabsenken, und — nahe an der Erde hinstreifend — kräuselnd, wirbelnd heranziehen; die es sahen, mit Entsetzen erfüllend, daß sie entflohen! An der Stadtmauer fuhr es unheimlich vorüber, erstickenden Schwefelgeruch, unerträglichen Gestank verbreitend. — Dumpfrollend rauschte die wogende See, vom Sturm gepeitscht. Es schien das laute Klagelied der Natur, um den Fall der Königskinder!

Gegen die Mitternachtsstunde krachte ein ungeheurer, die Gebäude der Stadt in ihren Grundfesten erschütternder Donner! — Ein mehr als minutenlanger Blitz verbreitete zugleich Tageslicht über die Stadt! — Männer auf den Straßen; Wache haltende Krieger; viele Einwohner, die, erschreckt, zu den Fenstern liefen: sahen tausend Feuerkugeln auf die Häuser niederfallen, von den Dächern schrecklich

herabrollen, im Falle knallend und prasselnd — zerplatzen, dann in Millionen Funken zerstieben!

9.

Thubalkain's Recht zur Herrschaft war erloschen; aber — weder seine Macht, noch der Wille, sie ferner zu bewahren. Des Mannes Anspruch dazu lag in der Kraft seines Armes. Er hielt fest, was er besaß. Das Volk beugte sich der Gewalt, wie immer.

Aber der Tyrann auch — beugte das Recht, das Recht Einzelner und — Aller! — War dieß Geschlecht auch in sich selbst verderbt: das Unrecht, das zu erdulden ihm auferlegt war, wurde tief gefühlt. — Die kleineren Tyrannen, mächtige, wie schwache, empörten sich gegen den Tyrannen Aller. Er wußte Alle gegen sich. Der Kraft mußte durch Kraft begegnet werden; Waffengewalt — entscheiden!

In unheimlicher Stille bereitete sich der Sturm. Aller Augen wendeten sich den Verbannten zu. Man suchte nach einem Recht zur Empörung.

Die Männer Kainan's boten, um den Preis ihrer verlornen Freiheit, der Königin ihre Waffen gegen den Tyrannen an. Tausende von Adama's Bürgern, heiß begehrend, das verhaßte Joch abzuschütteln: waren bereit, mit ihnen vereint, den Söldnern Thubalkain's die Spitze zu bieten. Hul, heute einer der Hauptleute der königischen Truppen, glühte nach Kriegesruhm.

Plötzlich erscholl die Kriegstrompete vor Adama's

Thoren! Bewaffnete Haufen zogen heraus. Voll starren Erstaunens sahen es Thubalkain's Trabanten. Die Stunde der Rache war da.

„Roß und Waffen!“ Reitende Boten durch die Stadt! — Gesammelt — die Truppen! — Vom Scheitel zur Sohle gewappnet, springt der Wilde auf den Rücken seines schwergerüsteten Streitrosses! — Die Rotten der Krieger schaaren sich. Die Fähnlein flattern. Lustig blasen die Hörner zum Kampfe. — Thubalkain mustert die Seinen. Ein kleiner, aber tapferer Haufe! — Kurze, mannhafte Worte; — ein Befehl! und es geht hinaus zum Streit.

Ein Wald von Lanzen starrt ihnen entgegen. — Thubalkain, in seines Herzens Stolze — dunkle Gerüchte verachtend, scheint von der Wirklichkeit betroffen. — Es entspinnt sich die Schlacht. Sie ist kurz und entscheidend. Von allen Seiten gedrängt, wird der Phalanx der Söldner gebrochen, zersprengt, vernichtet!

Wo ist Thubalkain? — Dort der schwarze Ritter! mit dem wehenden Helmbusch, auf dem schwarzen Streithengst. — Er jagt der Stadt zu! — Geöffnet ist das Thor! — Des Rosses Huf hallt unter der hohen Wölbung — Hul hinter ihm — Das Fallgatter klirrt herab — Thubalkain jagt durch die Straße! — Das Volk entweicht — nach rechts und links — Der Königspallast nimmt ihn nicht auf. Im gestreckten Rennen vorüberjagend, — Hul hinter ihm! — sprengt er einem zweiten Stadtthor zu — Auch dieß ist geschlossen!

Jetzt durchschweift er die entferntesten Gassen der Stadt,

— im vollen Lauf des Rosses; von Hul gefolgt, mit aufgehobener Keule! — zweimal vom Gewicht der schweren Waffe fast erreicht — Kein Ausgang! nirgend Rettung! der Verhaßte ist seinem bösen Schicksal anheimgegeben. Die Stadt ist zum weiten Gefängniß geworden! — Steinwürfe, Lanzen, Pfeile — aus den Häusern, hinter Thoren hervor, aus Gassen und Gäßchen, von den Dächern sogar — sprühende Funken unter den Hufen seines eilenden, schnaubenden Rosses! — Noch sitzt er unversehrt, in voller Waffenrüstung, mit eingelegter Lanze, und rennt dahin, ohne Ziel, ohne Hoffnung, dem Tod entgegen.

Da, hart am Gerichtshause, klirrt, zerschmettert, der Helm des ermatteten Reiters — Eines Weibes Hand that den Wurf — Er schwankt und fällt, sinkt und stürzet herab vom Roß.

Aufgehoben, kein Laut, kein Hauch mehr — über seine Lippen! — Das gelöste Helmband zeigt das hochgeröthete Antlitz; das starre, verglaste Auge.

10.

In den Morgenstunden des nächstfolgenden Tages zog die Königin, im Triumphe, durch Adama's Thore. Der Noachide, als verherrlichter Kämpfer, ihr zur Seite!

Ein dunkles Gerücht (Niemand wußte, woher verbreitet?) hatte seit lange auf diesen Tag ein großes Ereigniß vorausbestimmt. Das Volk glaubte die Weissagung itzt erfüllt! — Viele gedachten der prophetischen Worte des Man-

nes Noah, der das Gericht des Gottes ihrer Väter über die Menschen, die — im trunkenen Taumel ihrer Sinnenfreuden — seiner nicht mehr zu achten schienen, als nahebevorstehend verkündet hatte.

Nach der sternenhell funkelnden Nacht erhob sich aus der im Osten gelagerten dichten Wolkenschichte — das Gestirn des Tages, erst glanzlos, wie ein rother Feuerball; dann aber, in herrlicher Pracht, in ungetrübter Reine, friedestrahlend und Freude verkündend, stieg das Auge der Welt, das irdische Abbild der Huld des Höchsten: die leuchtende Morgensonne majestätisch empor, aus den Wogen der See, über Adama! — Ein gelinder Westwind trieb dünne Nebelwolken gegen Osten. — Ein heller, freudiger Morgen war's! — Wie funkelten und glitzerten die Waffen des siegreichen Heeres! — Wie flatterten die Fähnlein im frischen Morgenwinde!

Gefüllt mit Volk die weiten Straßen, die räumlichen Plätze! — Es tönen Cymbeln, und rasseln die wirbelnden Trommeln! — Trompeten und Hörner schallen. Lautes, kriegerisches Feldgeschrei verkündet die Ankunft der Herrscherin vor den Thoren! Bald mischt sich mit ihm der Jubel des Volkes!

Nun ziehen die ersten Schaaren ein in die Stadt. Der Chor festlich bekränzter Opferknaben, der Jünglinge und Jungfrauen; — die „Väter der Stadt," in weiten, wallenden Gewanden; — die Ritter; — der Chor der Priester; — die Königin itzt! mit Ada, freundlich, wie das Morgenroth. Beide auf schneeweißen Zeltern. Mit zierli-

chen, feingebauten Gliedern; auf edelstolzem Rücken — tragen die schönen Thiere ihre Lasten. — Lauter Zuruf empfängt die Königin! desto lauter, da die Milde, nach gewaltsam gebrochenem Tyrannenjoch, heute als Retterin, als Befreierin erscheint!

Wenige Minuten zuvor hatten leichte Nebelstreifen zerfließender Wölkchen — die Klarheit des Sonnenlichtes umschleiert — da, plötzlich, rings, in der ganzen Landschaft, erhoben sich — Nebel, und lagerten, allmälig dichter und dichter werdend, auf den Höhen der, den Horizont begrenzenden Berge! Es trat sichtbar eine Abnahme des Lichtes ein. Bald schien die Gegend in düsteres Grau gehüllt. Von dem Gebirge stieg und senkte sich ein wahres Nebelmeer! — Die Schatten verblaßten. Das Licht ward schwächer. Fahl und grauenhaft erschien alles Sichtbare der Nähe, und die Ferne. Eine Eiseskälte durchrieselte die Glieder. Die Wangen wurden feucht, wie vom fallenden Thau. Die Sonne verdunkelte sich. Immer mehr und mehr! — Ein schwarzer Schild schob sich vor sie hin. An seinen Kanten wallte und flammte es, wie Glut, wo Erze schmelzen. Es fiel wirklich Thau! Feucht war die Luft, und kalt, wie Novemberluft. Es schien, als müsse die Sonne heute zum zweiten Mal heraufkommen. Ein Afterbild der Sonne erschien, in der That, am Himmel! und — verschwand. Sterne wurden sichtbar. — Eine Feuerkugel schoß, flog, leuchtete, mit furchtbarer Schnelle hin durch den Himmel, hob, schwebte, senkte sich nieder, und fiel herab in das Weltmeer!

Düstere Stille schlich, mit leisem Geistertritt, durch die

Natur. Die schwebenden Dünste dort am Horizont blickten röthlich grau und braun, wechselnd mit entsetzlichem Gelb. Dunkel und grell schnitten sich die Wolken ab vom Licht, und — tiefbeschattete Massen — hingen sie, glanzlos, am Himmel, der im matten Abendblau dunkelte, und wie spottend über die arme farblose Erde, ins Grüne spielte! — Mit gespenstischem Bleifarb schien alles Sichtbare überzogen, schwer und unbehilflich.

Es waltete regungslose Stille. Bang schlug das Herz. Unruhe ergriff die Thiere. Vögel suchten ihr Nest. Ängstlich, wie betäubt, flattern andere, oder fielen von Dächern und Zweigen. Hunde schlichen furchtsam — den Wohnungen der Menschen zu. Das gehorsame Roß ward scheu und stätig.

Der letzte Sonnenstrahl verschwand. Schwärzer wurden die dunklen Schatten. Nicht das Finster der Nacht war's. Kein Ruf zur Ruhe. Keine Ladung zum Schlaf. Nur werdende furchtbare Nacht! Die Natur schien zu sterben. Es war ein Bild des Todes.

Da brach es herein! — Man sah die Nacht langsam, schrecklich — heranrücken — Unsichtbare Boten gingen vor ihr her — Brausend zog es, sturmwindgleich, über die trauernde, finstere Erde! Wie ein schwarzer, schwerer Traum lag es auf ihr. Sternschnuppen fuhren durch die Luft! — Entsetzen ergriff die Menge. Lautlos stand das Volk, — gefesselt jeder Gedanke! mit bebender, athembeengender Brust und pochenden Adern, — erwartend: daß die Himmelsdecke zerreiße, und in colossalen Trümmern herabstürze,

mit den fallenden Gestirnen! und zuletzt — die Erde versinke in das bodenlose Nichts.

Da, mit einem Mal — blitzte es auf! — Die Sonne! — die Sonne brach hervor! — Es ward Licht!

Frei aufathmete die beengte Brust! — Licht, Leben und Bewegung kehrten plötzlich zurück. — Glanzvoll und herrlich strahlte von Neuem die welterfreuende Sonne, das segensreiche, Herz und Auge erquickende Gestirn! jetzt wieder, wie immer und überall — majestätisch verkündend das große Gesetz und die Kraft, und die Macht, und die Herrlichkeit Gottes!

11.

Nur die Lippen bekannten Ihn, den sie im Herzen verläugneten. — Kaum grüßte wieder des Himmels mildes Antlitz die gesegnete Erde: so hatte die stumme Mahnung nicht mehr Geltung, als das Wort des Mannes Noah. Des Adamiten leichtsinnig-frecher Übermuth ging Hand in Hand mit seiner Gottlosigkeit. — Wie kurz auch der Noachide unter ihnen weilte: mit staunendem Auge, mit empörter Seele, entsetzt — sah er, „daß der Menschen Bosheit groß war auf Erden, und alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur böse war, immerdar!“ Und eine tiefe Sehnsucht nach den Hütten und Zelten des Mannes Noah — würde sich seiner bemächtigt haben: hätte nicht Ada's Nähe — Herz und Sinn ihm gefesselt. Dem mächtigsten Zauber war er hingegeben; einem Zauber, dessen Wirkung er tief empfand!

Da erschien eines Tages ein Bote, von Naëma, der Schwester, ihn heimzurufen in Lamech's Haus.

Heiß überdrang ihn die Erinnerung unschuldvoller Tage. Welche Botschaft sollte er der geliebten Schwester senden? — Sie bat ihn, der herannahenden Gefahr, wenn die Strafe der Gottlosen hereinbreche, zu enteilen. — Sollte das geweissagte Wort des Mannes Noah schon so bald in Erfüllung gehen?

Der Noachide hob den zarten Knaben zu sich auf das Roß, und ritt, die Heimkehr des Kindes kürzend, — mit ihm selbander traulich kosend — eine lange Strecke, bis Sonnenuntergang. — Als er hielt, dort, an der wohlbekannten Wegesscheide: drückte er auf des lieben Boten Stirne — warme Bruderküsse. Freundliche, herzinnige Grüße sandte er an Naëma, die geliebte Schwester; an die Schwäher, und den frommen Altvater! und fühlte recht tiefes Weh im Herzen, da er itzt scheiden sollte von dem Kinde, als ob es all' sein Lieben wäre! — Auf wie lange? — Etwa — auf immer? — Aber unwiderstehlich rief es ihn nach Adama zurück, in die Nähe der süßen Ada.

Da, von einem kleinen Hügel herab, hoch überkränzt von herrlichem Laubwerk, tönten tiefe Accorde der siebensaitigen Leier!

Der Knabe lächelte, indem er Hul zum letzten Mal die Hand reichte.

„Nathanael versprach, mich hier zu erwarten, und rückzugeleiten. — Er ists!“

„Nathanael, der Sangesmeister?“

»Ja wohl.«

»Laß mich ihn sehen.«

Hul band sein Roß an einen Baum, und schritt mit dem Knaben das Gebüsch hinan.

Da saß der herrliche Alte, die Lyra im Arm, und winkte, traulich grüßend, den Kommenden entgegen.

Hul, den Hügel hinaufeilend, ergriff des Sängers Hand.

»Guter Alter, wie erquickt es mich, dich zu sehen!«

»Du bliebst lange von uns?«

»Lange. — Aber davon — nichts. Eine Liebe thu mir, Alter.«

»Was verlangst du?«

»Lange, lange hörte meine Seele nicht das herrliche Lied von dem Gott unserer Väter: Einmal noch laß michs hören, ehedenn ich scheide.«

»Soll Naëma dich nicht mehr sehen?«

Hul schwieg. — Dann zu den Füßen des Greises sitzend, — an seiner Seite der süße Knabe, — sprach er:

»Meine Seele schmachtet, zu hören deinen Gesang.«

Der Mond war aufgegangen. Die Sterne schimmerten so freundlich über ihren Scheiteln. Bestrahlt von dem sanften Licht des herrlichen Gestirns der Nacht, griff der Alte in die siebensaitige Leier, spielte und sang:

»Wo warst du, Mensch, da gegründet die Erde ward? Wer hat ihr Maaß gesetzt, und die Schnur über sie gezogen? Worauf ruhn ihre Säulen? Wer hat ihr den Eckstein gelegt?«

*

Da zuerst alle Himmel Ihn lobten, da ists geschehn! als die Kinder Gottes Ihm jauchzten!

Das fluthende Meer umschließt seine Hand mit Riegel und Dämmen!

Die Wolken führet Er hin, daß sie stehn, wie gegossener Spiegel. Er sendet seine Blitze aus, daß sie hinfahren, über die Erde und das Meer; und weckt mit großem Schall den brüllenden Donner!

Die Morgenröthe harret auf Seinen Wink. Und droben; wie im Grunde des Meeres, wo gähnt das Thor des Todes, und die Finsterniß wohnet: da ist Er!

Wer nennet den Pfad, der führt zum Hause des Lichts? — Wo ist seine Grenze?

Wer wußte von dir, daß du werden solltest?

Wer zählte, wie viel deiner Tage sein würden?

Wer füllet die Öde, und läßt keimen das grüne Gras? Wer breitet die Wolken, wie ein Gezelt? und schüttelt das Wasser in kleine Tropfen? und befiehlt dem Sturmwind, daß er die Wolken jaget zu Hauf, auf daß sie triefen, und regnen herab — Fruchtbarkeit auf die Erde? — Sein Gesetz bildet den Thau. Schnee und Eis, Reif und Hagel läßt Er werden.

Seine Hand band das Siebengestirn! Der Orion geht von Ihm aus, der Morgenstern und der leuchtende Sonnenwagen! Er regieret die Himmel, und befiehlt dem Blitz, daß er hinfährt und spricht: Hier bin ich!

Der Gedanke, den ich denke, er kommt von Ihm!

Er gibt der Löwin ihren Raub, und sättigt ihre Jun-

gen; und heißt sie, sich legen an ihre Stätte, und ruhen in der Höhle, da sie lauern.

Er speiset die hungrigen Raben, wenn ihre Jungen unruhig werden und irre fliegen.

Er hat der Gazelle ihre Zeit gesetzt, da sie gebären soll auf dem Felsen; und dem Hirsch, wann er reißen soll; und lehrt ihn die Zeit, da seine Jungen hinausgehn in die Felder, und kommen nicht wieder; denn, das Feld ist das Haus des Wildes, und die Wüste seine Wohnung. Es meidet das Getümmel der großen Stadt, und flieht vor dem Pochen des Treibers. Es schaut nach den Bergen, wo seine Weide ist, und suchet das Grüne.

Das nimmergebändigte Einhorn kennet nicht die Krippe. Sein Nacken erträgt kein Joch. Nie wird es Furchen ziehen im Ackergrunde.

Das muthige Roß, Er hat es mit Kraft begabt, und heißt es wiehern durch seine Nüstern! Ungeduldig haut es den Boden mit seinem Huf. Freudig ziehet es den Geharnischten entgegen! Es spottet der Furcht, weicht nicht zurück, flieht nicht vor dem klirrenden Schwerte. Wenn der Köcher klingt, Spieß und Lanze glänzen; tobt es wild, und scharret die Erde. Und wenn die Trompete schallt, ruft es: Hui! denn, es riecht den Streit von ferne, und hört das Schreien der Fürsten und das Jauchzen der Kriegsleute.

Der Pfau stolziert in seinen Federn, und der Habicht breitet seine Flügel durch die Lüfte. Der Adler fliegt auf, in die Höhe, nach seinem Horst auf dem Felsen, und zwischen Meeresklippen! Er schauet aus, nach Speise, mit

scharfem Auge in die weiteste Ferne. Er gewöhnt seine Jungen, Blut zu saufen, und sich niederzulassen, wo — Aas ist.

Wer hat sie alle gelehrt, ihre Nester zu bauen, darin die Eier zu brüten, oder im heißen Sande, ein Jedes nach seiner Art: als nur allein der, dessen Verstand, Macht und Herrlichkeit ist über Allem, was ist?

Er hat die Lenden des Behemoth's stark gemacht; denn, seine Adern starren, wie ein Ast; seine Knochen sind — wie ein festes Erz, seine Gebeine — wie eiserne Stäbe! Im Schatten ruht er, und liegt im Rohr und Schlamm verborgen. Das Gebüsch und die Bachweiden decken ihn. Er schlinget Wasserströme in sich, und achtet es gering. Des Menschen Hand wird seine Nase nicht durchbohren, ihn dienstbar zu machen.

Den Leviathan wird kein Hamen ziehen, kein Strick seine Zunge fesseln; keine Angel an seine Nase kommen, kein Stachel seine Backen durchbohren. Niemand wird ihn zu seinem Knechte machen. Es ist kein Spiel mit ihm, wie mit einem Vogel! Kein Fischer wird das Netz füllen mit seiner Haut, und die Fischreuse mit seinem Kopf. Wer seine Hand an ihn legte, der würde seinen Streit nicht ausführen können. Sieht er den Menschen: so schwinget er sich dahin! — Keine Hand wird zwischen seine Zähne greifen, die — furchtbar umherstehen. Seine Schuppen sind, wie feste Schilde, eng in einander greifend. — Wenn er nieset, glänzt es wie Licht! seine Augen glänzen wie Morgensterne: — Funken schießen aus seinem Rachen. Rauch fährt aus seiner Nase, wie von einem Kochherde! — Sein Herz ist wie

Stein. Wenn er sich bäumet, fliehn entsetzt die Starken! Eisen — ist vor ihm gleich — Stroh; Erz — als faules Holz. Kein Pfeil erschreckt ihn. Die Steine der Schleuder, und der Hammer sind vor ihm wie die Stoppeln des Herbstfeldes. Die schlanke Lanze ist ihm nur ein Spiel! — Über scharfe Felsen fährt er rauschend dahin, im tiefen Meer — Es siedet dann, wie ein kochender Topf. Hinter ihm leuchtet's! wenn er dahinschießt. Die Tiefe rührt er auf, daß sie grau wird. Nichts gleichet ihm auf der Erde. Er ist ohne alle Furcht. Er verachtet, was hoch ist.

Das Gras und die Rose, der Stern und die Morgenröthe, das Gebirge und das wogende Meer, der zuckende Blitz und der rollende Donner, das Roß und der Adler, die Mücke und der Leviathan, der Gesang der Nachtigall und der tobende Sturmwind, der Gedanke, den meine Seele denkt, wie das Lied, das meine Harfe begleitet: sie Alle verkündigen das Lob des Allmächtigen! Ihm sei Preis und Ehre und Dank — immerdar!

Das Lied war geendet. Hul's Antlitz glühte. — Er hob das Auge empor zu den ewigen Sternen. — Dann die Hand des Alten fassend, küßte er das begeisterte Auge des Sängers, die weissagenden Lippen; herzte den Boten Naëma's. Zuletzt warf er sich nieder vor dem Alten, und verlangte, daß er, zum Abschied, die segnende Hand auf seine Scheitel lege! — Dann riß er sich los — auf Nimmerwiedersehen! — Als er zu Rosse stieg, und fürder ritt, tönten

die vertrauten Heimatsklänge! das Horn der Hirten — wehmüthig — klagend — durch die Nacht. — Thränen traten in Hul's Auge. Sein Herz war im Innersten bewegt. Und fernab rollte der Donner!

12.

Und fernab rollte der Donner. Am Himmel hingen so schwere, fahle Wolken, gräulich anzuschauen! Schwül, athembeengend ist die Luft. Seit mehreren Tagen lagen dunkle Gewitter auf den Bergen. Von Zeit zu Zeit, in ziemlich langen Zwischenräumen, hörte man dumpf, halblaut donnern.

Die Königin saß auf der hohen Burg Adama. In ernstem Sinnen saß sie. Hul war ihr Gedanke. Hul, und — ihr Stiefkind: die süße Ada, ihre geliebte Tochter! — Sie dachte, dem Reich einen König, sich — einen Gatten zu geben. Der König sollte gefürchtet, der Gatte — ihr werth, Ada — glücklich sein! — Sie glaubte, in des Noachiden Seele zu lesen. Sie ahnte, was sein Herz bewege. Ada's unschuldige Seele lag offen vor ihr. Aber, nicht Hul, noch Ada mochten ahnen, was sie so tief empfand, doch nicht — sich klar gestand! — Der Noachide. —

Sie saß und — sann. — Da, plötzlich — stand es vor ihr! — Ein furchtbarer Gedanke! — Heute, zu Nacht — beim königlichen Mahl eine Phiole gebe den Ausschlag! — Der Zufall — tödte! — es braucht keiner Wahl — Verfallen sei Einer dem Tode! — Aber, es kam nicht da-

hin — doch war der Wille — That. — Und fernab rollte der Donner.

Adama feierte ein Fest. — Die Circusspiele begannen. — Das weite Amphitheater füllten achtzigtausend Zuschauer! — Die entferntesten Städte der Provinzen hatten Tausende und aber Tausende nach der Hauptstadt gesendet, das Außerordentliche zu schauen.

Die Königin saß auf der herrlich geschmückten Tribune, unterm Purpurzelte, umgeben von dem Schönsten, dem Ausgezeichnetsten! im köstlichsten Schmucke.

Das Wagenrennen machte den Anfang. Der Noachide lenkte ein muthiges Zweigespann! Ein bewunderter Heros stand er, im Kriegerschmuck. Aller Augen auf der Jünglingsgestalt! Er lenkte die purpurnen Zügel mit gewandter Hand, durchmaß siebenmal die Bahn, rund um die Säulen des Circus, staubaufwirbelnd; im rasenden Fluge, Allen — zuvor! Wie viele stürzten von dem Wagen! Unterm lauten Zuruf der Menge hielt er zuerst am Ziel, gewann den Preis. — Aus der Hand seiner huldvollen Königin erhielt er den Kranz aus Eichenblättern auf das Siegerhaupt. — Fernerhin, stand er zunächst bei ihr! und der süßen Ada. Denn, die Königin hieß den schönen Sieger herantreten, und sprach huldvolle Worte. — Und fernab rollte der Donner.

Die Fechterspiele begannen itzt. — Ringerkämpfe zuerst. Nackte, kräftige Gestalten, Männer voll Muskelkraft, rangen und schwangen, warfen sich gegenseitig in den Sand. —

Halbnackte Männer, mit kurzen Schwertern in den Händen, fielen sich an, auf Tod und Leben! — Das Volk entschied nach Gunst und Laune. Erhobene Hände, aufgereckte oder dem Boden zugekehrte Finger entschieden: ob sie von dem siegreichen Gegner den Todesstreich empfangen, oder leben sollten? — Und fernab rollte der Donner. — Und eine höchst sinnreiche Mechanik gab dem Circus eine neue Gestalt.

Es begannen die Thierkämpfe. — Eine wilde Masse gräulicher Scenen! — Grimmige Tiegerkatzen, Dromedare; wuthschnaubende Stiere, sandaufwerfend, mit hochgehobenem Schweif, brüllend! — Reiter, auf flüchtigen, windschnellen Rößlein; — eine Heerde bellender, heulender Hunde jeder Gattung, zum zerfleischen, oder — zerfleischt zu werden — bestimmt! — Blutiges Schauspiel! — entsetzliche Augenweide! — Und fernab rollte der Donner! — Es wetterleuchtete!

Da ließ man die Gefangenen in den Circus treten — Sie sollten mit den Thieren um ihr Leben kämpfen! — Gräßlicher ward die Scene. Eisesschauder machten Hul das Blut gerinnen in den Adern. Menschen trieben grausames Spiel mit Menschenleben! — Und fernab rollte der Donner.

Wieder änderte sich die Scene. — Durch eine bewunderungswürdige Erfindung der Mechanik öffnete sich ein Theil des Amphitheaters. Durch ein complicirtes Schraubenwerk wichen die beweglich gewordenen bevölkerten Gallerien, zur Rechten und zur Linken, und gewährten nun der ganzen Masse der Zuschauer eine Naturansicht nach dem, mit schönbewimpelten Schiffen gefüllten Hafen! — Der Golf

liegt ausgebreitet. Im Hintergrunde — das ungeheure, fluthende, dunkelgrüne Meer! Furchtbaren Ernstes schaut izt der gewitterschwangre, sturmdrohende Himmel herein.

Und höher herauf rollte — der Donner! — Es wetterleuchtete, rasch auf einander folgend, und ungemein heftig! Laute Donnerschläge krachten die Himmel hinab.

Adamas Schiffer sollten, mit ihren Lustbarken, dort im Hafen ein Schauspiel zum Besten geben. — Eine, aus dem Meer durch Kunstmittel aufsteigende Feuersäule war bestimmt, das Festspiel zu schließen. — Plötzlich — brachen ungeheure Windstöße herein — furchtbare Blitze und Donnerschläge wechselten ununterbrochen!

Die Menge ward von Entsetzen ergriffen! Der Orkan tobte in den Circus — zerbrach die Säulengänge. — Das Meer wogte und brauste, als wollte es grollend aus seinem Becken steigen. — Und es stieg herauf — und brach herein — und schleuderte die Schiffe auf's Land, und stieß sie vor sich hin über den Boden, und die Wogen wälzten sich rauschend darüber und spühlten sie fort und fort. — Hingeschleppt, hingeschleift, — rasend fortgetrieben — krachten und rauschten und stürmten sie — mit gebrochenen Masten und Segelstangen, mit flatternden, klatschenden Segeltüchern — gleich Gespensterschiffen! — hinein in das weitgeöffnete Amphitheater. — Furchtbar das Geschrei, Jammern und Wehklagen der Adamiten! der Männer, zarter Frauen und Kinder. — In jedem Einzelnen — nichts lebendig, als das Angstgefühl! der Drang, sich zu retten um jeden Preis — aus dem krachenden, brechenden, in Trümmer stürzenden

Holzgebäude! Das schwarze Himmelsgewölbe; — die, mit rasender Eile hinschwankenden Wolkengebirge; — das brausende, tobende, donnernde Meer; — der heulende Sturm! — alle Kräfte der Natur — entfesselt, losgelassen in nicht zu bändigender Wuth! — der Löwe, der Tieger, die grausame Hyäne selbst — Lämmer! gegen das Toben der Elemente; — Blitz auf Blitz! Nacht und Tag! krachende, schmetternde Donnerschläge! — prasselnder Platzregen! ungeheure Staubwirbel! — ein Sandmeer — die Luft! — heiße Windstöße, eiskalte Hagelkörner — Überall — Fall und Flucht! Angstruf, — Schrei der Verzweiflung; ein unlösbarer, sinneverwirrender Knäuel von Todesnoth! mitten im entsetzensvollen Aufruhr der Natur, im Riesenkampf ihrer, um die Herrschaft ringenden Kräfte. — Dazu das strömende, anfluthende Meerwasser, aus dem Becken des Hafens stets emporquellend, aufbäumend — die bauchigen Wasserberge, die sich begegnen, drängen, überstürzen, in — Schaumbälle und Nebel sich auflösen; dann wieder, grün heranrinnend, steigen, wachsen, abfließen und wiederkommen mit anschwellender Kraft, furchtbar rauschend, in reißender Schnelle! — Trümmergebälke! — ringende, schwimmende, stürzende, sinkende Menschen! mitten in den Haufen – wiehernde Rosse und wilde, gräßlich-heulende Bestien (wie markerschütternd auch ihre Stimmen, dennoch nur nahen Ohren vernehmbar!) — dieß — das Bild der Vernichtung, des Elends, das der Circus, der Platz bis zum Hafen, und jeglicher Raum bis zu den, die Stadt noch schützenden Steindämmen, aus ungeheuren Marmorblöcken aufgethürmt, darbot!

Die Königin hatte den Circus durch das sichere „Königsthor“ verlassen. Rosse erwarteten sie. Sie eilten. Die Rosse flogen. Ada und Hul — zunächst der Herrscherin! — Es galt, die Königsburg zu erreichen. — Noch ein Platz zu durchschneiden! und sie erreichen die Burg.

Da rauscht es heran — dort strömt die Fluth die Straßen vom Hafen herauf. — Eine andere Wendung ist zu nehmen, wollen sie nicht fortgerissen werden vom Wassersturz und Wogenschwall! — Dort liegen die Königsgärten! auf sanftanstrebenden Hügeln steigen die Baumgänge empor. — Droben liegt ein Gebäude, fest und hoch geräumig genug, Allen Schutz zu gewähren! wie leicht ist's, dahin zu gelangen! Ein Wiesengrund von kaum tausend Schritten führt dahin. — Durch den Sturm hinjagen die athemlosen, geängstigten, schnaubenden Rosse.

Plötzlich schlägt ein furchtbares Rauschen, wie Wasserfall, an das Ohr der Reiter. — Das Meer schleicht — in langen Wellen, — in schwachrollenden Wogen, — ein sprudelnder, schäumender Gießbach in colossalem Verhältniß — heran — der Steindamm ist durchbrochen! oder — das Meer hat ihn überstiegen! — Woge auf Woge — plätschern und klatschen sie, näher und näher! — sie kommen! — sie rollen! — sie näßen schon wachsend den Boden, — Schon fließt es, und spielt um die Hufe, um die Fesseln der Rosse! — Wellenberge rollen hinüber und herüber, herauf, heran — Woge folgt der Woge. — Da klatscht und stürzt es — im Rücken der Reiter! — eine Woge über sie hin! ein zerfließender Wellenberg. — Viele Reiter sitzen noch! —

viele — liegen — umgespült, und wälzen sich im Schlamm — Fluthen über sie, über Roß und Reiter.

Ein zweiter, höherer, mächtiger Wellenberg! und die Letzten sind verschwunden! — Hie und da taucht, kaum noch sichtbar, auf — der Kopf eines Rosses, — ein Menschenantlitz, — der geöffnete Mund lautlos, das Auge — kaum mehr schauend. — Ringende Arme heben sich aus der Fluth. — Eine dritte gewaltige Woge über sie hin! und sie kugeln, ein lächerlicher Knäul von Thieren und Menschen am Boden hin — Woge auf Woge folgt — Alle verschwunden! — Wo — die Königin? — Verloren! — dahin! — Hul? die süße Ada? — Dort — dort sitzt er noch, auf dem matten, muthlosen Weißroß! Ada — vor sich, die schöne, holde, Süße! — mit ritterlichem Arm umschlingt er ihren zarten, schlanken Leib. — So treibt er hin, — hoch auf der Fluth! — über ihnen — das ewig blitzende, flammende Wolkengebirge! um sie — der heulende Sturmwind! rings — der hallende Donner. — Da kommt es von ferne. — Es schwimmt heran — ein schwarzes Ungethüm — ein fahrendes Haus! — Der Mann Noah! — Ach! dort — Naëma — so nahe — die theure Schwester — — Nacht um sie! — ein Blitz — ein himmelberstender Schlag! „und die Wasser wuchsen, daß alle hohe Berge unter dem ganzen Himmel bedecket wurden. Fünfzehn Ellen hoch ging das Gewässer über die Berge, die bedecket wurden. Alles, was einen lebendigen Odem hatte im Trocknen, das starb. Allein — Noah blieb über, und was mit ihm in dem Kasten war.“

Die Rosen.

Legende
von
Rupertus.

Es war einmal in Thüringen
Ein Landgraf, reich an Ehre;
Von dem will ich, laut Chronika,
Euch singen eine Mähre.

Stolz thronte an der Ilme Rand
Sein Schloß ob reichen Gauen,
D'rin waltete mit frommen Fleiß
Die Krone deutscher Frauen.

Frau Hildegard, ein Engelbild
An Leib und Herzensgüte,
Pries männiglich, so Alt, wie Jung
Als eine Himmelsblüte.

Der Armen Mutter weit und breit,
Der Schwachen Schutz und Wehre,
Erquickte sie an Seel' und Leib
Das Volk mit Brot und Lehre. —

Der edle Landgraf aber war
Ein Knauser erster Größe,
Ihn rührte weder Freundes-Noth,
Noch eines Bettlers Blöße.

Mit scheelem Blick ersah er bald
In Speichern und in Schränken,
Wie Hildegard sie heimgesucht,
Die Armen zu beschenken.

Flugs schnob er wilde Zornesglut,
Ihn faßte Dampf und Schwindel:
„Fort von der Wartburg," rief er, „fort
„Ihr lumpiges Gesindel!"

„Und du, Frau Hildegard! sei klug
„Fein auf mein Wort zu hören,
„Und laß vom Trug des Gaunervolks
„Dein Herz dir nicht bethören."

„Behüte lieber, mein Gemahl,
„Die Spindel und den Rocken
„Und spare mir in Küch' und Herd
„Den Brosam und die Brocken."

Darauf gebot er alsogleich
   Den Pagen und den Köchen,
Die Liebesgab vom nächsten Zaum
   Den Bettlern abzubrechen.

Die Sclavenrotte — allbekannt
   Mit Herzen wie von Eisen —
Erfüllte stets mit roher Lust,
   Was ihr der Graf geheißen.

Da humpelten zerstreut, verjagt
   Die Kranken und die Greise,
Und weinten manche Thräne herb
   Und seufzten dazu leise.

Doch sieh! — an einem Frühlingstag —
   Der Graf las die Postille —
Da schlich Frau Hildegard sich fort
   Vor's Burgthor in der Stille.

Ein feiler Lauscher aber wacht
   Mit tückischem Behagen,
Und eilt, dem Grafen alsogleich
   Die Kunde zuzutragen.

„Auf, auf! du edler Graf und Herr,
   „Wer sollte das wohl denken?
„Zum Pförtchen schlich die Gräfin hin,
   „Die Bettler zu beschenken.“

„Ihr Schürzlein birgt mit schlauer List
„Manch Brötchen, manche Torte,
„Ich sah's — vergessen hat sie bald
„Des Herren strenge Worte."

Da stürzt der Graf in Eile fort,
Gewahrt, mit wildem Blicke,
Frau Hildegardis bangen Schritt's
Schon mitten auf der Brücke.

„Halt an, halt an, mein süß' Gemahl!
„Es will sich schlecht gebühren,
„So ohne Page, ohne Zof'
„Vor's Thor zu promeniren."

„„O zürnet nicht, mein lieber Herr!
„„Die Blüthenlüftchen wehen
„„So mild und sanft, da wollte ich
„„Lustwandelnd mich ergehen.""

„Ei, wirklich? Nun so sage an,
„Was färbt denn deine Wange,
„Hold' Eh'gemahl? und zeige mir,
„Was birgt dein Schürzlein bange?"

„„O trauter Herr,"" erwiedert d'rauf
Frau Hildegard mit Zagen:
„„Nur Rosen sind's, ich wollte sie
„„Zur Burgcapelle tragen.""

„Nur Rosen?“ höhnt er, „Rosen nur?
„Du meine Herzensgüte!
„Zeig her, zeig her, du frommes Kind!
„Die duft'ge Frühlingsblüthe.“

Er sprach's, und hob mit rascher Hand
Der Schürze Seiden-Decke:
Doch sieh! doch sieh! — — nur Rosen fand
Er hinter dem Verstecke.

Betroffen steht der edle Graf,
Dann wendet er mit Grimme
Sich ab, zur Ohrenbläser Schaar,
Und herrscht mit lauter Stimme:

„Merkt auf ihr feiles Klatschgezücht!
„Die Gräfin sollt ihr ehren, —
„Und wenn sie fürder Rosen bricht,
„Soll keiner mehr sie stören! —“

Ein Engel Gottes aber kam,
Die Rosen zu entrücken,
Dereinst mit ihrem Strahlenkranz
Die Heilige zu schmücken.

---

*

Eine Wiener Fabrik.

Nach dem Leben geschildert

von

E. Straube.

„Wohnung zu vermiethen im ersten Stock bestehend aus rc.“ las ich auf einem Hausthorzettel, und da ich eben in Quartiers-Nöthen war, so trat ich ein, stieg die Treppe hinauf und pochte an der ersten Thüre, die sich mir zeigte.

„Ist dieß die Wohnung, welche verlassen wird?“ fragte ich eine Magd, die mir öffnete.

„Waas ich nit,“ antwortete sie und ich sah mich verlegen nach Jemanden um, von welchem ich Auskunft in der Angelegenheit erhalten könnte.

Aus einem anstoßenden Gelaß tönten lachende Kinderstimmen und froher Gesang — das bestimmte mich; — ich überlegte nicht viel, klopfte, und trat in die Thüre.

Ein seltsamer Anblick war mir hier beschieden!

An langen Tafeln, rings an den Wänden, saßen oder standen junge Mädchen, dem Ansehen nach zwischen sechs und

zehn Jahren, durchaus reinlich gekleidet, offenbar sehr heiter, rund und rothbackig von Gesicht, die kleinen Schnäbelchen unablässig beschäftigt mit Scherzreden oder Trällern, und dabei mit den Händchen arbeitend, daß es eine Lust war.

Eh' ich aber noch ergründen konnte, was diese Kinder eigentlich treiben, trat ein alter Mann mit einem echten Patriarchen-Antlitze zu mir heran und fragte höflich nach meinem Begehren.

„Das ist gegenüber," gab er mir zum Bescheide, als ich meine Angelegenheit genannt hatte, „ein recht hübsches Quartier; nur hör' ich, nicht gut zu heizen. Der Inhaber wird für den Augenblick schwerlich zu Hause sein; ich sah ihn erst vor Kurzem weggehen."

Billigerweise hätte ich nun dasselbe thun sollen; allein der vergnügliche Anblick dieser glücklichen Kinder hatte etwas so Reizendes für mich, daß ich mein Auge nicht davon wenden konnte; es war mir, als schaute ich auf ein Beet voll Rosenknospen, von der goldigsten Maisonne beschienen.

„Sie entschuldigen," stotterte ich, machte einen Scharrfuß und — starrte nach den Mädchen. Der Altvater lächelte.

„Wenn ich nicht irre," sagte er, „so befremdet Sie das Gewerke dieser Kinder, welches Sie wohl gar nicht begreifen. Treten Sie immerhin näher und betrachten Sie sich meine Fabrik!"

Ohne mich an dem letzteren Worte zu stoßen, dessen Bedeutung ich hier nicht verstand, schoß ich wie ein Pfeil zu den Tischen, schaute hierhin, schaute dorthin, und — war so klug als zuvor.

Hier standen ein Paar Mädchen, welche Papierstreifen, etwa zwei Zoll lang, ausschnitten; ein Paar andere bestrichen sie mit Leim und ihre Nachbarinnen klebten sie auf einander; eine dritte Gruppe strich sie glatt, worauf sie an die Nebenstehenden kamen, wo ein Ende umgestülpt und weiterhin abermals mit einer Klebrigkeit überzogen wurde; — den übrigen Verlauf konnte ich, da die Tafeln zu entfernt standen, nicht mehr ausnehmen.

„Sie sind hier," nahm der Patriarch wieder das Wort, als erriethe er meine Auskunftlosigkeit, „Sie sind hier in einer Fabrik von Zündhölzerkapseln. Folgen Sie mir einen Augenblick durch mein bescheidenes Atelier und Sie werden sich überzeugen, daß auch die geringfügigste Thätigkeit durch Ordnung und rechten Betrieb ehrwürdig werden könne."

Wir schritten nun zwischen den Tafeln entlang, wobei mein Alter seine Noth hatte, die Kinder im Zaum zu halten, welche durch seine Gegenwart ganz aus dem Geleise gebracht schienen: hier haschte eines nach seiner Hand, um sie zu küssen oder doch zu tätscheln; dort zupfte ihn eines am Kleide und lächelte ihn, wann er zurücksah, mit schalkhafter Freundlichkeit an, vergnügt, einen Blick von ihm weggekriegt zu haben; hier hängte sich ein Trupp an seine Arme und Knie; dort brachte man ihm einen für ihn aufgesparten Pfirsich mit frohem Jauchzen ob seiner verkünstelten Überraschung; hier wurden ihm Worte der Liebe zugerufen, dort kletterte ein kleiner, dreister, raschentschlossener Schnabel flink einen Tisch hinan und überfiel den Greis mit einem herzhaften Schmatz; es war ein Tumult und Spectakel, daß von der

früheren Ordnung und Regelmäßigkeit alle Spur verschwunden schien.

„Da sehen Sie einmal die Rangen," schmunzelte der Fabrikant und in seinen Augen glänzte es feucht und seine Stimme strebte vergebens nach Festigkeit, „die kleinen Schelme mögen mich so wenig, daß ich befürchten muß, wenn ich mich unter ihnen sehen lasse, schier zerrissen zu werden! — Na, geht Kinder, geht," fuhr er fort, seinen Ton zu einer Strenge steigernd, die ihm Niemand glaubte, „schämt euch vor dem fremden Herrn und laßt einmal sehen, ob ihr hübsch fleißig sein könnt! Wer mich lieb hat, geht gleich zur Arbeit!"

Wie der Blitz flogen die Kinder auf ihre Plätze und ich konnte nun meinen Cicerone verstehen, welcher mir alle Theile des Geschäftes erklärte.

„Sehen Sie," sagte er, „hier werden die Streifen geschnitten und von Hand zu Hand geglättet, geleimt, gefalzt, umgeschlagen, zusammengefügt und unten verklebt; an dem letzten Tische dort werden die Deckel gemacht, und so das Werk vollendet. Alles geht wie am Schnürchen, ein Glied reiht sich an das andere, eine Hand hilft der andern, wie es in jeglichem Gewerbe des Menschen der Fall sein muß, wenn es gut gehen soll, Eines fördert das Andere, ein Theilchen schließt sich an das andere, und in einem Nu können Sie so ein winziges Menschenwerk von seinem Entstehen bis zu seiner Vollendung begleiten. Von Neid, Gehässigkeit und Scheelsucht wegen des besseren Antheils an der Arbeit werden Sie keine Spur finden; keines will einen Vorzug, keines dünkt sich besser als das andere, jedes ist

zufrieden, wenn nur das Geschäft von Statten geht und sein kleiner Lohn gedeiht. Diese Kinder kennen keine Habsucht; ihnen ist der Erwerb nicht Zweck, sondern gleichsam ein Ehrenpunct, durch welchen sie in der bürgerlichen Gesellschaft eine ihrem Alter angemessene Geltung zu gewinnen wissen. Dabei erhebt sie der Gedanke, ihren armen Eltern einen kleinen Beitrag zum Lebensunterhalte zu verschaffen; sie sind auf eine leichte, lohnende Weise beschäftigt, und indem ich für Hintanhaltung aller Unarten oder Bosheiten sorge, bemühe ich mich, ihnen Liebe zur Arbeit, Verträglichkeit und heiteren Sinn einzuflößen, so, daß weder ihre körperliche noch geistige Entwickelung in irgend einer Weise leidet.«

»Wie aber,« fragte ich bescheiden, denn der Mann flößte mir tiefe Achtung ein, »wie steht es mit dem Unterrichte, mit der religiösen Ausbildung?«

»Wenn ich Ihnen sage,« versetzte der Fabrikant ernst, »daß ich die Mädchen nur in den freien Stunden annehme, daß ich mir von Woche zu Woche die Zeugnisse der Lehrer und Katecheten verschaffe, daß ich selbst mit den Kindern über Religion, Sprachlehre, Leben Jesu und biblische Geschichte Wiederholungen halte, daß ihre größte Freude darin besteht, wenn ich mich unter sie setze und ihnen erzähle oder sie ausfrage, so werden Sie immerhin beruhigt sein können und keine Scrupel mit sich fortnehmen dürfen. Mein Gewissen ist nicht nachsichtig genug, als daß es mir verzeihen würde, wenn ich so kleinherzig wäre, meine Ehrfurcht vor der Erziehung einem — Profitchen zu opfern!«

Ich drückte dem Manne warm die Hand; am liebsten

würde ich sie ihm geküßt haben; das aufgeweckte Wesen der Kinder, die Sittlichkeit ihres ganzen Betragens und die auffallende Liebe, womit sie an dem Greise hingen, ließen wohl keinen Zweifel an seinen Worten Raum.

Er erklärte mir nun, wie viele Dutzend Zündhölzerkapseln in einem Tage producirt, wie sie bezahlt und wie den Kindern der Arbeitslohn bemessen würde; dann schloß er mit den Worten: „Die Kinder sind eigentlich meine Wohlthäter und Ernährer; das weiß ich recht gut und behandle sie darum auch wie ein dankbarer Freund. Ich hatte etwas Tüchtiges gelernt und kam nach Wien, um mir eine Existenz zu gründen; doch Alles schlug mir fehl und ich gerieth mit meinem seligen Weibe in die tiefste Noth. Da ward ich einem Fabrikanten chemischer Producte empfohlen, welcher mir einen kleinen Verdienst zuwendete, indem er mir die Verfertigung der Papierkapseln zuwies, welche er zu den Zündhölzchen bedurfte. Sie wissen, wie schnell diese neue Erscheinung alle früheren Zündemittel verdrängte; bald konnte ich dem Bedarfe des Fabrikanten nicht mehr entsprechen und verfiel nun auf die Idee, welche sie hier, zum vollen Gedeihen erwachsen, lebendig vor sich sehen. Ein auf so winzige Mittel beschränktes Geschäft paßt natürlich am besten für kleine Fingerchen, die dann auch das Ganze nach meiner Anweisung bestreiten; die Einkäufe und Vorbereitungen gehören dabei in meinen Bereich. Jetzt, Gottlob, bin ich gegen die Feindseligkeiten des Schicksals geborgen und glaube, meinen Wohlstand mit gutem Gewissen als das Product meines Fleißes, meiner Betriebsamkeit ansehen zu dürfen.

Drücke ich einst die Augen zu, so sind meine Erben schon ernannt!«

Der Mann verneigte sich, Abschied nehmend gegen mich, ich drückte noch einmal seine Rechte mit jenem Drucke, durch welchen sich die Herzen begrüßen, und ging, die Brust voll Rührung und Freude. Wer mit solchen Gesinnungen lebt und wirkt, ist, auch wenn er sich nur im kleinsten Kreise bewegt, ein Ehrenmann!

Ihr Herren und Damen, die ihr so oft ein Zündholzkapselchen achtlos wegwerft, wann der Inhalt verbraucht worden, nehmt künftighin dergleichen Dinger mit Achtung zur Hand und laßt sie euch als Beispiel sinnreicher, belohnter Thätigkeit im Kleinen merkwürdig sein!

Das Bild der heiligen Cäcilie.

Novelle
von
Eduard Anschütz.

„Kommst du endlich?“ rief Mathilde der heimkehrenden Mutter entgegen. „War es auch recht, mich mit einem fremden Manne allein zu lassen?“

„Mit einem fremden Manne?“

„Nun gingst du nicht gerade um die Stunde fort, als der Singmeister kam?“

Lachend erwiederte die Mutter: „Ja liebes Kind, die alte kranke Cousine bedurfte dringend meines Besuches, und bist du nicht ein wohlerzogenes sittsames Mädchen, dem der kleine, schwarzgelbe Neapolitaner doch wohl nicht gefährlich werden kann?“

„Aber,“ wendete die Muthwillige ein, „er ist schon längst wieder fort und du weißt, daß ich gerne plaudere, daß mir nichts mehr zuwider ist, als die Einsamkeit. Denn wenn alles um mich her still und schweigsam ist, meine ich

immer in la Trappe zu sein. Zur Strafe für dein langes Ausbleiben, mußt du wenigstens auf der Stelle anhören, was ich heute gelernt habe.«

Sie flog zum Fortepiano und sang mit reinen, wunderlieblichen Tönen, eine große italienische Arie, zu welcher sie, nicht minder trefflich, die schwierige Begleitung spielte.

Beifällig wiegte die lauschende Mutter den Kopf, eben so stolz als erfreut, über die seltenen Talente ihrer reizenden Tochter.

Kaum hatte der Gesang geendet, als sich im Vorzimmer ein leises Hüsteln vernehmen ließ. Die Mutter blickte durch die halb offen gebliebene Thür und das bekannte Gesicht eines Freundes erkennend, sprach sie zutraulich: »Nur näher Herr Stille! Sie werden doch nicht da draußen sitzen bleiben und unsere Einladung abwarten wollen?« Mathilde dagegen schäckerte. »Schickt sich das, so verstohlen hereinzuschleichen und den Horcher zu spielen?«

»Verzeihung!« entgegnete der Eintretende, »ich wagte nicht zu stören, denn es wäre wahrlich Frevel gewesen, einen Gesang zu unterbrechen, welchem die Schutzpatronin der Musik, die heilige Cäcilie selbst, mit einigem Vergnügen ihr Ohr leihen würde.«

»Ei, ei!« fuhr Mathilde in ihrer neckenden Weise fort: »Das ist ja eine ganz neue Entdeckung, die ich an Ihnen mache. Seit wann sind Sie denn so galant geworden?«

Stille faßte mit der Hand nach seiner Brust, der lautlose Husten stellte sich wieder ein und in einem, fast weh-

müthig klingenden, mit Mathilden's Scherze wenig übereinstimmenden Tone, erwiederte er: „Wie mißdeuten Sie meine Worte, liebes Fräulein, wenn Sie glauben, ich wollte nur galant gegen Sie sein, in dem nichts sagenden, alltäglichen Sinne des Weltverkehrs. Nein, es war der lebhafte Ausdruck eines Gefühles, zu welchem Ihre vollendete Meisterschaft mich hinriß.“ Rasch einhaltend, als ob er zuviel gesagt habe, setzte er nach einer kurzen Pause ruhiger und gefaßter hinzu: „Möglich, daß ich in der Form fehlte, aber bedenken Sie, daß wir Maler auch Poeten sein müssen und denen ist ja von jeher ein erhöhter Styl in Schrift und Rede zugestanden.“

Mathilde schien von dieser letzteren Äußerung eben nicht geschmeichelt zu sein, wie ein leichter, spöttischer Zug ihres Mundes andeutete. Die Mutter aber gab dem Maler einen Wink, neben ihr Platz zu nehmen und sagte: „Eine schöne Kunst, die Sie treiben, Herr Stille.“

„Schön, verehrte Freundin, ist jede Kunst, wenn man sie als Künstler in völliger Freiheit des Schaffens, in muthvollem Vertrauen auf anerkannte Kraft ausüben kann. Doch ich bin leider fern von diesem glänzenden Ziele und werde schwerlich je dazu gelangen.“

„Allzu bescheiden,“ entgegnete die Mutter, „haben Sie doch in den wenigen Jahren, seit Sie sich Ihrem Berufe gänzlich widmeten, schon die erste Stufe Ihres Verlangens erreicht, da Sie immer hinlängliche Beschäftigung finden, um vor Mangel gedeckt zu sein.“

„Aber auch nur soviel, um nicht Mangel zu leiden, und

für ein warmes Künstlerherz ist es ein bitteres Gefühl, nur für den Erwerb arbeiten zu müssen.«

»Je nun,« ermunterte die theilnehmende Freundin, »es wird schon besser kommen. Sie müssen nur mehr Vertrauen zu sich selbst fassen und keiner hypochondrischen Grille Raum geben. Aber das ist meistentheils die Folge des Alleinseins bei den Männern. Sie sollten sich eine Gattin suchen, die Ihnen liebevoll tragen hälfe, dann würden Sie das Leben von einer freundlicheren Seite ansehen und gewiß auch muthiger und heiterer auf Ihrer Künstlerbahn fortschreiten.« Seufzend erwiederte Stille: »Auch diese Fernsicht, die schönste, welche die Erde bietet, wird für mich wohl ewig eine Fernsicht bleiben. Ich weiß es nur zu gut, daß mein schwaches Talent nie die Höhe des Ideales erreichen kann, welches in mir lebt. Aber auch dem begabtesten Künstler muß das Glück zur Seite stehen, wenn er sich emporschwingen soll, und ich bin kein Glückskind, verstehe nicht, mir das zu erwerben, was man Ruf nennt, den die Welt meist höher schätzt, als gediegene Kunst, den sie allein mit ihrem Golde belohnt! Wie möchte ich also daran denken, mir einen eigenen Hausstand zu gründen; zumal hier, in der Residenz, wo die Anforderungen groß sind und alles, was das Leben verlangt, in einem Maße gesteigert ist, daß ein so wenig beachteter Maler wie ich, seiner Gattin eben keine heitern Tage bereiten würde.«

Stille hatte das Lieblingsthema der Mutter berührt. Wortreich beklagte sie den immer wachsenden Luxus der heutigen Welt, die zunehmende Theuerung jedes Bedürf-

nisses, den ewigen Wechsel der Moden, und das Gespräch drehte sich nun — allerdings ziemlich prosaisch — um ökonomische Gegenstände.

Mathilde war unterdessen ans Fenster getreten, suchte — mit den Fingern am Munde spielend — ein unwillkürliches Gähnen zu verbergen und blickte theilnahmlos durch die Scheiben, bis sie plötzlich einen ängstlichen Schrei ausstieß.

Erschrocken fuhr Stille von seinem Stuhle auf und die Mutter fragte besorgt, was ihr fehle? „Ach!“ antwortete sie, „Baron Brandau ritt eben vorüber und sein Pferd machte einen so gefährlichen Sprung, daß es mir durch alle Glieder zuckte. Doch —“ fuhr sie lächelnd fort, indem sie mit gespannter Aufmerksamkeit wieder hinunter sah — „er hat das wilde Thier schon zu bändigen gewußt. Wahrhaftig er muß ein eben so geschickter Reiter sein, als er ein guter Tänzer ist.“

„Ein guter Tänzer?“ fiel die Mutter verwundert ein, „woher weißt du denn das? Hast du irgendwo seine Bekanntschaft gemacht?“

Ein wenig verlegen, doch mit dem gleichgiltigsten Tone, welchen sie in der Eile finden konnte, erwiederte Mathilde: „Ja wohl, Mütterchen, vorigen Winter in den Soireen bei der Tante, die du nicht besuchen wolltest, weil du krank warst und die Nachtluft scheutest. Es ist übrigens nicht meine Bemerkung allein, daß er beim Tanze seines Gleichen sucht: alle Mädchen und Frauen, sogar die ältern, die ihm nur zusahen, waren in diesem Stücke seines Lobes voll.“ Stille

bekam abermals einen heftigen Anfall seines bösen Hustens und wurde so zerstreut, — daß er der Mutter, welche den abgerissenen Faden wieder aufnahm, oft die verkehrtesten Antworten gab, ja manche an ihn gerichtete Frage ganz unerwiedert ließ. So entstanden häufig jene unangenehmen Stockungen in der Unterhaltung, welche der gewandtere Weltmann auf jede Weise zu vermeiden trachtet, und der Maler wußte sich endlich nicht besser aus der Schlinge zu ziehen, als daß er nach der Uhr sehend, ein dringendes Geschäft vorschützte und sich eilfertig empfahl.

»Ein recht braver Mann,« sagte die Mutter, als er fortgegangen war.

»Aber langweilig, Mütterchen,« spöttelte Mathilde, »zum Sterben langweilig! Zu Viertelstunden kann er in einer fröhlichen Gesellschaft sitzen, ohne den Mund aufzuthun und wenn es zum Tanzen kommt, spielt er gar eine höchst traurige Rolle. Meine schwache Brust, spricht er entschuldigend, wenn man ihn fragt, warum er nicht Theil nimmt, und dann sieht er dem lustigen Springen mit einem Gesichte zu, als ob er hundert Meilen davon in einer Sandwüste säße.«

»Ja, ja, so seid ihr jungen Mädchen!« schalt die Mutter. »Eine glänzende Außenseite und die gefällige Gabe zu unterhalten bestechen euer Urtheil über einen Mann, und ist er gar ein guter Tänzer, so kommt ihr ihm schon mit halbem Herzen entgegen.«

»Mütterchen,« antwortete Mathilde mit komischem Pathos, »des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder! Sollen wir armes junges Menschengeschlecht uns nicht des

kurzen Wonnemondes erfreuen und lieber mit den Fröhlichen fröhlich sein dürfen, als an der Hand der Langenweile durch dieses irdische Jammerthal dahin wanken?«

Ohne die schalkhafte Ironie zu beachten, fuhr die Mutter fort: »Und unser Stille zumal ist ein gebildeter und geschickter Mann, den man nicht nach dem flüchtigen Augenscheine abfertigen muß. Sein größter Fehler ist die allzu geringe Meinung, die er von sich selbst hat. Darum zieht er sich oft schüchtern zurück und erschwert es einem nur vorüberfliegenden Auge, den innern Gehalt seines Geistes und Gemüthes aufzufinden. Überdieß ist er fleißig, rechtschaffen und häuslich und hätte er nicht selbst gesagt, daß er noch an keine Heirath denken könnte, würde ich ihm mit Freuden meine Einwilligung geben, wenn er um deine Hand anhielte, denn daß du ihm nicht gleichgiltig bist, glaube ich bei mancherlei kleinen Veranlassungen bemerkt zu haben.«

Mathilde schüttelte verneinend die vollen Locken. »Mütterchen, du bist eine kluge und erfahrene Frau, aber dießmal hast du fehlgeschossen. Ich müßte doch gewiß auch etwas davon gemerkt haben; denn ein Mädchen spürt es leicht, wenn es einen ungewöhnlichen Eindruck hervorgebracht hat. Aber Niemanden nähert sich Stille gerade weniger, als mir, bei Keiner ist er einsylbiger und wortkarger, und wenn er mir je einmal etwas Schönes sagt, gilt es nur meinem Gesange. Nun siehst du, wenn ich wirklich hübsch singe, so spricht wohl der sinnverwandte Künstler aus ihm, aber der Liebhaber sicherlich nicht, und, aufrichtig

gesagt, von einem solchen habe ich mir noch immer ein ganz anderes Bild entworfen."

„Natürlich, natürlich," spöttelte nun ihrerseits die Mutter. „Ein Junkerchen wie Milch und Blut, mit glattem Gesichte, schön wie ein Adonis, ein fertiger Tänzer, ein toller Reiter; dabei galant, zierlich, neckisch und vor allen Dingen reich, damit es an Putz und prächtiger Equipage nicht fehle. Solchen Träumen geben sich die Mädchen gar zu gern hin, die eben erst in die Welt getreten sind. Aber die Herzensherrschaft unseres Geschlechtes ist von beschränkter Dauer: jedes — Jährchen nimmt einige flimmernde Steine aus der Siegeskrone weg und schon Manche, welche die Saiten gar zu hoch spannte, blieb am Ende sitzen oder ergab sich einem Gatten, den sie zehn Jahre früher mit stolzen Mienen würde abgewiesen haben. Darum folge meinem gutgemeinten Rathe, laß von deinen Anforderungen ein wenig nach und wähle mit minder kritischen Blicken unter den Bewerbern, an denen es dir, Gott Lob! bis jetzt nicht gefehlt hat, damit ich dich beruhigt zurücklassen kann, wenn mich der Tod mit deinem seligen Vater wieder vereinigt."

Schmeichelnd lehnte Mathilde die blühende Wange an die mütterliche Brust und sagte: „Bis dahin hat es noch lange Zeit und wer weiß, was geschieht — vielleicht bald!" — Erröthend riß sie sich los und sprang mit dem Ausrufe: „Ach, der Papagei hat heute noch kein Futter bekommen!" zur Thüre hinaus.

Überrascht sah ihr die Mutter nach: „Sollte sie hinter

meinem Rücken? — Nein, nein, das sieht ihr nicht gleich!«

Den Kopf gesenkt, mit trüber tiefsinniger Miene saß Stille vor einem angefangenen Bilde an seiner Staffelei; die linke Hand ruhte mit der Palette nachlässig auf seinem Schooße, die Rechte, welche den Pinsel hielt, hing schlaff an der Stuhllehne nieder.

»Schon wieder in melancholische Träumereien versunken?« rief Baron Brandau, indem er ihm auf die Schulter klopfte. Der Maler, welcher den Kommenden nicht bemerkt hatte, wendete sich rasch nach ihm um und erwiederte: »Hätte ich etwa keinen Grund dazu? Während mich es drängt und treibt, nur einmal ein Werk zu schaffen, welches den Funken anfachen könnte, der in mir glimmt und mich vielleicht begeisternd über das schale Alltagsgewühl erhübe, muß ich hier um des armseligen Brotes willen Kraft und Zeit an einem geisttödtenden Conterfei vergeuden. Sehen Sie es nur selbst an: das feiste Gesicht einer ehrsamen Bäckerswitwe, die sich für ihren vierten Verlobten malen läßt. Wie möchte sich bei solcher Frohnarbeit der Künstlergenius stärken. O! wie gleichigltig haben schon Tausende Lessing's Worte gehört: »Die Kunst geht nach Brot, mein Prinz« und Wenige haben begriffen, welchen niederdrückenden Gedanken sie aussprechen. Ich kann sie nie vernehmen, ohne daß mir die Augen übergehen.« — »Ungeduldiger,« wendete Brandau ruhig ein, »Ihr Glücksstern wird schon aufgehen; von der Zukunft läßt sich Vieles hoffen.«

„Hoffen? Wohl dem, der sich noch an diesem Strohfeuer wärmen kann! Ich, Freund — bedauern Sie mich! — ich habe längst verlernt zu hoffen.“

Ein schwerer Seufzer wand sich dabei aus der hüstelnden Brust des Mißmuthigen.

Brandau maß ihn mit scharfem, durchdringenden Auge, dann begann er: „Seien Sie aufrichtig, Freund, die Fesseln, welche Sie in Ihrem künstlerischen Wirken hemmen, sind nicht die einzigen Ursachen Ihrer Verstimmung, Sie drückt noch ein anderer, verborgener Kummer und wenn mich mein Bischen Beobachtungsgabe nicht täuscht, ist der Quell desselben — die Liebe.“

„Und wenn dem so wäre, was weiter?“

„Was weiter? Je nun, dann würde ich an Ihrer Stelle dreist vor die Geliebte hintreten, ihr die Hand reichen und sprechen: Willst du mein beschränktes Loos mit mir theilen? Ist sie Ihrer Liebe werth — und Sie können nur eine solche wählen — so wird sie freudig einschlagen und das Leben wird Ihnen wieder in einem heitern Lichte erscheinen: selbst die Frohnarbeiten Ihrer Kunst, wie Sie sie nennen, werden Ihnen dann leicht von der Hand gehen, denn es gälte ja für Weib und Kind sich zu mühen, und dieser Gedanke macht auch Widerwärtiges süß.“

Der Maler ließ ihn nicht weiter reden. Er hob sich schnell empor, drückte die Freundeshand und sagte: „Sie haben ein liebliches Gemälde vor mir entfaltet; nur Schade, daß es nicht zu meiner Lage paßt, denn ich liebe, ohne auf Erwiederung rechnen zu dürfen. Aber da Sie mein Geheim-

niß errathen haben, sollen Sie auch mehr davon wissen, denn es thut wohl, den lange allein gehegten Gram einer theilnehmenden Seele zu eröffnen, selbst da, wo keine Hilfe möglich ist. Eine kurze Schilderung meiner Lebensverhältnisse wird auch Sie überzeugen, daß ich nichts mehr erwarten kann noch darf.«

»Dem Wunsche meines Vaters nachgebend, widmete ich mich den Studien. Ich achte die Wissenschaft, wie es ihr gebührt, aber der trockene Buchstabe goß kein Öl in die Flammen meines Herzens, dessen ganze Neigung sich der Malerkunst zugewendet hatte. Leider konnte ich dieser nur spärliche Augenblicke widmen und so verstrich mir eine Reihe von Jahren, ungenützt für meinen Zweck und unbefriedigt für die Sehnsucht, welche mich verzehrte. — Da brach der Feind herein. Wie tausend gleichgestimmte Jünglinge, griff auch ich zu den Waffen und wählte, von der poetischen Schwärmerei des Ritterthumes hingerissen, den Reiterdienst. Fast alle Schlachten schlug ich mit, und obschon ich stets dem Rufe der Ehre genügte, ward ich doch nie verwundet. Nur in dem letzten Treffen, welches vor dem Friedensschlusse noch statt fand, stürzte mein Pferd, von einer Kugel getroffen, zusammen und begrub mich im Falle unter der Last seines Leibes. Dieß war die Veranlassung meines Brustübels und eines langwierigen Siechthumes.«

»Bald nach meiner anscheinenden Genesung starb mein Vater. Ich war nun Herr meines Willens und betrat endlich die Bahn, zu welcher ich mich von der Natur bestimmt wähnte, doch leider schon zu spät für die lange Kunst und

das kurze Leben! Das kleine väterliche Erbe, welches mir zugefallen war, wurde durch die ersten Jahre meiner neuen Studienzeit verschlungen und als ich kaum die Flügel mit einiger Selbstständigkeit zu rühren vermochte, sah ich mich genöthigt, die Kunst schon nicht mehr als Kunst, sondern als prosaischen Erwerb zu betreiben. — Nur wer selbst mit grenzenloser Liebe zu seinem Ideale, in gleicher Lage sich befand, kann begreifen, wie mich das schmerzte. Deßhalb will ich Sie mit keiner langen Auseinandersetzung von dem aufhalten, was in mir vorging und was mich noch täglich drückt.«

„Dennoch wäre mir vielleicht ein Schimmer von Glück geblieben, wenn sich das Schicksal begnügt hätte, mich nur von dieser Seite anzugreifen, aber es hielt noch einen schärfern Pfeil für mein Gemüth bereit. Ich lernte ein Mädchen kennen, in jugendlicher Fülle blühend, wie eine eben entfaltete Centifolie; ewig heiter, gleich einem lächelnden Frühlingsmorgen, geschmückt mit den herrlichsten Vorzügen des Geistes und des Herzens, die eine sorgfältige Erziehung zur schönsten Reife brachte, und — was mich am meisten an dasselbe kettete — begabt mit einem Kunsttalente, welches ihm alle Herzen gewinnt. Dabei bedachte es das Glück auch mit seinen irdischen Gütern reichlicher als mich; an Geburt und Vermögen steht es über mir, und so vollendet diese unheilvolle Liebe jenen Bruch zwischen mir und dem Leben, welchen das getäuschte Streben des Künstlers schon hervorgerufen hatte.«

Stille schwieg und heftete sein starres Auge auf den Boden. Der Baron, welcher ihn seit langer Zeit

liebgewonnen und sich mit wohlwollender Freundeswärme für ihn interessirt hatte, saß ihm eben so stumm gegenüber, das Ende der Erzählung in theilnehmender Spannung erwartend. Als aber jener den Mund nicht wieder öffnete, nahm er selbst das Wort, indem er mitleidig fragte: „So hat das Mädchen Ihren Antrag abgewiesen?“

„Abgewiesen?“ entgegnete verwundert der Maler. „Könnten Sie mir denn nach dem, was ich vorausschickte, noch den Wahnsinn zutrauen, daß ich es wagen würde, mich gegen dasselbe zu erklären? Gegen ein Mädchen, das mit allen Ansprüchen an die glänzendsten Partien ausgerüstet in der Welt steht? Ich, der bürgerliche, der unbekannte Maler, dessen aufwallende Gluth das vornehme Lächeln der rasch absprechenden Tadler bespöttelt, der hinwelkende, den Todeskeim schon in sich tragende Mann, vorgerückt an Jahren?“

„Erst sechs und dreißig,“ fiel Brandau begütigend ein.

„Gleichviel! Bin ich doch schon zu alt, um noch an einen bedeutenden Erfolg in meiner Kunst glauben zu dürfen; um wie viel weniger in der Liebe zu einem reizenden Geschöpf, in der schönsten Jugendblüthe. Oft, Baron, haben Sie und mehrere meiner Freunde mir den Vorwurf allzu zaghafter Bescheidenheit gemacht, aber — aufrichtig gestanden — es ist der Stolz, der mich zurückhält, mein Gefühl laut werden zu lassen. Ich könnte den Gedanken nicht ertragen, in die Schranken zurückgewiesen zu werden, mit welchen die Natur mich umgab, vielleicht auf eine bittere Weise zurückgewiesen zu werden. Und hätte ich etwas

besseres verdient, wenn ich so dreist wäre, das herrliche Mädchen zu einem Nichts herunter ziehen zu wollen? Nein, Freund, meine Neigung wird und muß der Geliebten ewig unbekannt bleiben. Wage ich es doch kaum, mir selbst ihren Namen zu nennen, verzeihen Sie also, wenn ich ihn auch vor Ihnen verberge.«

Mit Betrübniß erkannte Baron Brandau, welche tiefe Wurzeln die Melancholie in der Seele seines Freundes schon geschlagen hatte. Er wollte versuchen ihn zu erheitern und sagte in einem, fast an Scherz streifenden Tone: »Nun so durchaus Nichts sind Sie denn doch nicht, lieber Stille. Ein künstlerischer Funke beseelt Sie, darüber sind wir einig, und auch die Welt wird es früher oder später sein, wenn Sie ihn mit Ihren schwarzen Einbildungen nicht selbst austilgen. Was aber Ihre Liebe betrifft, so können Sie freilich zu keinem Resultate gelangen, wenn die Auserwählte nichts davon erfahren soll. Ein wenig Keckheit ist in allen Dingen gut und besonders in Herzensangelegenheiten. Man muß sich niemals zu gering anschlagen; es schmeichelt jedem Mädchen sich von einem wackern Manne vorgezogen zu sehen. Haben sich doch einst sogar die Göttinen zu sterblichen Menschen herabgelassen, und Ihre Geliebte ist ja irdischen Ursprungs wie wir, auch wird sie wohl auf keinem Königsthrone sitzen. Also Muth gefaßt! noch ist Ihre Sache nicht verloren. Wollen Sie aber den Versuch nicht selbst wagen, so nehmen Sie mich zu Ihrem Freiwerber. Ich bin nicht ungeschickt in diesem Felde, dafür mag Ihnen der Erfolg

bürgen, den ich für mich selbst errang, denn ich stehe als glücklicher Bräutigam vor Ihnen.«

„Sie, Baron?« fiel erstaunt der Maler ein.

„So ists und deßhalb war ich eigentlich gekommen, um Sie mit meinem Glücke bekannt zu machen, das ich in alle Himmelsgegenden ausposaunen möchte. Auch ich liebte ganz in Geheim ein treffliches, anmuthvolles Mädchen. Die Kluft, welche uns trennte, war zwar nicht groß, denn sein neuer Adelsbrief und mein Stammbaum, welcher auch noch keine lange Reihe von Ahnen zählt, hielten sich ziemlich das Gleichgewicht. Aber ich war nicht reich und das ebenfalls nur mäßige Vermögen der Angebeteten ist noch in den Händen ihrer Mutter. Indessen, weniger scheu, als Sie Freund Stille, gab ich ihr zu verstehen, daß ich sie liebe. Sie ließ es sich gefallen, wir wurden einig und als ich vor etlichen Tagen die Nachricht erhielt, daß ein kinderloser Vetter, den ich nie gekannt hatte, mich zum Erben seines bedeutenden Nachlasses ernannt habe, trat ich öffentlich als Bewerber um Mathildens Hand auf.«

„Mathildens?« fragte Stille, kaum hörbar, denn in schnellen Athemzügen hob sich seine kranke Brust, während Leichenblässe und flüchtige Röthe auf seinem Gesichte wechselten.

„Die Sie ja kennen, wenn ich nicht irre? Mathilde von Schönheim, die Tochter des verstorbenen Commerzienrathes,« fuhr der Baron in seiner Freude fort, ohne den veränderten Zustand des Malers zu bemerken.

Dieser aber brach plötzlich bewußtlos im Sessel zusam-

men. Ein Blutstrom quoll aus seinem Munde. „Um Gotteswillen! was ist Ihnen zugestoßen?“ schrie Brandau und rief, da keine Antwort erfolgte, die Hausbewohner zu Hilfe, indem er selbst davon sprang, um einen Arzt herbei zu holen.

Als er mit diesem zurückkam, hatte Stille bereits die Sprache wieder gefunden, aber ungestörte Ruhe war sein nächstes Bedürfniß geworden. Alles entfernte sich, auf Geheiß des Arztes, welchen Baron Brandau beim Weggehen voll Besorgniß fragte, was er von dem plötzlichen Anfalle halte. Achselzuckend entgegnete der kunsterfahrene Mann: „Ein Blutgefäß ist zersprungen; die Folgen lassen sich noch nicht mit Gewißheit bestimmen.“

Grüßend blickte die Sonne durch die sorgfältig geschlossenen Scheiben. Stille, welcher zum ersten Male das Siechbette verlassen hatte, wankte zum Fenster, um sich an ihren wärmenden Strahlen zu laben. Das geschäftige, summende Gewimmel der bevölkerten Hauptstadt belebte die Straßen und fleckenlos wölbte sich der blaue Himmel über den hohen Dächern. Der Maler hob das matte Auge zu ihm empor und lispelte: „Wirst du mich bald aufnehmen in deine heitern Räume, du weites, luftiges Zelt, ausgespannt über das ganze Geschlecht der Menschen, die mit raschem Gedränge durch einander wogen, unbekümmert um den armen, verlassenen Mitbruder, welcher sich anschickt ihnen auf ewig Lebewohl zu sagen, unbekümmert, wie um den Wurm, den ihr eilender Fuß zertritt. O! wie winzig klein erscheint

der Einzelne in dieser ungeheuern Fluth, wie armselig all sein Streben und Wirken, das er oft so wichtig und nothwendig im allgemeinen Weltvereine hält, wofür er seine Ruhe, seinen Seelenfrieden, ja wohl das Leben selbst in die Schanze schlägt! Und wie zerstäuben jene selbstgeschaffenen Glücksgebilde, jene lockenden, und unermüdlich verfolgten Phantome von Nachruhm und Größe, wenn er sich am Rande des Grabes sieht. — Du allein, heiße Flamme der Liebe, glühest in seinem Busen fort und erlischest nur mit dem letzten Athemzuge, der seinen Lippen entschwebt!«

Lautes Klopfen endigte das düstere Selbstgespräch. Stille nahm seine ganze Kraft zusammen, um ein vernehmliches Herein! zu rufen, bevor es vom Husten erstickt wurde.

Der Pfarrer der Allerheiligenkirche trat in die Thüre. Lächelnd nickte ihm der Maler zu, allein zu schwach, um dem willkommenen Gaste rasch entgegen gehen zu können, mußte er vielmehr durch einen Wink andeuten, daß dieser sich ihm nähern möge. Der würdige Mann erschrack, als er ihn näher ins Auge faßte. »Ei lieber Vetter,« rief er bedauernd aus, »wie ganz anders glaubte ich Sie zu finden. Was um des Herren willen ist mit Ihnen vorgegangen?«

Mit halber Stimme antwortete Stille: »Mein altes Brustübel hat mich wieder überfallen und abermals um einen Schritt dem Lande näher gebracht, welches wir dereinst Alle bewohnen werden.«

»Nun, nun,« tröstete gutmüthig der Pfarrer, »es werden Ihnen wohl noch viele Schritte zu machen übrig blei-

ben, ehe Sie dahin gelangen und ich hoffe, daß Sie mir Zeit lassen, Ihnen dort ein Plätzchen zu bestellen. Daß Sie eben gerade jetzt, jetzt erkranken mußten, thut mir doppelt weh, denn Sie werden nun schwerlich im Stande sein, das zu vollbringen, was ich von Ihnen verlangen wollte.«

»Und worin besteht es?«

»Sehen Sie, Vetter,« fuhr der Pfarrer fort, »ich habe Sie öfters klagen hören, daß sich Ihnen gar keine Gelegenheit bieten wolle, ein großes, der Kunst und Ihrer redlichen Bemühung würdiges Gemälde ausführen zu können. Leider war es mir in meiner Sphäre nicht vergönnt, Ihnen zu helfen, aber Ihre Klagen bekümmerten mich, denn ich kann mir es wohl vorstellen, wie einem aufstrebenden Künstlerherzen zu Muthe sein mag, wenn es von den eisernen Ketten der Nahrungs- und Lebenssorgen zurückgehalten wird und seine Tage in vergeblichen Anstrengungen dahin schwinden sieht. Von ganzer Seele wünschte ich immer, daß der liebe Himmel Ihr Anliegen erhören möchte. Nun haben sich gerade jetzt mehrere Wohlthäter unserer Kirche entschlossen, eine verwahrloste Seitenkapelle wieder erneuern zu lassen. Dazu ist denn auch ein großes Altarblatt nöthig geworden und viel wurde hin und her geredet, wessen Händen man es anvertrauen sollte. Ich dachte augenblicklich an Sie, allein die Herren wollten lange nicht daran, als ich ihnen einen unbekannten Namen nannte. Sie urtheilten eben wie die meisten Menschen, denen ein Name alles gilt und die sich um den innern Gehalt ihrer Gaben nicht sonderlich kümmern, wenn sie nur recht gewaltiges Aufsehen damit machen. Es würde

allerdings ihrer Eitelkeit mehr geschmeichelt haben, wenn es geheißen hätte, das neue Altargemälde ward auf unser Geheiß von diesem oder jenem berühmten Meister gefertigt. Das schreckte mich indessen nicht ab, Ihnen, lieber Vetter, das Wort zu reden, und um der Empfehlung größeren Nachdruck zu geben, zeigte ich den Zweifelnden das schöne Bild meiner guten Mutter, womit Sie mich, lange nach dem Hintritte der Seligen, so freundlich überraschten. — Die Wirkung blieb nicht aus. — Das ungewöhnliche Talent, aus dem Gedächtnisse, mit solcher Treue, die Züge einer Verstorbenen wieder zu geben, brachte Staunen hervor und unsere Sache war gewonnen. Ich erhielt den Auftrag, Ihnen die Ausführung des Altarblattes zu übertragen, und eilte ohne Verzug hierher, Sie davon in Kenntniß zu setzen. Unterwegs hatte ich mir schon Alles so schön gedacht, wie ich Sie mit der angenehmen Botschaft erfreuen wollte, daß endlich Ihr liebster Wunsch in Erfüllung gehen solle und wie Sie rasch zum Werke schreiten würden und es rühmlich vollenden zu Ihren und des Himmels Ehren. Nun aber muß ich Sie krank und schwach erblicken, kaum fähig den Pinsel in der zitternden Hand zu halten, und ehe Sie sich wieder erholen, bedarf es vielleicht einer längern Zeit, als ich Ihnen zur gänzlichen Beendigung des Gemäldes zugestehen kann.«

Unmuthig murmelte Stille: »Wie käm' ich auch zum Glücke, es zeigt sich nur um mich zu necken. Da erscheint endlich die längst ersehnte Gelegenheit, meine Schwingen zu prüfen, und ich siecher, elender Mensch kann sie nicht ergreifen, wenn kein Aufschub möglich ist.«

„Leider nur bis zum nächsten Cäcilientage, an welchem die Kapelle unabänderlich eingeweiht werden muß, weil das verlangte Gemälde eben das Bildniß dieser Heiligen ist.“

„Cäciliens Bild! Die heilige Cäcilie soll ich malen?“ rief Stille in der freudigsten Bestürzung aus. Eine der Erde nicht angehörende Glut schien plötzlich durch seine Adern zu strömen, das bleiche Antlitz färbte sich und seine Augen strahlten wie zwei funkelnde Sterne. Aufgerichtet stand er vor dem betroffenen Priester und hastig die Hand desselben ergreifend, sprach er: „Hochwürdiger Herr, ich nehme die Arbeit an; mein Wort darauf, daß sie zu rechter Zeit vollendet ist!“

Der theilnehmende Pfarrer, besorgt über das seltsame Auflodern des Malers, dessen Lebensgeister noch vor wenigen Minuten auszulöschen drohten, versuchte Einwendungen gegen den raschen Entschluß zu machen. Er bat den sichtbar Erregten, sich zu schonen und fürs Erste nur an die Wiederherstellung seiner erschütterten Gesundheit zu denken, alle anstrengenden Arbeiten des Geistes aber zu meiden und lieber — wie sehr es auch mit seinen innigsten Wünschen zusammentreffe — einem Vorhaben zu entsagen, welches ihn vielleicht wieder auf das Krankenlager zurückwerfen oder gar in das Grab stürzen könnte.

Umsonst! — Stille war nicht zu überreden. „Ich fühle,“ gab er zur Antwort, „daß meine schwache Kraft ausreichen wird. Gott ist mit mir! und eine weissagende Stimme mahnt in den Tiefen meiner Seele: Sei unverzagt, dieß Werk muß dir gelingen!“

Solchen Worten wußte der fromme Geistliche nichts entgegen zu setzen. Er faltete die Hände und sprach gerührt „Herr der Barmherzigkeit, du hast ein Wunder vor meinen Augen gethan. Laß nun auch ferner deinen Schutzengel über dem Haupte des Gläubigen wachen, daß er zu Ende führe, was er auf sich genommen und seine Zuversicht nicht zu Schanden werde!“

Mit wenigen Worten wurde nun das Nöthige verabredet und der Pfarrer schied, eben so überzeugt, als Stille selbst, das Bild der heiligen Cäcilie am festgesetzten Tage auf dem Altare prangen zu sehen.

Sobald sich der Maler allein sah, fing er mit größtem Eifer an, die vorläufige Zeichnung zu entwerfen und — wie schwer es ihm auch ankam — nach einigen Tagen war die Skizze schon fertig; bis in den kleinsten Theilen stand das Gemälde ausgeführt vor dem Auge seines Geistes und eine große, über zwei Rollen gespannte Leinwand erwartete Leben und Farbengebung von der kunstreichen Hand.

„Meine Zeit ist gemessen,“ sagte Stille zu sich selbst, indem er muthig und mit einer noch niemals empfundenen Sicherheit nach dem Pinsel griff. Oft versagten zwar die ermattenden Finger ihren Dienst, oft zwang die stechende Brust den Unermüdlichen abzulassen vom Werke und sich auf das Lager hinzustrecken, um die erschöpften Kräfte wieder zu sammeln. Dann aber floß von seinem Munde das brünstige Gebet: „Herr, mein Gott, verlaß mich nur jetzt nicht!“ und wie neu verjüngt stand er nach kurzer Ruhe wieder auf, sein theures Bild zu fördern.

Mit freudeglühenden Wangen stand Mathilde, bräutlich geschmückt, vor dem Spiegel. Neben ihr kniete die sorgsame Mutter, jede Schleife musternd, jedes Fältchen des reichen Gewandes ordnend und konnte sich nicht satt sehen an der geliebten Tochter, deren Schönheit ihr heute viel blendender als jemals erschien. Auch Mathilde mochte sich wohl eines kleinen Triumphes der Eitelkeit nicht erwehren, denn öfters betrachtete sie ihr Spiegelbild, von der Myrthenkrone im zierlich geflochtenen Haare, bis zur Spitze des kleinen, weißen Atlasschuhes, während ein zufriedenes Lächeln um ihre Lippen spielte.

Da rollte ein Wagen vor das Haus. „Er ist's, er ist's!" jubelte Mathilde und ehe noch eine Minute verging, stand Baron Brandau im Zimmer. Die Mutter eilig grüßend, wendete er sich an seine holde Braut, aber wie bezaubert von der reizenden Erscheinung, brachte er nur ein staunendes Ach! hervor und stürmisch breitete er die Arme aus, sie zu umfangen.

Entschlüpfend bot ihm Mathilde die Hand, denn selbst im Augenblicke der höchsten Wonne konnte sie den Eingebungen ihrer muthwilligen Laune nicht widerstehen. „Um des Himmelswillen, Brandau!" hob sie scherzend an, „mäßigen Sie die ungeheure Flamme. Ich möchte mich gern jahrelang an ihren Strahlen wärmen und wenn sie so ungestüm aufflackert, muß ich armes Ding befürchten, daß sie sich bald verzehrt und nichts als todte Asche davon übrig bleibt."

„Nie, nie wird das geschehen, süßes Wesen!" betheuerte

der Baron. „Mit immer gleichem Feuer wird mein Herz für dich glühen und ich selbst werde stets dein eigen sein, wie dieses Bild, welches ich dir zum Unterpfande ewiger Treue, an dem glücklichsten Tage meines Lebens übergebe.“

Bei diesen Worten zog er aus zierlicher Kapsel sein wohlgetroffenes Porträt hervor.

„Ei, wie schön!“ rief Mathilde.

„Und wie ähnlich!“ setzte die näher tretende Mutter hinzu. „Ist es vielleicht ein Werk unseres Stille?“

„O nein Mama!“ lachte der Baron, „der hat jetzt keine Zeit, sich mit uns niedrig gebornen Sterblichen zu befassen. Er malt an einem großen Altarblatte und zieht himmlische Gestalten auf die Erde herab. So sagte mir wenigstens sein Diener, denn ihn selbst habe ich seit Monaten nicht gesehen. Seine Thüre ist strenge verschlossen, wie eine Klosterpforte, und niemand erhält Einlaß, nicht einmal seine besten Freunde. Ich sollte das eigentlich ein wenig übel nehmen, allein dem Eigensinne der Künstler muß man schon etwas zu Gute halten. Wir verlangen Ungewöhnliches von ihnen und so sei es ihnen auch vergönnt, ungewöhnlich zu denken und zu handeln.“

„Darum hat er sich auch bei uns gar nicht mehr sehen lassen,“ fiel Mathilde ein. „Indessen ist es trotz alle dem doch nicht recht, daß er so gar keinen Antheil an den frohen Ereignissen eines Hauses nimmt, welches er vormals nicht selten besuchte. Ein Stündchen kann auch der Fleißigste zuweilen erübrigen.“

„Laß ihn gewähren,“ entschuldigte die Mutter, „ist

ihm doch endlich geboten worden, wornach er sich immer so lebhaft sehnte, worauf sein ganzes Denken und Trachten gerichtet war. Seine Kunst ist seine Welt und man darf ihn schon entschuldigen, wenn er zu Zeiten alles Andere darüber vergißt. Wer etwas Tüchtiges leisten will, muß sich einem Gegenstande mit ganzer Seele hingeben. Darum zweifle ich auch keinen Augenblick, daß Stille seine Aufgabe lösen und sich einen ehrenvollen Ruf begründen wird.«

»Wenn er ihn nur am Ende nicht zu theuer erkauft,« entgegnete Brandau. »Sein Diener zum mindesten hat mir keine angenehme Schilderung von dem Zustande unseres Freundes entworfen. Oft drückt ihn die äußerste Schwäche zu Boden, doch vergebens sind alle Bitten, daß er sich Erholung gönnen möge; mit hartnäckiger Willenskraft setzt er sich wieder zur Arbeit und malt so eifrig, als ob er zu befürchten hätte, daß ihn der Tod an der Vollendung hindere.«

Den Arm auf ihres Bräutigams Schulter gestützt, hörte Mathilde nicht ohne Theilnahme zu und wollte sich eben mitleidig über das Vernommene äußern, als einige anlangende Familienglieder sie glückwünschend umringten. Es waren die einzigen Zeugen, welche bei dem Trauungsacte zugegen sein sollten, denn man hatte verabredet, ihn in der möglichsten Stille zu vollziehen.

Die bestimmte Stunde schlug. Die kleine Gesellschaft setzte sich ein und die Wagen fuhren der Allerheiligenkirche zu.

Dort empfing sie der Pfarrer mit ernster Miene; irgend ein trüber Vorfall schien seine Stirne umwölkt zu haben.

Auf die Anfrage des Barons, ob er seine Bitte beherzigt habe, gab er zur Antwort: „Wir werden durchaus keine fremden Zuschauer haben. Ich wählte in dieser Absicht einen Seitenbau unserer Kirche, die seit kurzem wieder hergestellte Cäciliencapelle. Alles ist bereit und ich ersuche Sie sämmtlich mir zu folgen."

Unmittelbar nach der Ankunft begann die heilige Handlung und bald fesselte die herzliche Rede des Pfarrers die Aufmerksamkeit der Anwesenden. Alles hing an seinem Munde, nur die schöne Braut senkte jungfräulich sittsam das Auge zur Erde. Erst als der ehrwürdige Mann sie ermahnte, mit unerschütterlicher Liebe an ihrem Gatten zu hangen, ihn auch in Noth und Gefahren nicht zu verlassen, hob sie wie zu feierlichem Gelübde den Blick empor. Zufällig traf er das, ihr gegenüber stehende Altarblatt. Es zeigte die Gestalt der heiligen Cäcilie, allein das Antlitz — mit Erstaunen nahm sie es wahr — glich dem ihrigen. Ungewiß ob sie sich nicht täusche, blickte sie noch einmal nach dem wunderbaren Gemälde — es blieben unwidersprechlich ihre Züge. Aber es war ein Zauber überirdischer Begeisterung und himmlischer Glorie über sie ausgegossen, welchen die Natur auch der schönsten Sterblichen nicht verleihen kann. Majestätisch stand die Heilige an ihrem klangvollen Instrumente, über ihrem Haupte wiegten sich in blauer Luft die lieblichsten Engelsgebilde, mit Palmenzweigen und Lorbeerkränzen in den kleinen Händen, während zu ihren Füßen eine Menschengruppe, unter welcher, ganz am äußersten Rande, das blasse Gesicht des Malers Stille sichtbar ward, der mit gebeug-

tem Knie in anbetendem Entzücken nach der Heiligen hinaufschaute.

Mathilden ward es nun mit einem Male klar, daß der schüchterne Maler sie mit der innigsten Glut liebte und doch wieder mit einer Reinheit, daß er ein höheres Wesen in ihr verehrte. Sie fühlte sich sonderbar bewegt und mußte ihre ganze Fassung aufbieten, um das inhaltsschwere Ja nicht mit stammelnder Zunge auszusprechen. Brandau, welchen andere Gedanken beschäftigten, hatte das ausdrucksvolle Bild gar nicht beachtet und schrieb die Verwirrung seiner Braut den natürlichen Einwirkungen des, für jedes Mädchen so wichtigen Momentes zu.

Nach vollendeter Ceremonie lud der Baron den Pfarrer zur Theilnahme an dem freudigen Hochzeitsmahle ein, dieser aber lehnte die Einladung ab, indem er sagte: „Noch sind meine Berufsgeschäfte nicht abgethan. Unmittelbar von Ihrer Trauung, Herr Baron, ruft mich die Pflicht zu einem Leichenbegängnisse, dem ich mich um so weniger entziehen darf, als es einem entfernten Verwandten von mir gilt.“ „Dann freilich,“ entgegnete Brandau, „müssen wir auf das Vergnügen Ihrer Gegenwart verzichten, denn wer würde sich gestimmt fühlen, von der Bahre eines Menschen, der uns nahe stand, in ein jubelndes Hochzeithaus zu treten.“

Mit einem biedern Handschlage schied er von dem Priester und leitete im frohen Gefühle des errungenen Glückes die junge Gattin nach der Kirchenpforte. Schon tönte das dumpfe Grabgeläute vom Thurme und aus einer Nebengasse schwankte der prunklose Leichenzug hervor. Um das traurige

Gedichte

von

Fr. J. Schaffer.

1.

Epigramm auf den Speculanten X.

Man frägt sich in der ganzen Stadt:
Woher das viele Geld er hat?
Mir war es längstens schon bekannt:
Er ist ein Börsenspeculant.

2.

Auf Dichter Klug.

Der Dichter Klug erzürnte sich gar sehr,
Daß kein Gedank' vor Dieben sicher mehr.
Ihn sollte dieß am wenigsten erschrecken,
Er weiß sein Gut so schlau ja zu verstecken,

Daß, suchten Diebe mondenlang in seinen Bänden,
G e d a n k e n sie in allen auch nicht e i n e n fänden.

3.

Auf Sänger Staar.

Als Sänger geizt er nach der Bühne Kränzen
Und will der Erste sein auch im Salon;
Doch nicht gelingt es ihm, so recht zu glänzen,
Es fehlt ihm dort und hier am guten Ton!

Anton Melidonos.

Historische Skizze aus dem griechischen Befreiungskampfe.

Von

J. Pfundheller.

Auf dem höchsten Thurme Tripolizzas, der Hauptstadt von Morea, wehte wieder die Fahne des Kreuzes. Der kuhne Hellene Stalhis aus Zante hatte sie während des Sturmes vom 5. October 1821 dort aufgepflanzt.

Heiß und hartnäckig war der Kampf gewesen. Wüthend stürmten die Griechen unter Theodor. — Colocotroni, und den gewissen Tod vor Augen, leisteten die Türken eine verzweifelte Gegenwehre. Doch vergebens.

Griechische Soldaten hatten die Thürme eines Gefängnisses eingestoßen, und der Schrecken lähmte ihre Glieder, als ihnen aus dem Innern derselben ein hohläugiger Greis entgegenwankte, mit Lumpen bedeckt, und an den Füßen schwere Ketten schleppend. Es war einer der Bischöfe Morea's, den die Ungläubigen hier verschmachten ließen. Als

dieser Unglückliche das Tageslicht wieder erblickte, sprach er mit starker Stimme: „Es ist Christus, mein Mittler, Gottes eingeborner Sohn, für welchen ich leide und sterbe," worauf er, zu Boden stürzend, den Geist aufgab.

Diese erschütternde Scene steigerte den Ingrimm der Griechen auf das höchste, und vergebens erflehten jetzt von ihnen, welche bereits die wichtigsten Puncte der Stadt eingenommen hatten, Verwundete und Wehrlose ihr Leben. Ja, die Rache der Sieger schien erst damals gekühlt zu sein, als sie Tripolizza in Brand gesteckt hatten, und sahen, wie die Windsbraut in geschäftiger Eile die Flamme von Gasse zu Gasse und von Thurm zu Thurm jagte.

Als die Bewohner von Trippolizza das ihnen Verderben drohende Element nicht mehr zu bezwingen vermochten, erfüllten sie die Lüfte mit einem herzdurchbohrenden Jammergeschrei, denn sie hatten nun nur mehr zu wählen zwischen dem Säbel der Griechen, — und dem Tode in der Flamme. Doch dasselbe wurde von dem überall donnernden Rufe übertäubt: „Tod und Verderben den Ungläubigen!" und die Faust wurde nicht müde zu würgen, wie das Feuer nicht müde zu wüthen und zu verderben.

Erst die Nacht machte dieser Gräuelscene ein Ende. Als aber die Sonne wieder über den Landschaften des Peloponnes aufging, war seine Hauptstadt kaum mehr, als ein Schutthaufen zu nennen, welcher noch von dem Blute seiner erschlagenen Vertheidiger träufelte. Verschwunden aber war der stolze Pallast des Kaya Bei, die Moscheen, die Bäder der Moslims lagen in Asche.

In einem kleinen Zimmer mit gemalten Fensterscheiben, auf welchen Stellen aus dem Koran zu lesen waren, saß Theodor Colocotroni, der Sieger des gestrigen Tages und erwartete die Primaten Moreas, welche er zu sich beschieden hatte. Während dieser kriegerische, aber selbstsüchtige Griechenführer mit Wohlgefallen der unermeßlichen Beute dachte, welche er durch Tripolizzas Fall sein nannte, überschaute sein Kampfgefährte Peter Maurochimali mit tiefem Schmerze die weite Brandstätte und beklagte ungescheut die ruhmlose Zerstörung der Hauptstadt, durch welche dem Vaterlande eine so tiefe Wunde geschlagen worden, indeß es in der Willkür der Heerführer gelegen habe, dieses große Unglück von Griechenland abzuwenden.

Um diese Zeit nun, wo feile Habsucht und ein wilder Parteigeist rücksichtslos in die Schanze schlugen, was mit dem Blute vieler Söhne Hellas kaum errungen ward, erschien in der verwüsteten Hauptstadt des Pelopones der Krater Anton Melidonos und klagte, wie Sphakia genommen, und ganz Candia der Brutalität der erbitterten Moslims preisgegeben sei. Mit glühender Beredsamkeit suchte er die versammelten Volkshäupter und Soldaten für das Unglück der Candioten zu gewinnen, aber, was er auch sagte, so sprach er nur zu tauben Ohren, denn die Sieger von Tripolizza zerstreuten sich allmälig von ihren Fahnen, um den gemachten reichen Raub sicher unterzubringen; unbekümmert um jede Zukunft, und vergessend, daß Griechenland seine Rettung von ihnen erwarte.

Eine so schmerzliche Enttäuschung von Hoffnungen, wel-

che durch die reinste Vaterlandsliebe erweckt waren, hatte der hochherzige Krater nicht für möglich gehalten. Trauernd im Herzen, aber unverzagt und mit erhöhtem Selbstvertrauen verläßt er Tripolizza. Was ihm dort der Kaltsinn seiner Mitbürger verweigert hat, das denkt er nun allein zu vollbringen. Der Retter, der Befreier Candia's will er werden, und er wurde es im schönsten Sinne.

Alsbald versammelt er zu Loutros siebenhundert tapfere, gleichgesinnte Griechen. Mit dieser kleinen Heerschar denkt er ganz Candia zu durchziehen, die Provinzen aufzuwiegeln, und zehntausend Türken in feste Plätze einzuschließen.

Er begann sein kühnes Unternehmen damit, daß er sich des Dorfes Monza bemächtigte, welches ein kriegerischer Stamm Osman bewohnte. Hierauf setzte er sich in der Gegend von Apoconono fest, nahm Armgros im Sturme, wo er zwölf Kanonen erbeutete. Dann rückte er in den Canton Rhethemma vor, aus welchem sogleich alle Moslims die Flucht ergriffen. Melibonos aber ereilte sie in einem Thale bei Bryssina, und brachte ihnen eine empfindliche Niederlage bei. — Bald darauf stieß er auf Glamides, dessen Namen in Candia kein Christ ohne Zagen und Schaudern über seine Lippen brachte. Auf einem prachtvoll geschirrten Maulthiere, und von einem zahlreichen Gefolge umgeben, zog der Wütherich des Weges, als Melibonos plötzlich hervorstürzte, und ihn zu Boden werfend, mit starker Faust erdrosselte. Ein ähnliches Abenteuer bestand er kurz darauf mit Getimalis, einem kühnen und berüchtigten Räuber aus Rhethemma. Getimalis war mit einem seiner Ge-

nossen in das reiche Kloster von Arcadion eingebrochen, und schaltete dort nach gewohnter Weise, als Melidonos hievon Nachricht bekam. Sogleich brach er auf, und langte um Mitternacht vor dem Klosterhause an. Getimalis hatte beim Abendtische zu dem zitternden Superior des Klosters, welcher die Räuber bedienen mußte, höhnisch gesagt, indem er den besten Wein der Mönche schlürfte: „Priester, wie jetzt deinen Wein, so werde ich noch heute dein Blut verkosten."

Diese Drohung sollte jetzt an dem Räuber selbst in Erfüllung gehen; denn Melidonos, welcher das Kloster in Brand gesteckt hatte, erschien plötzlich in der Zelle, wo Getimalis und seine Cumpane schwelgten, entwaffnete ihn, und rief, indem er denselben mit Füßen trat: „Bist du noch jener unbesiegbare Getimalis?"

„Stehe mir bei, Muhamed, daß ich den Griechenhund verderben möge," stöhnte der Ottomane, welcher vergebens versuchte, sich emporzuraffen.

Melidonos aber brauste im grimmigsten Zorne: „Umsonst rufst du deine falschen Propheten an. Siehst du nicht, daß Muhameds Thron zusammenbricht, und Griechenland durch die Gnade des Kreuzes siegt?"

„So will ich ein Christ werden," grollte Getimalis.

„Dann tauft ihn mit seinem Blute," befahl der Krater seinen Soldaten, und alsbald kollerte das Haupt des Räubers auf den Boden.

Nachdem so Melidonos die Provinz Rhethemma von ihren Feinden gesäubert hatte, verlegte er den Kriegs-

schauplatz in jene von Amari. Da überfiel ihn bei Janacari eine türkische Heeresabtheilung, doch nur um gänzlich vernichtet zu werden. Ähnlich erging es einer zweiten im Flecken Merono, und eine dritte verlor bei Thronoclissidi ihren Führer nebst der ganzen Artillerie.

Jetzt kam eine Gelegenheit, wo dieser tapfere Ritter zeigte, daß er in den Schrecknissen eines von beiden Theilen mit Erbitterung geführten Krieges nicht verlernt habe, auf die edleren Regungen des Herzens zu achten.

Sein Heerhaufe nahm den Weg nach dem anmuthig gelegenen Thale von Gena, wohin sich wehrlose türkische Greise, Frauen und Kinder in großer Zahl geflüchtet hatten. Es war bereits die Dämmerung eingebrochen, als Melidonos in das Thal zog, und auf jene Flüchtlinge traf, welche sorglos und unbewacht unter dem Blätterdache von Orangenbäumen schlummerten. Sie waren gänzlich in der Gewalt des Griechenführers, dessen Soldaten nur auf das Wort aus seinem Munde warteten, um hier ihrem eingewurzelten Hasse gegen die Moslims ein reiches Blutopfer zu bringen.

Melidonos aber hieß seinem Bruder Helios die Krieger seitwärts führen, damit der Schlaf dieser Armen nicht gestört würde.

Aber die Stimme Melidonos war zu dem Ohr eines schlafenden Mädchens gedrungen, und der Angstruf desselben schreckte seine Leidensgefährten auf, welche sich jetzt dem fremden Häuptlinge zu Füßen warfen, und zagend seine Gnade anflehten. Melidonos tröstete sie, wie einst

Alexander die gefangene Familie des Darius, und geleitete alle bis an die Mauern von Megalocastron, allwo er durch seine Schützlinge dem Befehlshaber dieser Feste ein Schreiben folgenden Inhalts überbringen ließ.

„Ich habe," sagte er in selbem „bei euren Greisen Sohnesstelle vertreten, an euren Kindern als Vater, an euren Frauen als ein Bruder mich bewiesen; erweiset ein Gleiches den griechischen Gefangenen. Nicht das Geschlecht der Osmanen auszurotten, sondern nur um einem unterdrückten Volke die Selbstständigkeit zu erringen, ist es, weßhalb wir kämpfen. Wollt ihr aber unter uns leben, so sagt euch von dem Sultan los, und ich bin bereit, Frieden mit euch zu machen."

Der Türke belohnte diese Hochherzigkeit damit, daß er sich eilends aufmachte, um die Griechen zu umzingeln, und plötzlich sah sich Melidonos von allen Seiten durch die Reiter, die Janitscharen und Albanesen des Pascha von Megalocastron bedroht.

Er aber, voll ritterlichen Muths, und mit zorngerötheten Wangen über den tückischen Feind, stellt seine Krater in Schlachtordnung. Dann gibt er, Pistolen und Säbel in den Händen, das Zeichen zum Angriff, und wirft sich kampfgierig auf die türkischen Vorposten.

Ein Kugelregen empfängt die Griechen, aber sie weichen nicht, und unermüdet schwingt Melidonos, dessen Leben gefeit scheint, den von Blut gerötheten Stahl. Nach mehreren Stunden ist der Kampf entschieden, und in wilder Flucht zerstäubt der Türkenschwarm. Tags darauf greift

Melidonos eine von demselben Pascha geführte Colonne an, wobei er den Ausbruch eines von Donner und Hagel begleiteten Gewitters benützt. Die Türken, keines Angriffes gewärtig, verlieren die Besinnung und der tobende Orkan übertäubt die Stimme ihres Führers, welcher sich vergebens bemüht, Befehle zu ertheilen. Bald ist die Verwirrung allgemein, und was jetzt das Schwert der Griechen bewerkstelligte, war kein Kampf mehr, sondern nur ein Hinschlachten feiger Söldlinge zu nennen.

Diese rasch auf einander folgenden Siege erhöhen den Muth des Kratensers und seiner Heldenschaar in hohem Grade. Er brennt nun vor Verlangen die Heeresmacht seines Feindes, welchem er auf dem Fuße folgt, durch den kleinen Krieg allmälig zu verringern, und sodann einen Hauptschlag gegen dieselbe zu führen. Kaum sind daher drei Tage vorüber, als er die Türken abermals aus einem Hinterhalte überfällt, und neue Lorbern gewinnt.

Erstaunt über die wohlberechnete Kühnheit und das Siegesglück des Griechenführers läßt der Pascha von Megalocastron diesen durch eine alte Frau einladen, eine seinem Lager gegenüber liegende Anhöhe zu besteigen, damit er durch ein Fernglas den Tapfern betrachten könne. Darüber schrieb ihm Melidonos: „In Kurzem sollst du als mein Gefangener solches nach Muße thun können."

Bald war der Name Melidonos der gefeiertste auf ganz Candia. Man wurde nicht müde, von seinen Waffenthaten zu erzählen, und dabei die Uneigennützigkeit und den Edelsinn desselben zu preisen, welcher ihm so=

gar die Achtung seines Feindes im hohen Grade erworben hatte.

Aber während das Volk überall den Krater mit lautem Jubel und den Zeichen der ungeheucheltsten Verehrung empfing, entging dieser demselben Hasse nicht, durch welchen Griechenland in alter und neuer Zeit oft schon seine edelsten Bürger gelohnt hat.

Die Sphakdoten waren die Ersten, welche Melibonos ausgezeichnetem Verdienste grollten, und ihr Anführer Rhoussos beschloß sich um jeden Preis des verhaßten Nebenbuhlers zu entledigen.

In dieser Absicht begab er sich zu Melibonos nach Phourphorna und benachrichtigte ihn, wie der Pascha noch an diesem Abend in dem zwei Stunden von Phourphorna gelegenen Flecken Abadia eintreffen, und daselbst die Nacht zubringen werde. Melibonos, meinte er, möge diese schöne Gelegenheit nicht unbenützt lassen, um den Pascha in aller Stille aufzuheben.

Schleunig machte sich der arglose Melibonos auf, mit 300 Kratensern, welche türkische Abzeichen und Fahnen trugen, das gefährliche Abenteuer zu bestehen.

Die Fittige der Nacht breiteten sich bereits über die Häuser von Abadia, als Melibonos mit den Seinigen unangefochten in den Flecken gelangte, und jetzt an das Haus eines türkischen Weibes klopfte, welches man ihm als die Wohnung des Pascha bezeichnet hatte. Er fragte in türkischer Sprache, ob er den Pascha zu Hause treffe.

„Wer seid Ihr?“ rief das Weib aus einem wohlver-

steckten Fenster; worauf Melidonos sich und seine Soldaten für Osmanlis ausgab welche, aus Phourphorna vor den Griechen flüchtig geworden, gekommen seien, um den Beistand des Pascha zu erflehen.

„Ihr habt euch vergebens auf die Beine gemacht,“ sagte hierauf die Bewohnerin des Hauses. „Der Pascha wird erst erwartet, und es sind vor der Hand bloß zwei Bimbaschis bei uns eingetroffen, welche in jenem weißen Hause, vor welchem ihr dort die hohen Pappelbäume schaut, ihr Nachtquartier aufgeschlagen haben.“

Knirrschend entfernte sich Melidonos, daß ihm der Pascha entwischt sei; dennoch beschloß er von seinem Zuge möglichst Nutzen zu ziehen, überfiel die beiden Bimbaschas, tödtete sie nebst 400 Türken, und langte um Mitternacht mit 30 Ladungen Zwieback und 12 Fässern Pulver wieder in Phourphorna an.

Kaum konnte Rhoussos, der mit Gewißheit auf den Untergang Melidonos zählte, über diese Wendung der Dinge seinen Ingrimm verbergen, und faßte den Entschluß, noch in selber Nacht seinen Nebenbuhler zu ermorden. Er schickte deßhalb Leute ab, welche den Krater zu einem festlichen Nachtmahle einladen sollten, welches er aus Anlaß seiner glücklichen Rückkehr veranstaltet zu haben vorgab.

Anfangs schlug Melidonos, obgleich er nichts Arges vermuthete, diese Einladung aus, weil es bereits spät, und er vom Kampfe ermüdet sei; weil aber die Abgesandten nicht müde wurden, in ihn zu dringen, so begab er sich endlich, bloß von dem Häuptlinge Rourmou-

locki und einigen Soldaten begleitet, in die Wohnung Rhoussos.

Rhoussos empfing den Krater mit allen Zeichen der Freundschaft und Bewunderung. Aber während des Mahles lenkte er das Gespräch auf den politischen Zustand Griechenlands, und begann seinen Tischfreund mit Vorwürfen zu überhäufen, indem er denselben einen Ehrgeizigen schalt, welcher ihn treuloser Weise um das Vertrauen seiner Mitbürger gebracht habe.

Ja, er ging so weit, daß er dem Krater ewigen Haß schwur. Erstaunt, und im Innersten verletzt, will Melibonos sich entfernen, da schlägt der feile Rhoussos, welcher den Augenblick für den beabsichtigten Mord geeignet hält, auf denselben mit einer Pistole an. Doch der Häuptling Rourmoulocki entreißt sie dem Wüthenden, während sphakiotische Soldaten in das Zimmer dringen. Indem sie ihren Führer über diese Verletzung des Gastrechtes mit Vorwürfen überhäufen, erklären sie Melibonos, er könne ungetheilt auf ihre Freundschaft, wie auf ihren Arm zählen.

Melibonos aber, erhaben über die Mittel, welche ihm jetzt zu Gebote stehen, seinen Feind zu verderben, besänftigt die Sphakioten, indem er sie anredet:

„Soldaten, bisher bot mein Dasein kaum anderes, als eine Reihe von Kämpfen Gefahren und Drangsalen aller Art. Ein Geächteter war ich eine lange Zeit in Kleinasien meines Lebens nicht sicher, und unstet irrend nannt' ich damals oft die Wüste meine Heimat, ja Höhlen und die Gräber

von Gestorbenen mußten mir Schutz und Obdach gewähren. Aber wie schlimm es mir auch erging, so dachte ich damals nie daran, daß einst in meinem Vaterlande, für welches ich alle diese Opfer gebracht hatte, mein Leben von Landsleuten bedroht werden könnte.

Doch die Erfahrung hat mich anders belehrt, und der gegenwärtige Augenblick rechtfertiget die mir schmerzliche Wahrheit, daß ich nicht nur gegen die Feinde Griechenlands zu kämpfen habe, sondern auch für Mißgunst und die schlimmsten Absichten von Mitbürgern vorgesehen sein müsse, welche mein gewisses Verderben beschlossen haben.

Soldaten, wie euer Anführer alles aufbietet, um mir den Ruhm zu rauben, als ein guter Bürger zu gelten, ist mir längst bekannt. Ihm mit gleichen Waffen zu begegnen widerstrebt meiner Denkungsweise, und ich lege deßhalb jetzt vor euren Augen das Commando über meine Schaaren in seine Hände. Möge er dort reiche Lorber gewinnen, wo ich ruhelos kämpfte; vielleicht bisher nicht ohne günstigen Erfolg für Griechenland, aber sicher für die Zukunft vergeblich, weil ich im Rücken wie vor mir Feinde zu besiegen hätte. Darum will ich lieber in ein stilles und unbekanntes Leben zurückkehren und mich damit trösten, daß ich, indem ich fremdem Ehrgeize freudig weiche, am besten meinen Pflichten gegen das Vaterland nachgekommen sei.

Wie aber heißt das Verbrechen, dessen mich Rhoussos beschuldigen will? Ihn hat der Krieg reich gemacht, was aber sind meine Schätze? Ich, der ich zwei Provinzen erobert habe, besitze bloß dieses schlichte Gewand und keinen

Fuß eigene Erde für meine Grabstätte! Das Einzige, meine Freunde, was man mir zur Last legen kann und worüber mein Leben in einer mehr als eingebildeten Gefahr schwebt, ist die Liebe und Freundschaft, welche ihr für mich hegt, und die nächst meinem Vaterlande auch den höchsten Werth für mich hat. Wollt ihr aber ein lautes Zeugniß geben, daß ich sie auch gegenwärtig noch ungeschmälert besitze, so fahrt fort, unter diesem neuen Führer Griechenland ersprießliche Dienste zu leisten. Dafür gebt mir eure Zusage und nun laßt mich scheiden.«

Der tiefste Schmerz malt sich auf den Gesichtern der Sphakioten, als Melibonos geendet hatte, er aber verlangt sein Roß, und reitet ruhig gegen Rhethemma.

Ein Triumpheinzug ist seine Reise, denn eine große Anzahl Sphakioten folgt ihm nach. Sie umringen den edlen Krater, und schwören laut und freudig: »er müsse sie fernerhin führen, sie seien bereit mit ihm zu siegen und zu sterben.«

Die Kunde von dem beklagenswerthen Vorgange in dem Hause Rhoussos hatte sich mit Pfeilesschnelle in der Umgegend verbreitet, und als Melibonos in den Flecken Ophygia kam, strömten die Bewohner desselben herbei, und Frauen und Männer baten ihn mit thränenden Augen, sie nicht der Rache der Moslims preiszugeben, sondern ferner ihr Schützer zu bleiben. Tröstend wies sie Melibonos an Rhoussos.

Da kam auf flüchtigem Rosse Anognostos, der Schwager Rhoussos, und bot seine Beredsamkeit auf,

um Melidonos zur Rückkehr zu bewegen. „Rhoussos," sagte er, „erkenne sein Unrecht, und fühle schmerzliche Reue über das Geschehene. Er wünsche aufrichtige Versöhnung; um des Vaterlandes willen möge Melidonos die That des Zornes vergeben und vergessen."

Da wendet der Krater gerührt das Pferd, und eilt ohne Begleitung nach der Wohnung Rhoussos. Dieser aber lauert racheschnaubend hinter der Thüre des Hauses auf das bethörte Opfer, und als Melidonos sorglos über die Schwelle tritt, empfängt sein edles Haupt den Todesstreich.

Zu Boden stürzend spricht er mit Mühe zu seinem Mörder: „Deine Arglist hat mich hingeschlachtet, und in vollster Kraft muß ich schmählich enden. Das aber schmerzt mich am meisten, daß ich nicht für das Vaterland sterben durfte."

Inzwischen sind die Kampfgenossen des Krater angelangt, und da sie den geliebten Führer im Blute schwimmen sehen, schwören sie Rhoussos, der gleich nach der That entflohen war, den sichern Tod. — Schon sind Viele bereit, dem Schändlichen nachzusetzen, als sie der Sterbende von ihrem Vorhaben durch die Worte zurückbringt: „Ich vergebe meinem Mörder, thut ein Gleiches."

Jetzt trat Melidonos Bruder, Charalambes, in das Gemach. Er kam zu spät, die Lippen des geliebten Bruders waren bereits für immer geschlossen. Da zog Charalambes einen Ring von dem Finger des Ermordeten und bot ihn Syphakas, einem der versuchtesten Anführer der Candioten, indem er mit fester Stimme sagte: „Sei

du der Erbe des Verstorbenen von allem, was sein Schwert errang und wornach er strebte. Möge dich dieser unscheinbare Reif mit jener Hingebung und Tapferkeit erfüllen, die meinen Bruder in jedem Kampfe gegen Griechenlands Feinde beseelte, so daß das Vaterland sagen kann, Anton Melidonos ist nun in dir aufgelebt. Dieses Einzige wird mich über den Tod meines Bruders trösten können.«

So fiel von Freundes Hand Anton Melidonos als ein Opfer der Treulosigkeit und eines zügellosen Ehrgeizes mitten in einer Periode, wo Griechenlands Patrioten für ihr Vaterland nur wenig mehr hofften und das Schlimmste befürchteten, und wo der Verlust dieses eben so tapferen als tugendhaften Anführers nicht leicht zu ersetzen war.

Zu Ministraki wurde der Held begraben. Tausende folgten seinem Sarge. Während aber seine Waffenbrüder tief trauernd das Grab Melidonos umstanden, und ganz Griechenland den Namen seines Mörders verwünschte, gaben die Türken ihre Freude über den Tod des gefürchteten Griechenführers durch eine lebhafte Kanonade kund.

Seitdem sind Jahre dahin gerollt; doch das Blut, welches für die Befreiung Hellas in Strömen floß, ward nicht nutzlos verspritzt.

Ein neuer Staat, verfolgt gegenwärtig Griechenland den Weg seiner politischen Wiedergeburt. Aber dankbar bewahrt sein Volk das Andenken an Anton Melidonos, welcher wie Marcos Bozzaris, Johann Capodistria und viele tapfere Griechenfreunde, der Sache, für welche sie wirkten, ein treues Herz und eine unerschütterliche Hingebung dargebracht haben.

Ysopblätter

von

Kuffner.

Der beste Koch.

Ada, Königin von Karien, hatte sichs in den Kopf gesetzt, Alexander der Große müsse ein Feinschmecker sein. Hierauf bauend, beschickte sie den Helden, um seine Huld zu gewinnen, mit den köstlichsten Speisen. Alexander sandte ihr die Leckerbissen zurück mit den Worten: „er habe weit bessere Köche als sie; für das Mittagsmahl den nächtlichen Marsch, für das Abendessen das dürftige Mittagsmahl.“.

Groß und Klein.

Adlerfedern, sagt man, haben die Wirkung, daß die Federn anderer Vögel, die mit jenen vermischt werden, zusammenschrumpfen und in Staub zerfallen. Eben so werden kleine Menschen durch die Nähe eines Großen vernichtet. Höhe und Tiefe vertragen sich nicht.

Unmögliches.

Sollte ein geistreicher Mensch sich mit einem dummen in einen Kampf einlassen wollen, so wäre das eben so unsinnig, als ob ein schnelles arabisches Pferd eine Schildkröte verfolgen wollte.

Höllen-Justiz.

Dem Plato zu Folge (im Gespräche Gorgias) war Aakus in der Unterwelt Richter über die ins Todtenreich kommenden Europäer, Rhadamantus über die Asiaten, und wußte Einer von Beiden sich nicht zu helfen, so entschied Minos. Sehr vorsichtig, und eine gute Eintheilung im Senate und Referate! Aber — die armen Seelen der Afrikaner blieben ohne Justiz und ohne richterliches Urtheil!

Pegasus.

Bellephoron erhielt das Flügelroß, um die Chimära, ein flammenspeiendes Ungeheuer mit einem Löwen-, einem Ziegen- und einem Drachenkopfe, zu bekämpfen. Sollte Bellephoron etwa ein Dichter und Chimära ein Rezensent gewesen sein?

Hesiodus erzählt in seiner Theogonie, Pegasus sei, kaum geboren, himmelan in die Wohnung der Götter geflogen, vermuthlich, um vor Dichterlingen gesichert zu sein. Jupiter nahm ihn in seinen Pallast auf, und verwendete ihn, seine Blitze und Donnerkeile zu tragen, die aber jetzt

nicht von ihm getragen, sondern auf ihn geschleudert werden.

Freret, ein französischer Gelehrter im 18. Jahrhundert, behauptet, jener Pegasus sei kein Musenpferd, sondern ein Schiff gewesen, auf dem Bellerophon die Seeräuber bekämpfte, welche die lyzischen Küsten beunruhigten. Auf solche Weise ließe sichs erklären, wie so mancher poetische Korsar mit dem Wasser zu schaffen habe.

Belladonna.

Ein Beweis, wie wenig die natürlichsten so wie die unnatürlichsten Frauen sich um die Naturgeschichte überhaupt, und wie noch weniger sie sich um das Pflanzenreich insbesondere bekümmern, liegt darin, daß das schöne Geschlecht noch nie **in corpore** dagegen protestirt hat, daß man der Wolfskirsche, einer der stärksten Giftpflanzen, den Namen Belladonna, schöne Frau, gab.

Gedichte

von

Alexander Gigl.

1.

Weltanschauung.

Frag ich Rom's, Athena's Weisen,
Was im Leben soll und muß —
Wird das Alte mir beweisen,
Taugt es für den neuen Guß?
Sollen — Müssen! — Schwerer Stein,
Haben die ihn übersprungen,
Oder war von ihrem Sein
Diese Frage schon verschlungen?

Ja da liegt es, durch den Meißel
Schufen sie das Starre um,
Wanden seine schwere Geißel
Langsam bildend sich zum Ruhm.

Und mit laubbekränztem Haar
Und gefüllter Opferschale
Luden sie, des Zweifels bar,
Ihre Götter ein zum Mahle!

Über Thiere weit erhaben
Schalten sie des Müssens Zwang,
Doch zu tief im Staub vergraben
Und erkennend ihren Hang,
Nannten sie, was sollte, schwer.
Darum hielten sie die Mitte! —
Was sie konnten, und nicht mehr —
Schon des gold'nen Alters Sitte!

Tiefer Ernst der Göttermienen,
Der aus ihren Statuen spricht,
Die euch schufen, die euch dienen,
Ehren euern Zauber nicht.
Und der schöne Marmorgott,
Den Posaunenschall umschmettert,
Ist dem Lebenden ein Spott,
Der in seinen Himmeln wettert!

Weg damit! — ich will das Schlimme,
Wie es häßlich auch erscheint,
Götter schau'n in ihrem Grimme,
Die mein Frevel erst verneint.

Und zur Frage: was ich soll,
Recht mit Stärke mich gewöhnen,
Wenn des Donners wilder Groll
Meine Schwäche will verhöhnen!

Was ich kann? — O dunkle Fluten,
Die aus diesem Bronnen geh'n,
So zum Bösen, wie zum Guten
Kann ein leiser Hauch sie dreh'n.
Doch sie sind ein Talisman
Wider Gottes Strafgerichte —
„Herr der Welten, was ich kann,
Besser wird's in deinem Lichte."

Großes Rom und du Athene,
Was nun eure goldne Zeit? —
Keine lockende Syrene
Zog euch da zur Üppigkeit,
Und ihr thatet, was zu thun
Überfluß und Segen lehrten,
Ließt die Elemente ruh'n,
Die sich selber von euch kehrten!

Was ich konnte? — Soll ich's wagen,
Heft' ich kühn mein Ideal
An den goldnen Sonnenwagen,
Wo schon Einer glücklich stahl? —

*

Aber ward er nicht verflucht —
Muß nicht ewig mich's gemahnen:
Scheue deiner Kräfte Frucht,
Spiele nimmer den Titanen?

Ihre Zeit, für Sie geschaffen,
Taugt in mein Gedeihen nicht,
Denn ich brauche and're Waffen
Und ein and'res — stärk'res Licht!
Frag' ich lang, was einstens recht? —
Meine Zeit, ich will sie preisen,
Denn ein jegliches Geschlecht
Schafft sich selber seine Weisen!

2.

Geisterstimmen.

Zur Nachtzeit dort im stillen Hain
Beginnt's oft wunderbar zu leben,
Es müssen luft'ge Geister sein,
Die schaffend auf- und niederschweben.
Bald schlägt es wie ein Engelschor
Und leise schwirrend an das Ohr,
Jetzt weint es — jetzt ein Donnerschlag,
Die Luft erdröhnt — der Berg — der Hag!

Wer deutet sich den fremden Klang,
Den Donnerhall, das leise Weinen?

Wenn eine Blumenknospe sprang,
Da mag's wohl klingen in den Hainen,
Und wenn ein junges Blatt entkeimt,
Im Werden schon vom Lenze träumt,
Da gab, dem Sprache nicht verlieh'n,
Natur die Geistermelodie'n.

Und wenn das Blatt — die Blume stirbt
Und eine Eiche hingefallen,
Soll, wenn das Schönste auch verdirbt,
Nicht Weh und Donner da erschallen? —
Doch wen bewegt's, wer fragt auch viel,
Wer schaute je dieß Wunderspiel —
Ob's lacht im Walde, ob es weint,
Das ist nicht, was uns nie erscheint.

3.

Der Zauderer.

„Sieh doch, mitten unter Rosen
Wandelst selig du einher,
Mit den Lieblichen zu kosen
Ist dein einziges Begehr —
Und doch stehst du bebend da,
Zauderst, deinen Drang zu stillen,
Und die Hand dem Glücke nah,
Sie versagt sich deinem Willen."

„„Weiß es wohl, warum ich schüchtern
Jetzt im Kreis der Blumen steh'
Und mein Herz mit einmal nüchtern
Sich versenkt in stilles Weh'.
All' die Schönen, wie sie hier
Lieblich duftend mich umsteh'n,
Werden *sie*, des *Gartens* Zier,
Auf den armen *Werber* seh'n?““

„Zeige nur dein heiß Verlangen
Und sie Alle werden dein,
Und am Herzen dir zu prangen,
Wird ihr Glück, ihr einz'ges sein,
Sprich sie weinend, *flehend* an,
Daß sie deinen Schmerz erkennen,
Sage: *Meine Seele kann*
Ewig nur für euch entbrennen!“

„„Schon genug — ihr wißt zu sagen,
Wie man *Lust* sich schaffen muß —
Keckes Drängen — *feiges Klagen*
Ist für *Liebe* doch kein Gruß;
Will die Rose nicht aus *Drang*
Mich erfreu'n mit ihrem Schimmer, —
Wird mir's auch im Herzen bang, —
Betteln, betteln mag ich nimmer!““

Schlachtlied.

Von

Julius Karnauer.

Hört den Donner der Geschütze
Tosen durch den Lärm der Schlacht;
Ihre Feuer, ihre Blitze,
Hellen auf die Pulvernacht.
Hurah! Schwert in starker Hand,
Bringe Sieg dem Vaterland.

Menschen röcheln, ächzen, wimmern
Durch das weite Schlachtenfeld,
Nur auf Leichen, und auf Trümmern
Sucht sein Todesbett der Held.
Hurah! Schwert in starker Hand,
Bringe Sieg dem Vaterland.

Stehen auch des Feindes Scharen
Enge Mann an Mann gereiht,
Trotzen kühn wir den Gefahren,
Tod und Sieg uns gleich erfreut.
Hurah! Schwert in starker Hand,
Bringe Sieg dem Vaterland.

Gedichte
in niederösterreichischer Mundart
von
J. Märzroth.

1.
Was ma wearn soll.

Hearsd, Söppl, had mein Vada g'sagd,
'S is Zeid, daß d'schon amal was wiarsd!
Dös Umaschlankeln, 's fiard zu nir,
Bisd zeidi schon, daß d'was probiarsd!
Kansd wearn, was d'wülsd, doch was muasd wearn,
Und was dar immara hasd gwölld,
So muasd as sein mid Laib und Söl,
Sunsd, Söppl, Söppl, sunsd is 's g'föld!

Mai Vada war a gscheida Man,
Dear goar vül gsögn had und probiard;
Drum han i miar sein gscheide Red
A gmiarkd und rechd zum Hearz'n gfiard.
Und hab ma denkd, wansd schon was wiarsd,
So wiar hald liawa glei was Groß's;
A brava Kearl wül i sain,
Vor den had goar koan Thür a Gschloß!

Und hab ma Mia gebn, daß i's wiar,
Han allweil nur, was rechd is, than,

Hab d'Wahrhaid gsagd zua jeda Stund;
Und wo Oan is an Unrechd gschegn,
Han i mi glei zum Rauffen gschdöld! —
Kurzum, i war mit Laib und Söl
A brava Man — und do is 's g'föld!! —

Wann mi wear fragd, was i denn bin,
So sag i hald: „A brava Man!“ —
„Sunsd nix?“ so fragn mi d'Leud no furd,
Und schaun mi wiar an Dalkn an,
Und vor da Nas'n schlagn s'ma d'Thür
Grad so wia vor an Bedla zua! —
Mein God! — I hab hald sicha glaubd,
A brava Man z'sein, dös war gnua!

No no, 's is rechd! I bin schon z'alt! —
Du awa, Hansl, hear mi an:
Wansd jusdamend a Schnaid drauf hasd,
Daß d'wiarsd, wia=r=i, a brava Man,
Meindwögn, so wiar's, nuar, miark da's guad,
Wiar a was andasch no dazua,
Am Besdn war 's, a Millionär,
Denn nacha, Hansl, da bisd gnua! —

2.

Da Kopf und's Hearz.

Da Kopf und 's Hearz, dös is a Parl, jusd
So wia di Ehleud' hald fasd alle sein.

Was 's Oane wül, dös wül grad 's Andre nöd,
Und Oans red' hald 'n Andern allweil drein!

Da Kopf, dös is da Man, dear brumd und muard,
Und 's Hearz is 's Wai, dös flend hald goar so gearn.
Und kunten s' red'n so rechd laud dö zwoa,
Da mechd ma-r-osd a schens Spekdakl hearn!

So lang dös Parl awa jung no is
Und no dö goldna Flidawoch'n sein,
Da gibd da Kopf sein 'n Wai, 'n Hearzn nach,
Und schaud geduldi hald in d'Wirthschafd drein!

Dö earschd'n Jarl awa fliag'n hald
So wia dö Schwalbna gach davon;
Da pfeifd da Man, dear allweil dasi war,
Auf an Mal aus an ganz an andan Ton!

Und 's Hearz, dös arme Wai, es thuad eam weh,
Daß hiazd auf an Mal Alles andasch is,
Und denkd si hald: „So brum nuar zua, du Man,
Du kumsd ma do no wieda, dös is gewiß!“

Und 's Wai had rechd! — Den wia s' hald alle zwoa
Rechd altln thuan, da Man und 's Wai,
Da kumd da Kopf, da Man zum Hearzn hin
Und sagd: „So geh, du Alde, geh — vazeih'!

Hiazd sichd a 's ein, daß a vül z'grandi war,
Und daß a's Hearz schen peinigt hab'n mag!
Drum, weil 's a so nöd lang mehr dauan mechd,
Kriagd's Wai bei eam hald wieda guade Tag'! —

Alte Gewohnheiten.

Lustspiel in zwei Acten.

Nach dem Englischen

von

Fried. Wilh. Arming (Fitzberth).

Personen.

Sir James Seaward, Capitän außer Dienst.
Mary, seine Frau.
Miß Wyndham.
Brigitte.
Jack.

Die Handlung spielt in einer englischen Seestadt.

Erster Aufzug.

Ein mäßig großes Zimmer im Hause des Capitäns; — eine Mittelthür, zwei Seitenthüren. — Auf der rechten Seite im Vordergrunde ein Tisch, — auf diesem Theemaschine, Tasse, Teller mit Backwerk u. dgl. — Im Zimmer sind einige Stühle.

Erster Auftritt.

Mary ist beschäftiget, das Frühstück zu bereiten. Sie gießt siedendes Wasser auf, zündet die Spiritusflamme an, u. dgl. — bis der Vorhang aufgezogen und im Publicum Ruhe eingetreten ist.

Mary allein.

(Sie sieht auf die kleine Uhr, welche sie an einer goldenen Kette trägt) Acht Uhr! — beinahe schon zehn Minuten darüber! — Der Thee wird sein Aroma verlieren; — es wäre besser gewesen, wenn ich mit dem Aufgießen noch gewartet hätte, aber — acht Uhr ist bereits vorüber, und um diese Zeit ist er sonst immer schon zu Hause. — Wo er doch heute so lange sein mag? — (etwas ungeduldig) Es ist überhaupt eine recht einfältige Gewohnheit. — Ich begreife gar nicht, wie es Jemanden einfallen kann, schon vor dem Frühstücke spazieren zu gehen. (Sie ist unter diesem Selbstgespräche in den Vordergrund getreten. — Man vernimmt einiges Geräusch außerhalb der Mittelthüre.) Ah! da ist er; — ich kenne seinen Schritt; — heute will ich, ihn zu strafen, ein wenig finster sehen. (Sie hüpft schnell zum Tische, wo sie sich angelegentlich beschäftiget; — sie scheint den Eintretenden nicht zu bemerken.)

Zweiter Auftritt.

Mary. Sir James Seaward.

(Er ist elegant gekleidet, — doch mehr im Morgenanzuge; etwa eine Kappe mit breitem Schirme, — einen bequemen Surtout, — unter diesem, Frack, weiße Beinkleider, Kappenstiefeln mit Sporen.)

Sir James (während eines raschen Eintretens). Ei, guten Morgen, Mary — du schon hier? (Er geht auf die entgegengesetzte Seite des Theaters, und legt auf einem Stuhle Kappe und Überrock ab.)

Mary (kurz). Guten Tag, Sir!

Sir James (wendet sich schnell, überrascht um). Wie? — Sir? — Sehr artig, aber äußerst kühl.

Mary. Wie der heutige Morgen, der dich so früh hinausgelockt hat.

Sir James. Aber bei weitem nicht so erquickend. — Doch du wirst vielleicht böse sein — hast gewiß schon mit dem Frühstück gewartet?

Mary (kurz). Beinahe eine Stunde.

Sir James. Eine Stunde? — nicht möglich — (er sieht auf seine Uhr) Ein Viertel auf neun. Du verläßt doch sonst nie vor acht Uhr dein Schlafzimmer. — Es war ein charmanter Spaziergang — ein wahrhaft erfrischender Morgen. (Er nähert sich ihr, und schlingt den Arm leicht um ihren Leib.) Blick nicht so finster, — es ziert dich nicht — das Lächeln gibt dem weiblichen Gesichte jenen eigenthümlichen Reiz, welcher uns Männer — —

Mary (ihn rasch unterbrechend, während sie ihm eine Tasse reicht). Hier hast du Thee — hier Rhum — hier Butterbrot.

Sir James (läßt den Arm sinken, — geht rasch ein paar Mal auf und nieder — für sich). Künftig muß ich mich denn doch früher von ihr trennen. — Mary faßt sonst Verdacht.

Mary. Der Thee wird kalt.

Sir James. Der Thee — ? — Ja so! (Er setzt sich zum Tische und frühstückt. — Nach einer ziemlichen Pause des Schweigens.)

Mary (neugierig — etwas unwillig). Nun, — du findest es gar nicht nöthig eine Entschuldigung anzugeben, daß du Jemand eine Viertelstunde, sage: eine ganze Viertelstunde hast warten lassen? — Ich glaube kaum, daß du dieses als Seecadet gewagt hättest?

Sir James (lächelnd). Als Seecadet? — Nein, gewiß nicht. — Aber sollte der Capitän nicht ein kleines Vorrecht haben?

Mary (piquirt). Doch nicht dieses — unartig zu sein — selbst nicht gegen seine Frau — und mit einem Worte, ich bin eine Feindin dieser Spaziergänge vor dem Frühstücke, — sie stören — die Hausordnung.

Sir James (in fröhlicher Laune losbrechend). Potz Segelstange und — — (unterbricht sich plötzlich, indem er die Hand auf den Mund legt) Ja so — ich wollte sagen — das verdammte Fluchen — ich wollte sagen, ich glaube nicht, daß es Jemand in der Hausordnung störet, als etwa mich, — ich meine in der Ordnung, bis acht Uhr zu schlafen. — Doch

ändern wir den Gegenstand des Gespräches. — Heute wollen wir nicht disputiren — selbst nicht im Scherze. Weißt du, was für ein Tag heute ist? — Dein Geburtstag! —

Mary. So ist es. — (etwas milder) Und du hast nicht darauf vergessen?

Sir James. Wie könnte ich auch diesen Tag vergessen? (Er ergreift ihre Hand, — mit zärtlichem Ausdrucke). Der Himmel schenke dir noch viele solche Tage, liebe Mary.

Mary. Schönen Dank, James.

Sir James. Und mir lasse er sie auch erleben, um dir Freude und Lust zu bereiten, so viel es in meinen Kräften steht. — Nicht so, Mary?

Mary (birgt ihren Kopf an seiner Brust). Guter James!

Sir James. Und wenn ich auch eine Viertelstunde auf mich warten lasse — wie? — und die Hausordnung störe?

Mary (innig). Strafe nicht so boshaft, James — ich glaube, ich war ein wenig wunderlich.

Sir James. Du solltest gegen mich nie wunderlich sein, denn ich liebe dich mehr als — je, soll mich der T — (schnell die Hand am Mund) — das verdammte Fluchen — vergib liebe Mary — aber, ich liebe dich mehr, als selbst mein Schiff, und das ist viel gesagt, Mary, und was ich sage, ist wahr und kann nicht bestritten werden; — dir zu Liebe gab ich ja mein Schiff auf und wurde so eine Art Landratte, wie wir zu sagen pflegen.

Mary. Ja, James, das thatest du, — mir zu Lieb; und ich bin glücklich, daß du es thatest; denn, wenn du zur See wärest, ich stürbe vor Angst, so bald sich ein Wind

erhöbe, und wäre er selbst nur ein Luftzug zu nennen; — aber du weißt, als ich dir damals Wort und Hand und meine Liebe gab, da versprachst du mir auch, alle deine alten Gewohnheiten aufzugeben.

Sir James (etwas verlegen). Hm! — wie? — alle — alle meine alten Gewohnheiten? — wirklich?

Mary. Ja, — alle! — Es gab wirklich eine Zeit, wo ich nicht daran denken konnte, je einen Seemann zu heirathen. Aber du versprachst mir feierlich, alles zu lassen, was an den Seemann erinnere, und ich sagte zu.

Sir James (lächelnd). Du dachtest dir wohl die auf der See als fürchterliche Menschen, — als halbe Unthiere?

Mary. Wenigstens dann fürchterlich, wenn sie fluchen. Brrrr! — läuft es mir doch immer kalt dabei über den Rücken, — ich kann es nicht hören.

Sir James. Nun — ohne Prahlerei — aber ich glaube das Zeugniß zu verdienen, schon lange, sehr lange nicht geflucht zu haben, — nicht wahr, Mary? — oder erinnerst du dich — —?

Mary (lächelnd). Nein, — nein; ich darf mich nicht beklagen, — wenigstens verschluckst du immer schnell genug die bitterste Hälfte.

Sir James (küßt ihre Hand). Was würde ich nicht dir zu Liebe verschlucken?

Mary (streichelt ihm schmeichelnd mit beiden Händen Stirne und Wange). Ja, du bist ein lieber, guter Mann; — selbst dieses Tabakrauchen, dieses häßliche Tabakrauchen gewöhntest du dir mir zu Gefallen ab. Ich hätte keinen Mann

heirathen können, der raucht; — Tabak ist für mich Gift; — und du rauchtest fürchterlich stark, — nicht wahr, James?

Sir James (verlegen). Ich? — ja — ich gestehe es, ich rauchte ziemlich stark.

Mary. Ich wußte es wohl. Deine Haare und deine Kleider waren immer wie verpestet; doch du versprachst mir, das Rauchen zu lassen, — ich wurde Mistreß Seaward. — Ach, an dem schrecklichen Tabakschmauchen hängen ja noch zwanzig andere fürchterliche Gebräuche.

Sir James (lächelnd). Doch nicht auch der: „sein Weib zu lieben?“ — Das wäre wohl nicht so fürchterlich; aber eben so wenig wird auch das Rauchen dem Weibe das Herz des Mannes entziehen.

Mary. Das weiß ich nicht; aber ich bin sicher, es verwirrt den Kopf, macht ihn düster und schwer.

Sir James. Nicht auch gottlos?

Mary. Ja, in der That, — ich glaube selbst dieses. Man trinkt dazu, — anfangs leichtes Getränk, — dann immer stärkeres, bis endlich — — nun, und kannst du es bestreiten, daß Räuber, Diebe, und all' das böse Volk Tabak rauchet, — stark rauchet?

Sir James (etwas ärgerlich). Mary — du gehst zu weit — fast bist du daran, den Satz aufzustellen, das Tabakrauchen wäre die Ursache der Verderbtheit der Menschen, — das wäre eine lächerliche Behauptung! — Ich könnte dir im Gegensatze viele und manche Vorzüge dieser Gewohnheit aufzählen, welche du so geradehin und ohne Unterschied verdammest; — ich könnte dir sagen, wie der in leichten

blauen Wölkchen aus wohlgehaltener und gutgestopfter Pfeife aufsteigende Dampf manchen düsteren Gedanken mit sich nimmt, — wie der Raucher, — ich meine den, der es — —

Mary (unterbrechend). Huh! wie das sprudelt, wie das überströmt in reichem Lobe; — ei, lieber Mann, wie kommst du jetzt nach zwei Jahren dazu, ein so beredter Vertheidiger einer Gewohnheit zu werden, die du eben so lange, mir zu Liebe, abgelegt hast? (forschend) Oder solltest du vielleicht — —?

Sir James (verlegen). Was? — Du meinst doch nicht? — Riechen je meine Kleider nach Rauch? — Du sagtest doch nicht dergleichen? — Wie? —

Mary. Nein, nein! — wie könnte ich auch so etwas gesagt haben; — aber du setzest mich in Furcht durch das übermäßige Beloben eines so häßlichen Dinges, wie eine Pfeife ist. Doch nein, ich fürchte keinen Rückfall mehr, — du hast dich gewiß des Rauchens ganz entwöhnt, und ein Mal entwöhnt, habe ich mir sagen lassen, ist man für Immer gesichert. — Wenn nur nicht diese Spaziergänge vor dem Frühstücke wären.

Sir James. Du weißt, liebe Mary, sie dienen mir zur Gesundheit; — schon als Seecadet hatte ich die Gewohnheit, täglich vor dem Frühstücke zwei Stunden auf dem Verdecke herumzuspazieren.

Mary. Und dann diese Spaziergänge gleich nach dem Mittagsessen.

Sir James. Auch diese schreiben sich noch aus der Zeit meines Seelebens her. Du weißt, wie ich sonst gleich

schlafend in meinen Stuhl zurückfiel, und dann den ganzen Nachmittag und den ganzen Abend so träge, so mürrisch und übellaunig war, bis du mir befahlest —

Mary (schnell). Befahlest? — Befohlen habe ich es nicht, — lieber Mann! — (Beide stehen auf.)

Sir James. Gut also — nicht: befahlest — sondern bis du selbst für mich die Nothwendigkeit einsahest, nach Tisch ein Wenig ins Freie zu gehen, und — und —

Mary. Und ich dann sagte, du solltest einen kleinen Spaziergang am Meere hin machen, da dir der frische Seewind aus alter Gewohnheit so wohlthätig scheine; — aber zur Winterszeit, und auch jetzt schon im Spätherbste, da erstrecken sich deine Spaziergänge ja gewöhnlich bis in die finstere Nacht hinein.

Sir James (lächelnd). Du wirst doch nicht in Sorge sein, daß mir etwas zustoßen könne? — Ich bin wohl alt genug, um mich davor zu bewahren?

Mary (scherzweise drohend). Nun, das weiß ich eben nicht; — aber unter Anderen, lieber Mann, du sagst, du habest auf meinen Geburtstag nicht vergessen, — wie steht es dann mit dem Geburtstags-Präsente aus? — (die Hand drehend) la, la! nichts da; wie die Kinder sagen?

Sir James (freundlich). Geduld — Geduld! — (schalkhaft) freilich nichts Besonderes — nichts Kostbares — nur eine Kleinigkeit — doch — — nun, du wirst nicht unzufrieden sein. (Bei Seite, sich fröhlich die Hände reibend.) Die wird große Augen machen, wenn sie den netten Hut, den Shawl und den Pracht-Pelzkragen auspacket.

Mary (sich ihm schmeichelnd nähernd). O sage, sage, liebes Männchen, was ist es? — du weißt, wie ich es nie erwarten kann.

Sir James. Geduld! Geduld! (seitwärts) Abends, wenn wir traulich beisammen sitzen, soll das Kistchen kommen — von der Post — wohl verpackt, versiegelt und verschnürt; — sie wird in der Ungeduld wieder nach zehn Scheren und eben so vielen Messern rufen; ich freue mich wie ein Kind auf den Augenblick. — (laut) Aber liebe Mary, da heute so ein feierlicher Tag ist, so werden wir wohl auch ein besonderes Mittagsessen zu erwarten haben, — nicht so?

Mary. Ohne Zweifel — aber dann (schmeichelnd) nicht wahr, liebes Männchen, unterläßt du auch für heute deinen Nachmittags-Spaziergang.

Sir James. O ja, liebe Mary, — aber dann willst du auch, daß der heutige Abend ein düsterer, schläfriger sei, — willst du dieß?

Mary (etwas piquirt). Also du bleibst auch heute nicht zu Hause? — Nun wie du glaubst. Ich werde dich nicht hindern; — und so will ich für das Mittagsmahl Anstalten treffen.

Sir James. Und ich einen Brief schreiben, dann aber ein Wenig nach den Zeitungen sehen. Leb' wohl, Mary (er küßt sie), vergiß nicht — ein splendides Mittagsessen.

Mary. Sorge nicht; — aber punct zwei Uhr. Wenn ich warten muß, bin ich böse. (Sie hüpft ab:)

Dritter Auftritt.

Sir James allein.

(Sieht sich vorsichtig um, — und als er allein ist, platzt er mit erleichtertem Herzen los) Tausend Element! gings da heute warm an die Kehle? — Nu, nu; weil es nur glücklich überstanden ist. — Sie ist denn doch herzensgut. Das weibliche Geschlecht ist überhaupt lieb, mild und gut; — wir Männer sollten vor unseren Frauen keine Geheimnisse haben, sie verdienen es wirklich nicht; und in der That, zu Zeiten fühle ich eine solche Zerknirrschung, ein solch' wunderlich seltsames Gefühl in meinem Inneren sich regen, daß ich durchaus nicht im Stande bin, ihr in's treue Auge zu blicken; — nicht daß ich wirklich so schlecht wäre; ich bin gewiß nicht schlechter, als zehn andere Männer aus dem Dutzend, aber — — nun, ich glaube denn doch jeder Mann, das heißt: fast jeder Mann wird wohl so ein oder das andere kleine Geheimniß vor seiner Frau haben? — ich glaube wohl! und damit will ich mich auch trösten; wenn nur nicht die ewige Sorge wäre, daß sie dahinter kömmt, — das ist das Fürchterliche an der Sache, und das ist es, was mich oft so schwer in meinen seligsten Augenblicken drückt.

Vierter Auftritt.

Voriger. Jack (tritt mit einem Tragbrete auf).

Sir James. Was gibt's? Was willst du?

Jack. Ich komme den Theeservice wegzuräumen.

Sir James. Gut, Jack, beeile dich, mach das

Verdeck klar, — dann komme wieder, ich habe mit dir zu sprechen (Jack stellt alles auf das Tragbret und geht damit ab).

Sir James (stellt sich einen Stuhl in die Mitte des Theaters, und setzt sich bequem nieder). Wenn sie mir dahinter käme! — ich glaube nicht, daß sie es mir je im Leben vergeben würde. Sie könnte den Betrüger gewiß nicht mehr so lieb haben, wie bisher — und das würde mir das Herz brechen. — Ich ließ Shawl und Pelzkragen in die Hafenstraße bringen, wenn nur keine Irrung entsteht, — die Leute sind oft so ungeschickt —

Jack (tritt auf). Ich stehe zum Befehl, Herr Capitän.

Sir James. Gut! — also wohl aufgepaßt, Jack; — Niemand hat Argwohn? — wie? — Antwort!

Jack. Argwohn? Herr Capitän?

Sir James. In Bezug auf das, — nun, ich meine auf das kleine Geheimniß, Jack, das ich dir anvertraut habe. Wie? — oder sollte vielleicht? — Du und Brigitte — nun, nun, ich weiß schon, du brauchst nicht roth zu werden; — aber so kleine Spitzbübinnen wissen pfiffig genug hinter die Geheimnisse ihrer Geliebten zu kommen.

Jack. Ganz richtig, Herr Capitän, — aber dieses hier ist nicht mein Geheimniß.

Sir James. Wahr, Jack, — sehr wahr; vergiß das nicht; es ist mein Geheimniß, — und wenn es Brigitte von dir herausbrächte — so erführe es sicher bald meine Frau von Brigitte, und ich — ich wäre ein verlorner Mann.

Jack. Das glaube ich selbst, Herr Capitän, — wenn ich daher meine Meinung — —

Sir James. Pst! Jack — ich will nicht deine Meinung, ich will nur, daß du schweigst. — Jetzt habe ich dir noch etwas zu sagen — sieh' doch, ob Niemand horcht. (Er geht zur einen Seitenthür, Jack zur anderen).

Jack. Die Luft ist rein!

Sir James (leise). Gut denn, — laß dir sagen. Ich habe heute Morgen zwei oder drei kleine elegante Präsente eingehandelt, welche natürlich meine Frau nicht sehen darf — einen Shawl und einen Pelzkragen, — sie sind, — nun, du weißt schon, wo?

Jack. Also ein zweites Geheimniß?

Sir James. Für den Augenblick. — Es wird Jemand hierher kommen und nach mir fragen; — sorge, daß er Niemanden Anderen in den Weg kommt, — nimm' ihn allein; er wird dir die Rechnung übergeben, die du bezahlest, — hier hast du das Geld. (gibt ihm Banknoten) — Mache deine Sache gut, Jack; — so, jetzt bringe mir Hut und Handschuhe.

Jack (nimmt Surtout und Kappe vom Stuhle und geht durch die Seitenthüre rechts, ab).

Sir James. Ich gestehe es, ich ertappe mich recht oft bei einem schweren Seufzer, wenn ich über mein Geheimniß nachdenke. — Aber ist es auch noch ein Geheimniß? Das ist die Frage! Hat sie keinen Argwohn? Sie ist bisweilen so reizbar, — sollte sie vielleicht doch —?

Jack (aus der Seitenthüre kommend). Hier sind Hut und Handschuhe, Herr Capitän.

Sir James. Gut, gut; — das ist recht. Ich gehe

die Zeitungen zu lesen; dann mache ich einen kleinen Spaziergang am Hafen hin, — dann komme ich nach Hause. Jack, vergiß nicht, was ich dir sagte, — zeige dich meines Vertrauens werth (bei Seite). Hol' der Teuf — (er sieht sich ängstlich um, — allenfalls mit der Hand auf dem Munde — dann herzhaft) Hol der Teufel den Kerl — ich bin ganz in seiner Gewalt; — haben meine Stiefel keinen Glanz, so darf ich nicht zanken; ist das Wasser nicht warm, so wage ich nicht, etwas zu sagen, und rasiere mich mit kaltem Wasser; — es ist wirklich beklagenswerth.

Jack (keck). Haben der Herr Capitän etwas gesagt?

Sir James. Ich? Nein; — nicht eine Sylbe. (Er betrachtet den Hut; seitwärts) Der Hut ist auch schlecht genug ausgebürstet, — doch, — ich will nichts sagen. (Er setzt den Hut auf, und geht rasch ab)

Jack (sieht ihm eine Weile nach). Mein Herr hat das Fieber; — der arme Mann; — die feindlichen Kanonen haben ihn gewiß nicht zittern gemacht; — und jetzt? — Ja, die Weiber! die Weiber! — doch stille, — da kommt Brigitte, — will ich sagen, Mamsell Brigitte!

Fünfter Auftritt.

Voriger. Brigitte (tritt durch die Mittelthüre ein, und will rasch der Seitenthüre links zugehen).

Jack (eilt auf sie zu, ergreift ihren Arm, und führt sie in den Vordergrund des Theaters).

Brigitte. Nun, Herr Jack, — was verlangt Er

von mir? Ich soll Madame das Strickzeug holen, und Er — er hält mich hier im Müßiggange auf.

Jack. Müßiggang? — Ei, liebe Brigitte, will ich sagen, Mamsell Brigitte, verweile einen Augenblick, sprich ein freundliches Wort zu mir, — lächle mich an, und du bist keineswegs zum Müßiggange verhalten.

Brigitte. Wirklich! — ei! — aber ich darf nicht säumen, denn, wie Heinrich, der Kammerdiener des Baronets — (schnalzt mit den Fingern) des Baronets — nun ich weiß gerade nicht, wie sich unser Nachbar nennt, — also, wie Herr Heinrich sagt — —

Jack (piquirt). Aber wie der Herr Kammerdiener sich nennt, das weißt du bereits?

Brigitte. Sollt' ich nicht? — hat er es mir nicht selbst gesagt? o, er ist ein äußerst galanter junger Mann.

Jack. Wirklich? — Nun, so hole ihn doch gleich der Henker.

Brigitte. Pfui, Jack, — was ist das für ein Wort — hast du dieß von deinem Herrn gelernt?

Jack. Von meinem Herrn? Ei, Brigitte, — von dem lernt sich nichts Schlechtes, — das ist ein Ehrenmann.

Brigitte. Bis auf das schreckliche Fluchen, und — und —

Jack. Und? — was für ein Und? — heraus damit.

Brigitte. Und seine vielen einsamen Spaziergänge, kein Mensch weiß, wohin; — und die machst du ihm auch nach; du bist selten Abends zu Hause. Heinrich der Kammerdiener —

Jack. Den soll der Teufel holen, — hab' ich bereits gesagt.

Brigitte. Pfui, Jack, weil er kein Nachtschwärmer ist?

Jack. Wenn ich Abends ausgehe, ist es meine Pflicht — ich thue es im Dienste des Herrn.

Brigitte. Im Dienste des Herrn? — Nun, das ist Entschuldigung für dich, aber wenn ich Madame wäre, ich würde es ihm nimmer gestatten, regelmäßig, einen Tag wie den andern, vor dem Frühstücke, nach dem Frühstücke, und dann wieder nach dem Mittagsessen, bis in die Nacht hinein, außer dem Hause zu sein, — ich würde es nicht erlauben.

Jack. Warum nicht, — du würdest doch nicht Argwohn —

Brigitte (schnell). Argwohn — was argwohnen? — Könnte man etwa —?

Jack. Wie? — was? — Nun es wäre — —

Brigitte. Ei, sieh' da! — Es ist klar. — Du bist im Einverständnisse, — du bist ein treuer Diener deines Herrn — — für mich — ja für mich — (hält die Schürze an die Augen) bist du verloren; — Heinrich, der Kammerdiener —

Jack. Den hole der Henker; — aber Brigitte, du thust mir Unrecht.

Brigitte. O nein; wie der Herr so der Diener. Ich glaube, ich traue dir nimmer, außer — außer du gestehst mir Alles.

Jack (besorgt) Ich — ich soll dir gestehen — alles —

alles? — nun wohl — aber — doch stille, da kommt Madame (seitwärts) zum guten Glücke für mich und meinen Herrn.

Sechster Auftritt.

Vorige. Mary.

Mary. Wo ist mein Mann? Ich dachte er wäre hier?

Jack. Er ist diesen Augenblick ausgegangen.

Mary. Ausgegangen; — (bei Seite) und wieder ausgegangen! Ausgegangen vor dem Frühstücke; — ausgegangen gleich nach dem Frühstücke, und sicher wird er ausgehen, sobald das Mittagsessen vorüber ist. — Bald wird er gar nie mehr zu Hause sein.

Brigitte (bei Seite). Wie die arme Frau in Gedanken versunken ist, — ihr Gemüth wird unruhig — das freut mich, — arme Frau — aber es freut mich; — jetzt wird es bald anders werden, — bisher nahm sie es zu geduldig; — Herr Jack wird dann auch zu Hause bleiben müssen.

Jack (bei Seite). Ich fahre ab; — Madame ist auch nicht in der besten Stimmung; — da käme ich endlich gar in ein Doppelexamen, ich wüßte nicht wie — so recht, zwischen zwei Feuer; — nein, nein; es ist das beste, ich fahr' ab (er schleicht zurück und entfernt sich).

Siebenter Auftritt.

Mary. Brigitte, — später Jack.

Brigitte (bei Seite). Wenn sie mir ihre Besorgnisse nur mittheilen wollte, — ich wäre antheilnehmend, — ich

würde meinen Verdacht hinzufügen, — wir kämen dann zu einem Ganzen. (laut) Befehlen Sie etwas, Madame?«

Mary. Nein. — Durchaus nichts. — Geh, und beende die Arbeit, welche ich dir übertragen habe.

Brigitte. Ganz wohl, Madame. (seitwärts) Arbeit: — nichts als Arbeit — warum will sie nicht ihrem Herzen Erleichterung verschaffen? — doch, wem nicht zu rathen, dem ist auch nicht zu helfen (geht durch die Seitenthüre links ab)

Mary (hat sich an den Tisch gesetzt, und den Kopf gedankenvoll in die Hand gelehnt). Also wieder ausgegangen! — Wo kann er hingehen? — soll ich ihn zur Rede stellen? Wird er mir die Wahrheit sagen? — Und am Ende quäle ich mich doch ganz unnöthig; — aber das immerwährende Ausgehen! — —

Jack (tritt auf und übergibt eine Karte). Eine Dame wünscht Madame zu sprechen, — hier ist die Karte.

Mary (liest). Miß Wyndham (sie springt erfreut auf). Meine alte Freundin, — wo ist sie?

Jack. Sie ist unten im Gartenzimmer eingetreten, wo ich mich so eben befand — (seitwärts) auf der Lauer, wie mein Herr befohlen hat.

Mary. Meine liebe alte Freundin! — schnell führe sie herauf.

Jack (seitwärts). Alt genug; dafür kann ich gut stehen, — ob lieb? das weiß ich nicht, — mir ist sie wenigstens nicht so vorgekommen, — doch das ist Geschmackssache (geht schnell ab).

Mary. Meine Wyndham; — ich habe sie seit meiner

Kindheit nicht gesehen. — Sie war die Freundin meiner armen Tante und der kleinen Mary eine zweite Mutter. — Die gute Wyndham; ob sie wohl noch so schwerhörig ist? — die Arme.

Achter Auftritt.

Mary. Miß Wyndham. Jack.

Mary (eilt ihr entgegen, umarmt und küßt sie).

Jack (stellt Stühle).

Mary. Meine theure Miß; — ich bin erfreut Sie zu sehen!

Miß W. (etwas förmlich, schmeichelnd). Madame — wie? nein, es kann nicht sein! — und doch, sie ist es; meine kleine Mary — mein Lämmchen! Komm', laß dich noch einmal küssen (sie küßt sie auf die Stirne).

Mary (rückt ihr den Stuhl näher). Ach, setzen Sie sich; — Sie werden müde sein, — sind zu Fuße gekommen?

Miß W. Ich danke — ich danke dir, Liebe! — dir? — darf ich wohl? — doch ja! du bleibst immer meine liebe kleine Mary. — Also verheirathet? — Schön, schön; — ich bin nicht verheirathet. Du wirst dich darüber wundern, — doch davon ein ander Mal; — und dein Name ist Seaward? — ein sonderbarer Name, — sehr sonderbar.

Mary. Und Sie bleiben jetzt hier in der Stadt?

Miß W. Glatt? — nein glatt ist es nicht — es hat wohl ein Bischen geregnet, aber — —

Mary (laut). Sie werden bei mir wohnen, — ich

werde nach Ihren Koffern schicken, — sehen Sie unser Haus als das Ihrige an.

Miß W. Ich verstehe dich vollkommen, liebe Mary. — Gut; ich bleibe recht gerne bei dir, wenn du es so willst: — dein Bedienter? — ist dieß dein Bedienter?

Mary. Ja, liebe Wyndham.

Miß W. Dann, lieber Freund, wolltet ihr wohl so gut sein, zum goldenen Drachen zu gehen, — ihr werdet ihn wohl leicht finden, — in der Straße fort, dann rechts —

Jack. Den goldenen Drachen finde ich blindlings, Euer Gnaden.

Miß W. Schaden? — Was soll schaden? (zu Mary) Wie meint er das?

Mary (laut). Er sagt, er wisse den Gasthof wohl zu finden.

Miß W. Gut denn; — dort fragt nach meiner Bagage, — nach Miß Wyndham's Bagage, — mein Name ist Wyndham; — ein schwarzer Koffer, ein gelber Mantelsack — rechnet an Euren Fingern ein wenig nach, wie ich alles aufzähle, — also ein schwarzer Koffer, ein gelber Mantelsack, eine mit rothen Astern gestickte Reisetasche, zwei Schachteln, ein Regenschirm.

Jack (hat immer einen Finger nach dem andern ausgestreckt). Summe: Sechs Stück!

Miß W. Dieß bringet her.

Jack. Sehr wohl. (seitwärts) Eine schöne Bagage, — ich hoffe doch, sie wird nicht auf den Träger vergessen? (Er macht die Mimik des Zahlens — geht ab).

Neunter Auftritt.

Mary. Miß Wyndham.

Miß W. So, Liebe, jetzt laß dich recht betrachten. Charmant siehst du aus. — Acht Jahre habe ich dich nicht gesehen, — und zwei Jahre bist du verheirathet? nicht wahr, — zwei Jahre? — Schön, schön, — und wen hast du geheirathet?

Mary. Capitän Seaward.

Miß W. Seaward — ei, das weiß ich, daß sein Name Seaward ist — aber was ist er?

Mary. Capitän.

Miß W. Ei einen Rothrock?

Mary. O nein — er trägt blau.

Miß W. Er ist lau? — das ist traurig für dich — jetzt schon nach zwei Jahren — (schüttelt bedenklich das Haupt).

Mary. Nicht doch, liebe Freundin, — er diente zur See.

Miß W. Ich glaube es gerne, daß es dir weh' thut — aber die Männer sind alle so — ich bin nicht verheirathet, — ich will dir bei Gelegenheit erzählen, wie das kam — also, du bist nicht glücklich verheirathet?

Mary (sehr laut). Im Gegentheil, liebe Miß. — Sie haben mich mißverstanden, ich sagte: mein Mann diente in der Flotte.

Miß W. Ach — recht — recht — jetzt verstehe ich dich — also Schiffs-Capitän, und daher blaue Uniform — jetzt verstehe ich — o ich weiß recht gut, wie unsere Truppen gekleidet sind. Doch, apropos — was wird er sagen,

wenn er hört, du habest mich eingeladen, mich hier einzuquartieren, ohne ihn früher zu fragen?

Mary. Es wird ihm angenehm sein, — er willfahret mir in Allem und Jedem.

Miß W. Das ist schön! — also du hast dich über gar nichts zu beklagen?

Mary. Durchaus nicht, — er ist der beste Mann von der Welt, — mir zu Liebe hat er selbst seine alten Gewohnheiten abgelegt.

Miß W. Das ist brav — und diese waren?

Mary. Seemannsgebräuche: Fluchen, — allenfalls ein wenig Trinken —

Miß W. Nun — ein wenig Grog würde ich nicht beachten, — ein wenig Grog trinken ist männlich, und ich liebe am Manne das Männliche.

Mary. Und endlich Tabakrauchen.

Miß W. Wie? er raucht doch nicht etwa?

Mary. Nein — er versprach es feierlich am Tage unserer Vermählung.

Miß W. Und hat er keine rohen Gebräuche vom Verdecke her in den Ehestand mitgebracht — meine Liebe — hat er nicht —?

Mary. O nein, — keine, über die ich mich beklagen könnte, — außer — außer —

Miß W. (lauscht aufmerksam, um kein Wort zu überhören — sehr neugierig) Nun, was? — außer? — sprich nur laut, meine liebe Mary —?

Mary. Außer — daß er immer ohne mich spazieren

geht — täglich zwei Stunden vor dem Frühstücke; — doch verstehen Sie mich auch, liebe Freundin?

Miß W. O ja, vollkommen — also zwei Stunden vor dem Frühstücke?

Mary. Und zwei Stunden nach dem Mittagsessen.

Miß W. (erschreckt). Nach dem Mittagsessen?

Mary (nickt bejahend das Haupt).

Miß W. Jetzt — zu dieser Jahreszeit?

Mary. Jetzt — wie das ganze Jahr hindurch.

Miß W. Wie — im Dunklen?

Mary. Ja, ja — ganz im Dunklen.

Miß W. O, Liebe — das solltest du nicht erlauben.

Mary. Aber er ist sonst so gut, so excellent.

Miß W. In seinem Element? Das ist eben schlecht von den Männern, daß die dunkle Nacht ihr Element ist.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Brigitte.

Brigitte. Es wird die Hausthürglocke schon drei- oder viermal geläutet. Jack ist fort — ich glaube, ich werde wohl öffnen müssen?

Mary. Ganz gewiß.

Brigitte (geht ab).

Miß W. Also, Liebe — wir sprachen —?

Mary. Von meinem Manne, — und ich sagte, daß er so gut, so liebevoll sei, — ich wollte eben auch hinzufügen, daß mir die zwei Jahre unserer Ehe —

Miß W. Ja, ja, das sagtest du — aber du beklag-

test dich auch — und zwar mit Recht — daß er dich gewöhnlich zwischen vier Wänden eingeschlossen, allein ließe, um seinen Vergnügungen nachzugehen, seinen Vergnügungen, — an dunklen Abenden — (schüttelt bedenklich den Kopf) Ei — ei — ja, dieß sagtest du auch.

Brigitte (tritt auf). Es war ein junges Mädchen am Thore, Madame.

Mary. Führe es herein.

Brigitte. O, es wollte nicht mit Ihnen sprechen.

Mary. Nicht?

Brigitte. Mit dem Herrn Capitän, Madame.

Miß W. Wie die Leute wispeln und murmeln, — auch nicht ein Wort kann man verstehen. (Zu Brigitte) Was sagte sie?

Brigitte (laut). Ein junges Mädchen wollte den Herrn sprechen; und als ich sagte, er sei nicht zu Hause, weigerte es sich durchaus heraufzugehen.

Miß W. (boshaft). Wie? was? hörst du Mary?

Mary. O ja, — aber nichts besonders.

Brigitte. Nein, — durchaus nicht. Das Mädchen kam nur den Herrn Capitän zu fragen, ob er es vorzöge, daß es blaue Schleifen oder rothe Blumen am Hute —

Miß W. Abscheulich! — hast du es gehört, Liebe?

Mary (wird aufmerksam, — sie faßt sich jedoch). Du kannst gehen, Brigitte.

Brigitte (bei Seite). Ich möchte wohl bleiben und hören, was sich da weiters ausbrütet (geht ab).

Miß W. Ich bin gräulich überrascht, solche Dinge zu

vernehmen, — blaue Schleifen oder rothe Blumen — abscheulich! — danke Gott, liebe Mary, daß du mich jetzt an deiner Seite hast, — blau oder roth — seine Abendvisiten — hm! — ei! — sieh doch!

Mary (aus einem Nachdenken erwachend). Denken Sie auch daran? — o, ich hatte schon längst meine Besorgnisse gehabt.

Miß W. Hast du gehabt? — Nun gut denn, — nimm meinen Rath an, — sage ihm nichts davon, — lasse es ihm nicht merken, daß du Argwohn hast.

Mary. Ich will Ihnen folgen.

Miß W. Das ist ein lieber Mann; — ja, in der That; — doch jetzt zeige mir mein Zimmer, wir wollen da noch alles in Ruhe überlegen, — ja, ganz in Ruhe; — arme Mary — rothe Blumen oder blaue Schleifen, — ei, seht doch! —

Mary. Ich bin wirklich zu bedauern.

Miß W. Wie, meine Liebe?

Mary. Zu fragen, wie ihr Hut aufzuputzen sei.

Miß W. Ja, Blumen oder Schleifen — es ist abscheulich — doch komm, Mary, komm. (Sie gehen durch die Seitenthüre links ab.)

Eilfter Auftritt.

Capitän Seaward (tritt langsam, gemächlich, — den Hut auf dem Kopf, beide Hände in den Rocktaschen, durch die Mittelthür ein).

Das war wirklich ein prachtvoller Spaziergang, — ganz nach der Art, wie ich ihn liebe; — sonnig und doch nicht

zu heiß, — das Lüftchen ein wenig frisch, neubelebend, keinesweges zu heftig, — ein charmanter Spaziergang. — Ich bin neugierig, ob das Mädchen Hut, Shawl und Pelzkragen hergebracht hat, angeordnet hatte ich es wenigstens so (blickt um sich). Ja so, ich bin hier! Ich bringe meine Logements unter einander (er läutet). Ich muß doch mit Jack sprechen (er setzt sich).

Zwölfter Auftritt.

Sir James Seaward. Jack.

Sir James. Hat Jemand nach mir gefragt, Jack?

Jack. Nicht daß ich wüßte, Herr Capitän.

Sir James. Gut, Jack, — und wenn Jemand da gewesen wäre, müßtest du es wissen?

Jack. Ich müßte es wissen, wenn ich zu Hause gewesen.

Sir James. Gut, Jack, — und du warst zu Hause?

Jack. Nein, Herr Capitän — Madame sandte mich in den goldenen Drachen — —

Sir James (schnell). Und du gingest?

Jack. Ganz gewiß.

Sir James. Und weßwegen?

Jack. Erlauben Sie, Herr Capitän — wegen sechs Artikeln (zählt an den Fingern herunter) ein schwarzer Koffer — ein gelber Mantelsack — eine mit rothen Astern gestickte Reisetasche, — zwei Schachteln von Pappendeckel, ziemlich groß, — und ein wachsleinewandenes Paraplue.

Sir James. Jack! (springt vom Stuhle auf) — Du

hast bereits vor Tische ein Wenig zu viel geladen? (macht die Mimik des Trinkens).

Jack (hat diese Mimik nicht bemerket). Ja, — bei meiner Seele — es war eine tüchtige Bagage, — mehr als ich führen konnte, — ich lud auf, was ich vermochte — den Rest gab ich einem Träger.

Sir James. Wenn du nicht verrückt geworden, so sage mir, was soll das heißen?

Jack. Nun die Bagage von der Alten.

Sir James. Was für einer Alten?

Jack. Nun, von der tauben alten Freundin der Madame.

Sir James. Freundin?

Jack (verwundert). Der Capitän wissen also nichts von der Windig? — ja, das ist etwas anderes. — Madame oder Mamselle Windig ist angekommen, hat uns besucht, wird eingeladen da zu bleiben — ich werde die Bagage zu holen fortgeschickt, und aus dieser läßt sich wohl auf ein längeres Hierbleiben der Madame oder Mamsell Windig schließen.

Sir James. Das ist sonderbar! (seitwärts) eine Freundin? — Donner und Wetter (sieht sich um) — eine Freundin — zwei Köpfe, um meinem Geheimnisse nachzuspioniren — hol dich der Teufel mit deiner Bagage. (laut) sie ist taub, sagst du?

Jack. Mamsell Windig? — o sicher.

Sir James. Das ist gut — aber der Verlust des einen Sinnes schärft die anderen. Ich bin überzeugt — sie riecht doppelt gut. — Jack, du hättest nicht ausgehen sollen

Brigitte kann das Mädchen gesprochen und es meiner Frau berichtet haben — das war dumm von dir — ich bin recht aufgebracht!

Jack. Aber, Herr Capitän, wenn Madame mir befiehlt, was kann ich dagegen sagen — (spielt den Gekränkten) Es ist schwer — recht schwer — in einem Hause zu dienen, wo es nichts als Geheimnisse gibt — ich halte es nicht länger aus — ich lebe stets in Angst und Zweifel, — ich weiß bald nicht mehr: soll ich — soll ich nicht — soll ich?

Sir James (seitwärts). Der Kerl ist immer gleich im Harnische; aber was will ich machen? (laut, begütigend) Dummheiten, Dummheiten, Jack, — laß dir kein graues Haar wachsen, — ich mir auch nicht — du hast Recht gethan, ich bin auch gar nicht aufgebracht; (bei Seite) was will ich machen, ich bin in seiner Gewalt — erzählt er der Frau, was er weiß, so bin ich verloren. (laut) Jack, hier, verschaffe dir einen lustigen Abend (gibt ihm Geld).

Jack (ablehnend, aber doch nehmend). O, Herr Capitän — meine Schuldigkeit — ich küsse die Hand. (seitwärts) Eigentlich ist es doch nicht so übel in einem Hause zu dienen, wo es Geheimnisse gibt. (laut) Befehlen der Herr Capitän sonst noch?

Sir James. Nein, Jack, — vorläufig nichts.

Jack. So will ich die Tafel decken.

Sir James. Recht, Jack, thue das.

Jack. Drei Couverts.

Sir James. Drei? — Meine Frau und ich.

Jack. Sind zwei, — recht, — und die alte Miß?

Sir James. Welche Miß?

Jack. Nun, die Taube, — die Freundin.

Sir James. Ja so! — also drei Couverts. (bei Seite) Eine Art Unbehaglichkeit befällt mich, wenn ich von ihr höre.

Jack (zeigt auf die rechte Seitenthüre). Drüben im Saale?

Sir James. Warum nicht hier? — wie sonst?

Jack. Madame glaubt — die Aussicht auf das Meer —

Sir James. Ja so! — der Tauben etwas zum Schauen. Also — drüben im Saale.

Jack (seitwärts). Nun, der steht im Hause schön unter dem Pantoffel — das kommt daher, wenn man außer dem Hause Geheimnisse hat (geht ab).

Sir James. Windig — Miß Windig — ein sonderbarer Name — ich erinnere mich nicht, ihn je gehört zu haben. — Ah, da kommt meine Frau, da werde ich erfahren.

Dreizehnter Auftritt.

Sir James. Mary — später Miß Wyndham.

Mary. Das ist schön, daß du schon zurück bist, so hatten wir doch nicht nöthig, mit dem Mittagsessen auf dich zu warten.

Sir James (seitwärts). Wie? — die meint richtig sich und den alten Äolus. (laut) Wie? meine Liebe.

Mary. Ja, lieber Mann, — für heute wir. Meine theuere Freundin, die an mir Mutterstelle vertreten, hat mich besucht.

Sir James. Ah! Miß Windig?

Mary (verbessernd). Miß Wyndham, — ein Frauen-

zimmer von großen Fähigkeiten, — sehr gebildet; — hatte ich nicht recht, sie einzuladen, bei uns zu wohnen?

Sir James. O, ganz gewiß, ganz gewiß! (bei Seite) Hol der Teufel die Alte, — aber ein Mann, welcher ein Geheimniß hat, darf zu den Wünschen seines Weibes nie: Nein! sagen. (laut) Werden wir bald zu Tische gehen?

Mary. Sogleich — hier ist meine Freundin.

Miß W. (tritt ein).

Mary (vorstellend). Miß Wyndham, mein Mann; — Capitän, meine Freundin, Miß Wyndham.

Sir James (macht eine stumme Verbeugung).

Miß W. (hat die Augengläser aufgesetzt). Capitän Seaward, ich hoffe, ich darf sagen, ich bin erfreut, Sie kennen zu lernen (macht mit vieler Förmlichkeit ihre Verbeugung).

Sir James. Warum das Gegentheil — daß ich nicht wüßte?

Miß W. Müßte? O, nein, Herr Capitän; aber ich hoffe es, den Mann herzlich begrüßen zu können, welcher meine kleine Mary glücklich macht. — Ist es so?

Sir James (seitwärts). Das beginnt spitzig! (laut) Ich — ich glaube wirklich — diese Frage bejahen zu können. — Nun, Mary?

Mary. Ich hoffe es — ich zweifle nicht. —

Sir James (seitwärts). Wie sie mich betrachtet! — in der That, — beide betrachten mich — ganz eigenthümlich, was soll das heißen? (laut) Ich habe — das will sagen — —

Miß W. (aufmerksam forschend). Wagen — Herr Capitän — was wagen?

Sir James (in Verwirrung). Ich — ich — ich will befehlen, daß aufgetragen werde (er läutet die Glocke).

Mary und Miß W. (sehen bald ihn bald sich gegenseitig an).

Sir James (immer mehr verwirrt). Nichts Neues — durchaus nichts Neues heute in den Zeitungen — alle albern — execrable albern.

Miß W. Meinen Sie mich, Herr Capitän.

Sir James (unwillig zu Mary). Schrei es ihr doch in die Ohren, was ich gesagt habe (seitwärts). Das ist wirklich ein böser Wind — diese Windig — oder Wyndham.

Jack (tritt auf).

Sir James. Zu Tische!

Jack. Sogleich (geht durch die Mittelthüre ab).

Sir James (seitwärts). Sie kann sich an mir gar nicht satt sehen, — ihr muß ein Mann eine sonderbare Erscheinung sein — und auch Mary — und wie sie unter sich geheimnißvolle Blicke wechseln. — Ich muß mit ihr doch etwas sprechen, um ihr von mir eine gute Meinung zu geben. (laut) Sie werden Gelegenheit haben, unser Familienleben zu beobachten.

Miß W. Trachten? Nach Familienglück trachten? — Das ist recht, Herr Capitän — dieß wäre auch mein Ziel gewesen. Sie werden fragen, warum nicht auch ich geheirathet habe, — werden sich wundern, — doch davon ein ander Mal.

Sir James. Ganz recht, — ein ander Mal.

Miß W. Eine andere Wahl? (verschämt mit einem Seufzer) — Ach, das ist nicht so leicht, Herr Capitän.

Sir James (seitwärts). Kreuz Donnerwet — — (sieht sich schnell verstummend um).

Miß W. (fortfahrend). Das weibliche Herz wählt nur einmal, und da für immer, Wehe der Armen dann, wenn sie eine unglückliche Wahl getroffen hat; — nicht wahr, Mary?

Mary (hat ihre Hand ergriffen, und schmiegt sich traulich an sie an).

Jack (tritt durch die Mittelthüre ein, und bleibt im Hintergrunde stehen).

Sir James (seitwärts). Was zum Teufel will sie damit sagen? (laut) Ich hoffe, Madame, meine Mary, an der Sie so zu sagen Mutterstelle vertreten, wird ihre Wahl nicht bereuen. (sehr laut) Ein Mann, der ihr zu Liebe sein Schiff verließ, da sie die Seestürme fürchtete, — ein Mann, der, um auch die häuslichen Stürme zu vermeiden, alle seine alten Gewohnheiten ablegte — —

Miß W. (fragend zu Mary). Alle?

Mary (fragend zu James). Wirklich Alle?

Sir James (etwas erhitzt). Alle, — ja, alle! Gott verd — — (fährt schnell mit der Hand zum Munde). Was blickst du mich so zweifelnd an? — Habe ich nicht das Fluchen und Schwören mit einem Male aufgegeben? Ich will gleich des — — (unterbricht sich schnell).

Miß W. Und das Tabakrauchen? Wie?

Mary. Auch dieses gab er auf; aber — —

Sir James. Aber! — was aber? — was meinst du mit dem aber?

Mary. Es ist wahr, ich könnte den Mann nicht lieben, welcher rauchet; — aber es gibt noch andere Verbrechen als Tabakrauchen — noch weit größere —

Sir James (in großer Verlegenheit) — weit größere? — —

Jack (seitwärts). Der arme Herr Capitän. Ich möchte nicht für viel Geld jetzt an seiner Stelle sein. — Ich muß ihm aus der Klemme helfen. (Er geht rasch zur Seitenthüre rechts, öffnet sie, und rufet sehr laut) Es ist aufgetragen!

Sir James (seitwärts, mit großer Erleichterung). Gott sei gedankt! (Er machte eine Verbeugung, und zeiget den Damen der Thüre zu).

Mary (leise zu ihm). Biete doch meiner Freundin den Arm.

Sir James (seitwärts). Potz Haifische — (sieht sich vorsichtig um, — leise) Seelöwen und Meerkatzen! das auch noch! (Er nimmt seinen Anlauf, bietet Miß Wyndham den Arm; diese macht eine förmliche Verbeugung, dann legt sie ihre Hand in seinen Arm. — Sie gehen ab — ihnen folgt Mary.)

Jack. Ob meinem guten Herrn Capitän heute das Essen schmeckt? — (zuckt die Achseln) Ich glaube kaum. (Er folget schnell nach.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Dasselbe Zimmer, wie im ersten Acte.

Erster Auftritt.

Sir James, führt Miß Wyndham am Arme. Mary folgt ihnen.

Miß W. (läßt den Arm des Capitäns fahren, — macht mit vieler Förmlichkeit eine Verbeugung). Ich danke für die Artigkeit.

Sir James (seitwärts). Gottlob, daß dieses Mittagsessen überstanden ist, — das war die bitterste Stunde meines Lebens, — lieber noch einmal das Kreuzfeuer zweier feindlichen Fregatten aushalten, als so ein Wort- und Blickegeplänkel, wo jede Kugel trifft. — Das war ein verdammt conträrer Wind, der diesen Satan von weiblichem Examinator mir in den Hafen getrieben hat. — Ich bin bei dieser Unterhaltung fast heiser geworden, und mein Blut ist in Wallung gekommen — ich werde fort trachten.

Miß W. (hat Mary leise ins Ohr gewispelt).

Sir James. Was hat denn die Taube meiner Frau Heimliches zu sagen? — (laut) Meine Damen — ich will nicht stören — Sie haben vielleicht noch einiges zu verabreden — Abends habe ich das Vergnügen (er will mit einer Verbeugung rechts abgehen).

Mary sieht ihm zweifelhaft nach — im Tone des Vor-

wurfs). James, du gehst wirklich aus — heute — an meinem Geburtstage.

Sir James (bleibt zweifelnd an der Thüre stehen).

Miß W. (leise zu Mary). Laß ihn — laß ihn gehen — wir werden wohl erfahren —

Zweiter Auftritt.

Vorige. Brigitte (tritt schnell auf).

Brigitte (sehr laut). Ein Billet, Madame (sie gibt es Mary).

Miß W. (neugierig). Ein Billet?

Mary. Es ist an dich gerichtet, lieber Mann, aber ich darf es öffnen, — du gestattest es wohl (sie öffnet und liest erstaunt). Was ist das? — „Note für den Herrn Capitän Seaward: Ein Pelzkragen: fünf Guineen, ein Shawl, acht Guineen — Summe 13 Guineen“ für Dinge, die ich nie gesehen habe! Das ist ein Mißverständniß.

Sir James (ist von der Thüre zurückgetreten). Nein, nein! ganz recht — Geschenke für dich.

Mary. Geschenke? für mich? o wie gut du bist! laß sie mich sehen!

Sir James. Ich? — ja, ganz wohl, — sie — sie sind aber noch nicht hier (seitwärts). Leider sind sie dorten!

Mary. Wie? nicht hier? Die Note sagt, sie sind bereits abgeliefert. — Wo sind sie denn also?

Miß W. Ja, wo sind sie? Ich habe es gerne, wenn man laut spricht. Ich wünschte, man würde immer in solchem Tone converſiren. Also, wo sind sie? Sie haben doch nicht

etwa noch ein Haus? oder haben Sie, Herr Capitän, wohin Sie vielleicht abgeliefert worden sind?

Mary. Eine zweite Wohnung?

Sir James. Nein, nein! — das Ganze ist ein Mißverständniß.

Mary. Brigitte, frage den Mann, wohin Pelzkragen und Shawl gebracht worden sind.

Brigitte (geht ab).

Sir James. Nein, nein; laß mich sprechen; ich habe meine ganz besonderen Gründe.

Mary. Ohne Zweifel (piquirt) und ich habe eine ganz besondere Neugierde.

Miß W. Das Mädchen bleibt lange weg.

Brigitte (tritt auf). Der Mann ist fort.

Mary. Er ist fort?

Sir James (seitwärts). Er ist fort, — ich athme wieder.

Mary (piquirt). Wirst du mir sagen, wo die Sachen sind?

Miß W. Kostbare Artikel! — wahre Putzsachen (boshaft). Bei dieser Gelegenheit, Liebe, könntest du den Capitän auch fragen, was er vorzieht, rothe Blumen oder blaue Schleifen?

Sir James (seitwärts). Was meint die Meerkatze denn mit diesem wieder?

Mary. Nein, theuere Freundin, ich glaube, es ist besser, wir brechen dieses Gespräch gänzlich ab; — es wird spät, und der Capitän kommt um seinen gewohnten Spaziergang.

Sir James (seitwärts). Mit was für einem Nachdruck sprach sie das gewohnt aus. Sie hat Verdacht. (laut) Ich werde begleiten. (Er bietet Mary den Arm, welche sich jedoch abwendet.)

Miß W. Was sagtest du, meine Liebe? Der Capitän geht aus, — heute? — Armes Kind — ich bedauere dich. Komm Mary, nimm meinen Arm. (Sie macht dem Capitän eine Verbeugung, — Mary nicht.)

Mary (nimmt den Arm der Miß an). Komm Brigitte. (Sie gehen ab — links.)

Dritter Auftritt.

Sir James allein.

Das ist eine schöne Geschichte. Wenn die alte Meerspinne nicht ist, wäre noch alles gut gegangen, — es wäre auszugleichen gewesen. — Aber es ist meine eigene Schuld. — Das verdammte Geheimniß. Ich ertrage es nicht länger. Ich gebe es auf — (mit einem Seufzer) — so schwer mir die Trennung fallen wird. Doch, es muß sein. Sie haben Verdacht. (nachspottend) Sie haben doch nicht noch ein Haus, Herr Capitän, — oder haben Sie? verzweifeltes Frageamt! — Nein, nein! ich ertrage es nicht länger. Heda, Jack.

Vierter Auftritt.

Voriger. Jack.

Jack. Herr Capitän?

Sir James. Du gehst heute mit mir, — du weißt wohin! — heute zum letzten Male.

Jack. Da bin ich froh, Herr Capitän; — Brigitte wird bereits scharf in ihren Fragen.

Sir James. So? Wird sie scharf? — Nun, ich kann auch davon erzählen. — Gut denn, du gehst mit mir, trägst Einiges weg, was mein Eigenthum ist, — ich will dorten nichts mehr zu thun haben. Ich werde dann zufriedener, glücklicher leben. Wagte ich es ja durch die ganze Zeit kaum meiner Frau ordentlich ins Gesicht zu sehen. Geh, Jack, bring mir Kappe, Überrock und Handschuhe.

Jack (geht ins Seitenzimmer, und bringt das Verlangte).

Sir James. Es fängt bereits an, dunkel zu werden — um so besser. — Horch! hörte ich nicht Jemanden kommen? (horcht.) Nein, es ist Niemand. Also heute zum letzten Male. Komm! Jack! (Er hat während der letzten Rede den Surtout angezogen, er zieht ihn hoch hinauf — setzt die Kappe tief in die Stirne — blickt sich noch einmal im Zimmer vorsichtig um, und geht rasch ab, Jack folgt. — Gleich darauf tritt Brigitte, durch einen Hut und ein großes Umhängetuch verhüllt, aus der Seitenthüre links. Sie blickt forschend um sich, und folgt den Beiden rasch nach. — Während dieses Auftrittes ist es bereits etwas dunkel geworden. — Die Scene bleibt eine Zeitlang leer, dann:

Fünfter Auftritt.

Mary. Miß Wyndham.

Miß W. Beruhige dich, Liebe; — bald werden wir das Verbrechen in seiner ganzen Größe kennen lernen; und das ist immer von Nutzen.

Mary. Ich bebe vor Angst, — fast wäre es mir lieber, ich erführe nichts — und doch — —

Miß W. Sei kein Kind, — glaube mir — ich bin deine mütterliche Freundin — ich weiß am besten, was zu thun ist, um dein häusliches Glück fest zu gründen.

Mary. Er ist sonst so gut — so herzlich, — so liebevoll!

Miß W. Toll? — ja, ja: toll! verrückt — recht närrisch verrückt ist er; — so ein Wesen zu kränken, wie meine Mary ist; — rothe Blumen oder blaue Schleifen, — ei, seht doch. — Aber was das Mädchen lange ausbleibt; — sie versprach doch gleich wieder da zu sein.

Mary (sinkt auf einen Stuhl). Mir ist so bange — so bange.

Miß W. (bringt eine kleine Büchse aus der Tasche). Hier riech, Mary, riech ein wenig, — es ist gutes englisches Salz; — jetzt darfst du nicht ohnmächtig werden, jetzt, wo wir Beide allein sind; aber, nebenbei gesagt, — wenn der Capitän anwesend ist, — dann, ja dann würde ich an deiner Stelle ein Bischen ohnmächtig werden.

Mary. Mir ist besser (steht auf). Ein wenig auf und nieder gehen, wird mir gut thun (sie geht bewegt auf und nieder — nach einer kleinen Pause). Ich will Ihnen sagen. Es darf keine Minute Zeit verloren gehen. Ich hole Hut und Mantel. Hat Brigitte ihn aufgespürt, so gehe ich sogleich, um ihn bei der That zu überweisen.

Miß W. Recht, ganz recht. Und bringe mir auch meinen Hut und Mantel. Ich will auch dabei sein. — Fasse Muth, Liebe — und meine Überschuhe kannst du auch bringen, — es wird auf der Straße feucht sein.

*

Mary (geht ab).

Miß W. Meine Ankunft war zu rechter Zeit. Armes, theueres Wesen! Was hätte sie ohne meine Hilfe thun können? Wenn ein Mißverständniß zwischen Mann und Frau besteht, ist das Weib glücklich zu nennen, das auf eine unverheirathete und daher gar nicht interessirte Freundin trifft, welche sie aufrecht erhält, und sich die Ergründung der Angelegenheit zur Aufgabe macht. — Diese Beiden können nie mehr glücklich zusammen leben, das liegt am Tage; das beste wird daher sein, der Capitän geht wieder zur See, und Mary und ich leben ruhig und vergnügt mitsammen, — sie wird sich recht herzlich an mich anschließen, die gute Mary. — Ah, meine Liebe!

Mary (mit Hut und Mantel bekleidet; sie bringt dasselbe für die Miß, auch ein Paar große Überschuhe).

Miß W. (kleidet sich an).

Mary. Ist Brigitte noch nicht zurück? — — Wie ich zittere! Oh, wäre doch gar kein Verdacht in mir erweckt worden; — ich höre kommen — es ist Brigitte!

Sechster Auftritt.

Vorige. Brigitte (in Hut und Shawl).

Mary (eilt auf sie zu). Nun, sprich, Brigitte — erzähle alles — schnell.

Brigitte. O, Madame! — o, meine arme Madame!

Mary. Ist es so? dann — ich wußte — ich fühlte es. (Mit Resignation) Erzähle.

M i ß W. Aber nur laut. Ich kann das Geflüster nicht leiden.

B r i g i t t e (erzählend). Sie verließen dieses Haus — —

M i ß W. Weiter, — weiter — — das wissen wir bereits.

B r i g i t t e. Ich folgte ihnen in einiger Entfernung nach. — Sie wendeten sich rechts, links und wieder rechts, so durch zwei oder drei Straßen, endlich bogen sie in die Hafenstraße ein.

M a r y. Weiter — weiter!

B r i g i t t e. Ich sah, wie der Herr Capitän einen Hausthorschlüssel herauszog.

M i ß W. O, diese verdächtigen Hausthorschlüssel.

M a r y. Einen geheimen Schlüssel! — alles ist aus!

B r i g i t t e. Er macht ein Thor auf — er und Jack gehen hinein, dann drei Stiegen hoch — ich ihnen nach, hier zieht der Herr Capitän einen anderen Schlüssel heraus.

M a r y. Einen anderen Schlüssel!

M i ß W. Zwei Schlüssel! — man kann sagen, er führt einen ganzen Bund Schlüssel mit sich.

B r i g i t t e. Er öffnet eine Thüre — sie gehen hinein — schließen aber hinter sich ab.

M a r y. Und du sahst nichts mehr?

B r i g i t t e. Doch, doch! ich guckte durch das Schlüsselloch.

M i ß W. Prächtiges Mädchen — ganz nach meinem Sinne, —und da?

B r i g i t t e. Der Herr Capitän hatte einen türkischen

Schlafrock an, — und eine griechische Kappe auf, mit vieler Stickerei und einer großen Goldquaste.

Mary. Einen türkischen Schlafrock! — oh, es ist ganz klar — und wer, wer war bei ihm?

Brigitte. Ich konnte in das Zimmer nicht weit genug hineinsehen, und verlor ihn plötzlich aus den Augen; und so dachte ich, es sei das Beste, zu gehen, und hier zu berichten, was ich erlauscht.

Mary. Du hattest Recht, — und wir wollen hin — ihr Beide bleibt auf der Stiege, bis ich rufe — ich will den Verbrecher überraschen. Kommen Sie, theuere Freundin, — komm, Brigitte, führe uns den Weg — jetzt, ja jetzt will ich das Verbrechen aufdecken.

Miß W. Das ist jedenfalls das Beste (Alle drei gehen ab).

Verwandlung.

Ein einfach meublirtes Zimmer in einem Wirthshause. Ein Tisch, auf diesem liegt ein Damenhut mit rothen Blumen aufgeputzt; — nebenbei auf der Lehne des einen Stuhles hängt ein Pelzkragen — auf einem andern ein Shawl. — Mittelthür, eine Seitenthür. — Es ist dunkel.

Siebenter Auftritt.

Aus der Seitenthür tritt Jack mit zwei Lichtern auf, welche er auf den Tisch stellt. Ihm auf dem Fuße folgt Sir James in türkischem Schlafrocke, eine griechische Kappe auf.

Sir James. Ich bin gewiß, daß ich Jemand an der Thüre gehört habe.

Jack (geht zur Mittelthüre, öffnet sie mit dem Schlüssel

und sieht hinaus). Nein, Herr Capitän, — da ist Niemand, — durchaus Niemand.

Sir James. Gewiß nicht? — Nun, vielleicht war es nur ein Gespenst meiner Fantasie.

Jack. Möglich, Herr Capitän. — Sie ängstigen sich.

Sir James. Du sprichst wahr. Es befällt mich eine ganz eigenthümliche Angst, wenn ich auf dieses Cabinet hingehe, und denke, was es enthält, und weiters denke, wenn meine Frau käme, und diese Thüre öffnen würde. Höre, Jack, du mußt nach Hause gehen, und wenn man nach mir fragt, sprich, ich sei im Caffeehause, — es wären neue Zeitungen angekommen — hörst du?

Jack. Ganz wohl, Herr Capitän, — aber wie, wenn Madame mir aufträgt, Sie zu holen?

Sir James. Geh nur, Jack — und sprich nicht so laut; es ist mir doch immer, als wenn Jemand horche — geh nur — ich habe hier (er zeugt auf die Seitenthür) nur noch Einiges zu ordnen, und komme dann gleich nach.

Jack. Gut, Herr Capitän; aber ich glaube selbst, je früher Sie kommen, desto besser dürfte es sein — diese alte taube Freundin — —

Sir James. Ja, ja, die ist es eben — ich komme gewiß gleich.

Jack (geht der Mittelthüre zu).

Sir James. Ja, — ich weiß es — ich fühle es — je früher, desto besser. (Er ist während diesem ganz vorgetreten. Wie aber Jack die Mittelthüre öffnet, steht Mary vor ihm. Er prallt überrascht zurück. Sie gebietet ihm Stillschweigen, in=

dem sie den Zeigefinger an den Mund legt. Sie zeigt ihm an, das Zimmer zu verlassen, und schließt hinter ihm die Thüre, aber nicht mit dem Schlüssel.) Und so will ich denn heute wirklich Abschied nehmen von allen meinen alten Gewohnheiten, — ihr zu Liebe — auch mir zu Liebe, denn ich werde von heute an ein glücklicher Mann sein. — Dieses Cabinet verbirgt alles, was zwischen mir und meinem Weibe steht — ich werde es nie wieder betreten.

Mary (seitwärts). Dieses Cabinet?

Sir James (zum Cabinet gewendet). Ich nehme schweren, wirklich schweren Abschied von dir — ich liebe, ja ich liebe dich innig, du hast mir manche süße Stunde verschafft, — aber ich gebe dich auf — für immer!

Mary (seitwärts). Ich Bedauernswerthe — er liebt eine Andere (tritt schnell vor). Ich habe Ihre Worte gehört, Herr Capitän — ich habe Ihre ruchlosen Wege entdeckt — und komme, Ihnen für immer Lebewohl zu sagen.

Sir James. Mary, du hier? — was soll das sein?

Mary. Dieses Cabinet enthält den Gegenstand ihrer Liebe — Sie wollten wehmüthig Abschied nehmen — o, thuen Sie sich keinen Zwang an; — und sieh' da, — hier sind ja die Beweise: ein Hut — ein Pelzkragen — ein Shawl! Ach, gewiß Pelzkragen und Shawl, von denen Sie sagten, sie wären für mich gekauft?

Sir James. Sie sind es auch — bei meinen Leben — sie sind es!

Mary. Pfui, Herr Capitän, — es gab eine Zeit, wo ich Sie keiner Falschheit fähig hielt.

Sir James. Falschheit? — Verflucht sei — —!

Mary. Fluchen? — ei! — als ich Ihnen meine Hand reichte, versprachen Sie alle alten Gewohnheiten abzulegen — das Fluchen gehört wohl auch zu diesen Niederträchtigkeiten? (sie zeigt auf die Seitenthüre.)

Sir James. Niederträchtig? — liebe Mary!?

Mary. Unterlassen Sie es, mich liebe Mary in Gegenwart jener Eingeschlossenen zu nennen.

Sir James. Sprich nicht von den Eingeschlossenen; aber sage mir, was meintest du mit dem Worte: niederträchtig — es war wohl zu stark (er nimmt sie bei der Hand).

Mary. Sie versprachen mir, nie mehr zu fluchen. — Das Fluchen ist eine üble Gewohnheit; aber dem Seemann würde ich es nachgesehen haben, da frühzeitiges Angewöhnen als Entschuldigung gelten muß.

Sir James. Du bist so großmüthig als gerecht.

Mary. Sie versprachen mir, das Tabakrauchen aufzugeben, als ich sagte, ich würde nie einen Mann heirathen, der diese üble Gewohnheit hätte.

Sir James. Doch das frühzeitige Angewöhnen sollte auch dieß entschuldigen, — ich würde eben so leicht Essen und Trinken aufgegeben haben.

Mary. Ganz recht — hätten Sie geraucht — ich hätte es Ihnen auch vergeben.

Sir James. Hättest du?

Mary. Gewiß; — aber Ihr gegenwärtiges Betragen ist —

Sir James. O, Mary — du wußtest nicht, was

du verlangtest, als du sagtest, der Seemann solle plötzlich das aufgeben, was ihm Linderung und Entschädigung und Erquickung war in den Tagen des Sturmes und der Gefahr, und auf der dunklen, trüben Nachtwacht, wenn er verdrießlich das Verdeck abschritt, und an die ferne Heimat dachte.

Mary. Wie meinst du?

Sir James. Ich meine, daß ich dir jetzt jene Eingeschlossenen zeigen werde.

Mary. Oh nein, — nein! — nicht um die Welt. (Sie hält das Schnupftuch vor die Augen.)

Sir James (geht in das Cabinet — kommt gleich wieder zurück — in einer Hand trägt er eine Pfeifenstellage mit wenigstens ein Dutzend Pfeifen — in der andern Hand einen großen Tabaksbeutel). Willst du mir vergeben?

Mary. Pfeifen? — ist das Alles?

Sir James. Ja, Alles (er stellt es auf den Tisch).

Mary. Und diese Sachen da?

Sir James. Sind deine Geburtstags-Präsente.

Mary. Und das Mädchen, welches diesen Morgen dich suchte, um zu fragen, ob sie rothe Blumen oder blaue Schleifen auf den Hut nehmen solle?

Sir James. Ich entschied mich für rothe Blumen, weil sie dir besonders gut zu Gesichte stehen. — Hier siehst du (er zeigt auf den Hut).

Mary (umarmt ihn, und verbirgt das Gesicht an seine Brust). O, mein lieber, lieber James — wie glücklich bin ich!

Sir James. Bist du es? — nun, dann bin ich es zweifach.

Achter Auftritt.

Vorige. Miß Wyndham. Jack. Brigitte.

Miß W. Länger kann ich nicht mehr warten; (prallt erstaunt zurück) Ja, was ist denn das — eine Umarmung? — o, du schwaches Weib!

Sir James. Ja, meine werthe Miß — eine Umarmung, — denn alles ist vergeben — alle Mißverständnisse sind ausgeglichen.

Miß W. Dem Geständnisse ausgewichen? Das glaube ich wohl — aber mich hintergehen Sie nicht, — ich vertrete Mutterstelle bei der armen Mary — Sie haben eine geheime Flamme, und die ist hier im Hause verborgen!

Sir James (lachend — sehr laut). Keine Flamme, liebe Miß, nur geheimen Rauch.

Miß W. (zu Mary). Was meint er damit, Liebe?

Mary. Ich will es Ihnen erklären. Als wir heiratheten, war ich ein thörichtes Kind, das, je mehr es bekommt, desto mehr noch verlangt. Ich war nicht zufrieden mit dem treuen Herzen, der innigen Liebe des Mannes, ich verlangte auch noch, daß er Altgewohntes mir zu Gefallen ablegen sollte — —

Miß W. Und er that es — nicht? — schwören, fluchen — starken Grog —

Mary. Ja; aber ich ging noch weiter, — er sollte auch aufgeben, was durch lange Gewohnheit selbst zu seinem Wohlbefinden nothwendig geworden war.

Miß W. Das war zu arg, Mary — in der That —

das war zu viel verlangt — in dieser Beziehung halte ich es mit Ihnen, Herr Capitän.

Sir James. Ich danke, liebe Miß; aber da es zu keinem Zweikampf kommen wird, bedarf ich auch nicht des Secundanten, — und meine Mary froh und glücklich zu machen, sei auch nur allein meine Sorge.

Jack (seitwärts). Das ist eine Prise für die Windig!

Mary. Ich bin davon überzeugt, lieber James; aber auch du sollst froh sein; — alle Pfeifen kommen mit nach Hause — heute Abend noch stopfe ich selbst dir diesen Türkenkopf; — ich glaube von heute an den Tabakgeruch recht gut vertragen zu können.

Sir James (hoch erfreut). Wie, alle Pfeifen gehen mit — Kreuz Donner — — (er unterbricht sich schnell, die Hand auf dem Munde) vergib, liebe Mary — die Überraschung —

Mary (lächelnd). Wenn es nur beim Donner bleibt — der zündet nicht.

Sir James. Von heute an kein Geheimniß mehr! Jack, laß Victoria schießen (er umarmt Mary).

Miß W. (seitwärts). Die arme Mary — sie glaubt ihm — ich, für meinen Theil, bin überzeugt, daß es noch ein verborgenes Cabinet hier irgendwo gibt, — und ich lasse es mir nicht nehmen, daß es da noch etwas Verborgenes zu finden gäbe. (Sie blickt forschend um sich.)

Sir James. Hier Brigitte (auf die Putzsachen zeigend) dieses trägst du nach Hause, — und dieses da (auf die Pfeifen zeigend) Jack, übernimmst du.

Jack (nimmt die Pfeifenstellage auf, und nähert sich seinem Herrn, leise). Nehmen wir die Windig auch mit? — so ein Luftzug könnte leicht wieder ein Flämmchen zur hellen Flamme aufjagen.

Sir James (auf die Pfeifen zeigend). Diese werden sie wohl bald vertreiben, hoffe ich, (laut) und somit liebe Mary — Miß Wyndham (er bietet beiden den Arm) wollen wir: „noch ein Haus“ — „die zweite Wohnung“ — das Haus des Geheimnisses verlassen. — Die „rothen Blumen und blauen Schleifen“ werden uns als Friedensfahne vorgetragen, — wir wollen an keine „geheime Flamme“ mehr glauben, sondern alles im „Rauche“ enden lassen, — ich mich aber mit dem Sprichworte entschuldigen: „Alte Gewohnheit — eine zweite Natur!“ (Sie wenden sich zum Abgange — während dem fällt der Vorhang.)

Inhalt.

Erzählungen und Novellen.

Gedichte.

Seite

Theater.

